


THE GETTY CENTER LIBRARY



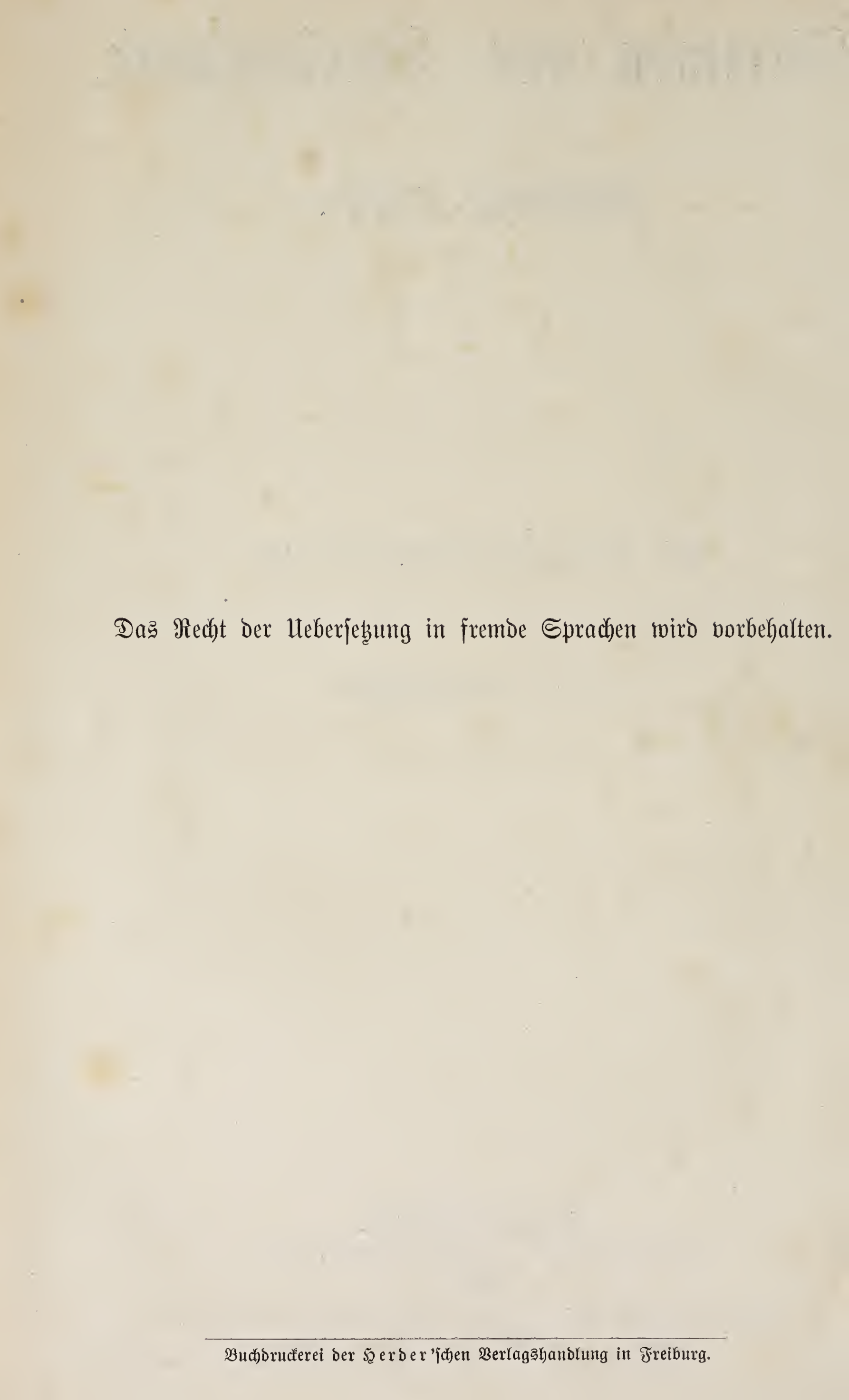
Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

XI. Ergänzungsband.

41.—44. Ergänzungsheft.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1889.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des XI. Ergänzungsbandes.



Der Gottesbegriff

in den

heidnischen Religionen der Neuzeit.

Eine Studie zur vergleichenden Religionswissenschaft

von

Christian Pesch S. J.

Erste Hälfte.

(Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". — 41.)

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1888.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.



Einleitung.

Vorliegende Untersuchung bildet die Fortsetzung zu der frühern Studie: „Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen des Alterthums“ (32. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach“). Als Religionen des Alterthums hatten wir jene bezeichnet, welche den alten griechischen und römischen Classikern bekannt waren, d. h. im großen Ganzen diejenigen der indogermanischen und semitischen Stämme.

Jetzt gilt es, jene Völker zu besprechen, die den Alten unbekannt waren, und über deren religiöse Zustände uns erst die Entdeckungen der letzten Jahrhunderte, ja zum Theil erst der letzten Jahrzehnte, unterrichtet haben. Freilich gibt es in der Geographie und Ethnographie immer noch unerforschte Gebiete; aber dieselben sind im Verhältniß zu den bereits erforschten nicht so bedeutend, daß sie unser Urtheil über die Allgemeinheit des Gottesbegriffes wesentlich zu beeinflussen im Stande wären. Anders verhält es sich in Betreff mancher Einzelheiten des religiösen Denkens und Handelns. Da finden wir freilich der Dunkelheiten noch genug und übergenug.

Immerhin sind doch auch viele religionsphilosophische Fragen, z. B. über den Altersvorrang des Monotheismus oder Polytheismus, über die verschiedenen Wege der Entartung des Gottesbegriffes u. s. w., theils aufgeklärt, theils der Lösung näher gebracht, theils wenigstens in ein neues Licht gestellt worden. Gerade in unserer Zeit ist eine ganz überwältigende Fülle des interessantesten Materials über die höchsten und tiefsten Fragen, welche die Menschheit je bewegt haben, herbeigeschafft worden.

Aber eben die Reichhaltigkeit des Stoffes ist es, welche keine geringe Schwierigkeit bereitet. Eine Schrift wie die vorliegende würde nicht hinreichen, auch nur die Titel der Werke genau anzugeben, welche über Ethnographie und verwandte Wissenszweige erschienen sind. In seinem Buche über die Sudanländer gibt Dr. Paulitschke unter der Ueberschrift: „Das Wichtigste aus der neuern Literatur über die Sudanländer" ein Verzeichniß von ungefähr 600 verschiedenen Schriften über diesen Gegenstand. Dieses eine Beispiel zeigt, wie nahe die Gefahr liegt, bei einer Untersuchung über die Religion aller Völker der Erde alles Mögliche berücksichtigen zu wollen, dadurch in ein trockenes Registriren zu verfallen und anstatt eines lebensvollen Bildes ein hölzernes Gerüst zu bieten.

Um diese Gefahr zu vermeiden, ist eine Auswahl zuverlässiger Gewährsmänner und eine weise Beschränkung in der Umgrenzung der beizubringenden Einzelheiten durchaus erfordert. Glücklicherweise ist diese Aufgabe durch manche ausgezeichnete Sammelwerke bedeutend erleichtert. Gewiß wird kein Leser es uns verübeln, wenn er findet, daß wir die Werke von Waitz-Gerland, Ratzel, Schneider, Roskoff, Réville, Chantepie de la Saussaye, Gloatz u. a. reichlich benützt haben. Es konnte ja unmöglich zweckentsprechend sein, den Stoff, den diese Männer mit großem Fleiße schon gesammelt haben, noch einmal zu sammeln. Vielmehr schien es angezeigt, das bereits gewonnene Material zu sichten und aus anderen, bisher nicht benutzten Quellen zu ergänzen. Zu den letzteren rechnen wir ganz besonders die zahlreichen Berichte in der Zeitschrift „Die katholischen Missionen". Diese Berichte stammen meistens von Männern, die jahrelang im vertrautesten Verkehr mit dem Volke gestanden haben, dessen Sitten und Gewohnheiten sie uns schildern. Protestantische Schriftsteller pflegen aber derartige katholische Quellenwerke nicht zu benützen; ob aus Eifer für die Wissenschaft und Wahrheit oder aus anderen Gründen, bleibe dahingestellt. Wir glaubten daher, diesen bisher nicht gebührend berücksichtigten Quellen eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden zu sollen. Auch die in den protestantischen Missionszeitschriften gesammelten Berichte boten manche werthvolle Mittheilungen.

Die Völker, deren Religion wir betrachten wollen, sind im Gegensatz zu den Indogermanen und Semiten als Turanier bezeichnet worden. Wenn man mit diesem Worte nichts weiter als die negative Bestimmung ausdrücken will, daß wir es mit einer von den beiden ersteren durchaus verschiedenen Völkergruppe zu thun haben, so ist dagegen nichts einzuwenden. Will man aber den Namen so auffassen, als bildeten alle Turanier in ähnlicher Weise eine engere einheitliche Sprachengruppe, wie die Indogermanen oder wie die Semiten unter sich, so wäre das höchstens eine ganz unbewiesene Voraussetzung. Ob es je gelingen wird, alle Sprachen auf drei große Gruppen zurückzuführen, läßt sich bis jetzt gar nicht absehen.

Wir können deshalb auch im folgenden keine Rücksichten der sprachlichen Zusammengehörigkeit als Eintheilungsgrund benützen. Man hat schon versucht, die verschiedenen Arten der Religion selbst zur Klassificirung zu verwenden. Da aber auf diesem Gebiete ungefähr jeder seine eigene Meinung hat und der eine für eine rein willkürliche Erfindung hält, was dem andern von der Natur der Sache gefordert scheint, so ist es gerathener, von einem solchen Eintheilungsversuche Abstand zu nehmen und einfach in geographischer Reihenfolge die Bewohner der verschiedenen Länder nacheinander zu behandeln. Ohnedies werden ja die Nachbarstämme oft genug auch in sprachlicher und religiöser Beziehung miteinander verwandt sein. Wo dies der Fall ist, muß es natürlich hervorgehoben werden.

Eine Bemerkung aus der frühern Studie ist hier mit noch größerer Entschiedenheit zu wiederholen: Kein Buch soll deshalb empfohlen sein, weil es in dieser Untersuchung zum Belege angeführt wird. Die Citate beziehen sich lediglich auf das, was der Verfasser eines Buches entweder als Augenzeuge berichtet oder als Gewährsmann an der jedesmaligen Stelle verbürgt. Seine sonstigen Ansichten und Aussprüche sind damit keineswegs gebilligt. Ein großer Theil unserer heutigen Reiseliteratur ist ein sprechender Beweis dafür, wie wahr ein weltberühmter Mann gesagt hat: Qui multum peregrinantur, raro sanctificantur. Der eine Reisende jubelt förmlich auf vor Freude, wenn er irgend ein Volk entdeckt zu haben glaubt, das sich wenigstens praktisch um die Religion so

gut wie gar nicht kümmert, und er fühlt sich veranlaßt, eine Lobrede auf die Vorzüge eines religionslosen Zustandes zu halten; ein anderer findet auf seinen Entdeckungsreisen betrügerische und sittenlose Bonzen und glaubt, eine durch nichts begründete erbauliche Anwendung auf das katholische Priesterthum machen zu sollen; ein dritter zeigt so unverhohlen sein Entzücken über die „interessante" Natürlichkeit der Wilden, daß es deutlich genug wird, wie schwer er die Fesseln empfindet, die ihm wenigstens die allgemein anerkannten Rücksichten der Sitte auferlegen. Wie bedauerlich derartige Ausschreitungen auch sind, so konnte doch für uns darin kein Grund liegen, das Zeugniß solcher Männer zu verwerfen, wo es sich um Thatsachen handelt, die sie selbst erlebt oder von zuverlässigen Berichterstattern erfahren haben. Mögen sie sich auch noch so sehr gegen Gott und sein Gesetz auflehnen, sie müssen dennoch, auch wider Willen, Zeugniß für ihn ablegen. Es versteht sich von selbst, daß diese Bemerkungen nicht auf alle Reisenden und Reisebeschreiber Anwendung finden, da manche derselben höchst ehrenwerthe Männer sind und um so mehr auf unsere Achtung Anspruch machen dürfen.

I. Die Völker Nord-Europa's und Asiens.

Die Kenntniß der Alten vom Erdkreis war, abgesehen von einem winzigen Theile Afrika's, auf Europa und Asien beschränkt. Aber selbst in diesen beiden Erdtheilen gab es eine große Zahl Völker und Stämme, von denen sie entweder gar nichts oder doch nur dies wußten, daß dieselben überhaupt existirten. Der hohe Norden Europa's, sowie der Norden, der Osten und das Innere Asiens waren so ziemlich verschlossene Gebiete.

Wir haben also vor allem zur Ergänzung unserer frühern Darstellung diese Völker um ihre Ansichten über Gott und sein Verhältniß zur Welt zu befragen.

Da wir früher die Slaven an letzter Stelle unter den indogermanischen Völkern behandelt haben, so schließen sich zunächst ganz naturgemäß jene nicht-indogermanischen Stämme an, die im Norden Europa's und Asiens unter russischer Herrschaft stehen.

1. Die Finnen und verwandte Völker.

Dem altaischen Sprachstamme gehören eine Menge Völker an, welche auch rücksichtlich ihrer Religion eine engere Einheit bilden, indem alle den höchsten Himmelsherrn oder Himmelsgeist verehren. Der Rasse nach sind dieselben theils kaukasisch, theils mongolisch. Sie zerfallen in vier Gruppen: Tungusen, Samojeden, Türken und Ural-Finnen.

Von diesen Stämmen ist der finnische bei weitem der bedeutsamste für das Studium der Religion; denn die Mythologie der Finnen ist viel ausgebildeter und sorgfältiger aufbewahrt, als die der übrigen altaischen Völker, und hat zudem in neuerer Zeit an A. Castrén einen Forscher gefunden, der, wie M. Müller sagt, „Augen zu sehen und Ohren zu hören hat, was nur wenige vor oder nach ihm zu sehen, zu hören und zu verstehen wußten".

Die Finnen im engern Sinne des Wortes, oder wie sie sich selbst nennen, die Suomalainen, d. h. Anwohner der Moräste, deren Heimat

das nordwestliche Rußland ist, besitzen einen reichen Schatz nationaler Volkspoesie und vorzüglich das große Nationalepos Kalewala. Diesen Schatz zu heben, hatte sich der Schwede Castrén zur Lebensaufgabe gesetzt, und zu diesem Zwecke nicht nur die finnische Literatur zum Gegenstande eingehender und sorgfältiger Studien gemacht, sondern auch große und langdauernde Reisen unternommen, um des Volkes Sitten, Sagen und Anschauungen aus der zuverlässigsten Quelle kennen zu lernen. Leider raffte ein frühzeitiger Tod den Gelehrten dahin, bevor er das Ergebniß seiner vielen Mühen und Anstrengungen zu einem einheitlichen Ganzen hätte verarbeiten können. Trotzdem liefern besonders seine Vorlesungen über finnische Mythologie so zuverlässige und dankenswerthe Aufschlüsse über die Religion der Finnen, wie sie sonst nirgendwo zu finden sind. Wir wollen deshalb versuchen, im Anschluß an Castréns Werk die Vorstellung, welche die Finnen sich von der Gottheit bildeten, klarzulegen.

„Der Name Finne hieß im Mittelalter so viel als Zauberer; so sehr wurde die schwarze Kunst dieses Volkes von allen umwohnenden Völkern anerkannt.“ [1] Doch war die Zauberei bei allen altaischen Völkern stark im Schwange; und da die Zauberer bei ihnen Schamanen heißen, so hat man nicht selten die Religion sämmtlicher altaischen Völker kurzweg als Schamanismus bezeichnet. Der Name ist einem rein äußerlichen Merkmal angepaßt, durch welches diese Klasse von Religionen für jeden Fremden sofort auffällig ist. Wenn man aber glaubt, durch das Wort den eigentlichen Kern und das innerste Wesen der religiösen Denkart jener Völker bezeichnet zu haben, so ist das ein Irrthum. Zum Beweise hierfür könnte schon der einzige Umstand genügen, daß die Bezeichnung Schaman dem Buddhismus entstammt, mit dem doch die alte Religion der tschudischen Stämme ganz und gar nichts gemein hat [2]. Sodann aber hat Castrén mit aller Entschiedenheit gegen eine solche Auffassung der altaischen Religionen Einsprache erhoben. „Aus dem Umstande, daß viele dieser Völker den Glauben haben, daß es in der Macht der Schamanen stehe, Geister zu beschwören . . . hat man die Schlußfolgerung ziehen wollen, daß sie die Macht der Schamanen als die höchste ansehen und eigentlich kein göttliches Wesen anerkennen, welches sie verehren und anbeten würden. Wer wird nicht gerne zugeben, daß das ganze Schamanenthum einen Protest gegen die blinde Gewalt der Naturmächte

[1] Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. Von Dr. F. J. Mone. Leipzig 1822. I. S. 49.

[2] Vgl. M. Müller, Essays. Leipzig 1869. I. S. 339.

über den Menschengeist enthalte? Dieser Protest ist aber keineswegs die höchste Idee, welche die heidnische Religion der altaischen Völker beherrscht. Eine Grundbedingung für eine jede Religion, die diesen Namen verdient, ist die, daß sie die Abhängigkeit des Individuums von höheren Mächten anerkennt, welche es entweder mit Liebe oder Furcht, entweder unter dem Gewölbe eines Tempels oder in den Tiefen seines Herzens verehrt und anbetet. Es gibt weder in den Wüsten Hochasiens, noch auf den Tundren Sibiriens irgend ein Volk, welches nicht das Dasein von gewissen höheren, dem Menschen überlegenen Mächten anerkennen würde."[1] Auch die Zauberer selbst glauben durchaus nicht, alle Götter beherrschen zu können, sondern suchen sich vielmehr die himmlischen Mächte geneigt zu machen, um mit ihrer Hilfe das Böse in der Natur und besonders schadenbringende Geister zu überwinden. Castrén versichert, daß er mehr als einmal diese Beobachtung gemacht habe.

Fragen wir nun vor allem, welches die ursprünglichste Gottesbezeichnung der finnischen Mythologie ist, das Analogon zu dem indogermanischen Dyu und dem semitischen El, so lautet die Antwort: dieser altehrwürdige Name ist **Jumala**; denn so wird Gott nicht nur bei den Finnen, sondern auch bei den Lappen, Esthen, Syrjänen, Tscheremissen und Samojeden genannt, während die übrigen Gottheiten einzelnen Völkerschaften eigenthümlich sind.

Jumala bedeutet zunächst „Ort des Donners", d. h. Himmel, dann aber den Herrn des Himmels. In der ausgebildeten Mythologie ist das Wort bereits Appellativum geworden (wie deus); es bedeutet also einfach Gott und ging in diesem Sinne auch in das Christenthum über. Sobald aber Vielgötterei eingetreten und jeder Gott Jumala war, mußte zwar nicht der Begriff, aber doch der Name des höchsten Gottes durch einen andern ersetzt werden. Wie an des Dyu Stelle Varuna, so trat an des Jumala Stelle Ukko. Doch macht Jumala gerade wie Dyu auch in der spätern Mythologie noch zuweilen seine alte Bedeutung geltend. So wird er in der Kalewala angerufen als Herr des Himmels, der Sonne, der Luft, der Erde, der alles Uebel verscheuchen, alles Gute verleihen kann.

„Selbst, o Gott, du in den Lüften,
Mach zurecht du deine Füllen,
Rüste deine raschen Renner,
Fahre her in bunten Schlitten,

---

[1] A. **Castrén**, Vorlesungen über finnische Mythologie. Uebersetzt von A. Schiefner. Petersburg 1853. S. 1 f.

Durch die Knochen, durch die Glieder,
Durch das Fleisch, das sich beweget,
Durch die Adern, die zerrissen.
Bind' das Fleisch fest an die Knochen,
Bind' die Adern an die Adern." [1]

Indessen erscheint Jumala in der Kalewala ähnlich wie Dyaus in den Veden, nur mehr in unbestimmten, nebelhaften Umrissen. Er ist in den dunkeln Hintergrund zurückgetreten und hat die Leitung der Welt anderen überlassen.

Ukko gilt in der Mythologie als der höchste Gott, ist aber im übrigen in die Göttersage wenig verwoben; er steht außer und über dem Kreis der anderen Götter. Als Beherrscher des Himmels und der Luftregion thront er auf den Wolken. Mit undurchdringlicher Rüstung ist er wohl gewappnet, der Blitz ist sein Schwert, der Regenbogen seine Schießwaffe, der Donner seine Rede.

Er wurde besonders um gedeihliches Wetter angefleht:

„Ukko, du, o Gott, dort oben,
Du, o Vater, in dem Himmel,
Der du in den Wolken waltest,
Und die Wölklein alle lenkest:
Halte Rath du in der Wolke,
Guten Rath du in den Lüften.
Schick aus Osten eine Wolke,
Laß aus Nordost sie erscheinen,
Sende andre her aus Westen,
Schneller welche aus dem Süden.
Laß die Wolken Honig träufeln,
Daß die Aehren sich erheben,
Daß die Saaten munter rauschen." [2]

Im Frühlinge feierte man Feste zu Ehren des Ukko und stellte ihm auf heiligen Bergen Lebensmittel als Opfer hin.

Auch um Beistand im Kampfe wurde Ukko angefleht. So bittet ihn ein Held in der Kalewala, ihm den Blitz zu leihen, damit er mit demselben die feindlichen Wesen vernichte:

„Ukko, du, o Gott, dort oben,
Alter Vater du im Himmel,
Der du durch die Wolken redest,
Durch die Luft dich offenbarest:
Reiche mir ein Schwert voll Feuer,
In der Scheide voller Feuer . . .
Daß den Zaub'rer aus der Erde,
Aus dem Wasser ich bezwinge." [3]

---

[1] Castrén S. 21. [2] Castrén S. 36. [3] Castrén S. 41.

Ukko's Macht und Thätigkeit war überhaupt nicht auf ein einzelnes Gebiet beschränkt; er besorgte die Geschäfte aller Götter und wurde deshalb auch in allen Lagen und Nöthen des Lebens angerufen. Er ist Vogelfänger, Jäger, Fischer und führt den Jägern auf ihre Bitte die Thiere in Netz und Falle. Er ist der Erfinder der Musik und aller Kunst und Wissenschaft, er versteht sich ganz vorzüglich auf den Schiffbau, er ist der Gott der Heilkunde, und alle diese Künste benutzt er zum Heile der Menschen; denn er ist ja, wie sein Name besagt, aller „Großvater".

Nach einigen soll Maan Emo oder Akka, die Göttin der Erde, für Ukko's Gemahlin gehalten worden sein, doch ist das keineswegs sicher. Die Erdenmutter hatte an erster Stelle die Aufgabe, die Menschen und Thiere mit Nahrung zu versorgen:

„Alte, die du unten weilest,
Erdenmutter, Erdenwirthin,
Bring den Rasen du zum Treiben,
Bring die Erde du zum Wachsen . . .
Laß die Halme dicker werden,
Tausendfach die Aehren steigen,
Hundertfach die Aeste schießen,
Durch mein Ackern, durch mein Säen,
Durch die Mühe, die ich habe." [1]

Die übrigen Götter sind sehr zahlreich, stehen aber unter sich in keinerlei Abhängigkeit voneinander. Die ersten unter den Naturgöttern sind die Sonne, Paiva, der Mond, Kuu, und die Sterne, die alle Frauen und Kinder haben. Ein Sohn der Sonne ist Panu, der Gott des Feuers. Alle diese Gottheiten gelten wegen ihres herrlichen strahlenden Wesens als wohlthätige Mächte und werden deshalb fleißig verehrt. Weil sie für allwissend gehalten werden, fragt man sie in verborgenen Dingen um Rath.

An die Gestirngötter reihen sich die Luftgötter und an diese die Wassergötter, unter denen Ahto hervorragt. Er ist ein alter ehrwürdiger Mann mit einem Barte von Gras und einem Kleide von Schaum. Abgesehen davon, daß er fremdes Eigenthum liebt und die Seelen der Ertrunkenen bei sich behält, ist er wie seine Gattin Wellamo gut und freundlich. Man bittet ihn um reichen Fischfang:

„Ahto, Wirth der hundert Fluten,
Herrscher du von hundert Gruben . . .
Scheuch hervor die grät'gen Schaaren,
Treibe du der Fische Heerde,
Wo wir dieses Netz erheben."

---

[1] Castrén S. 88.

Ebenso um günstige Fahrt:

„Laß den Nachen schneller laufen,
Du die Eisenhaken knarren,
Durch der Wogen wilde Brandung,
Durch die schaumbedeckten Fluten.“ [1]

Es leben aber im Wasser auch böse Wesen, deren gefürchtetstes „Wesi-Hiisi“ ist, so daß der Ausdruck: „Geh zu Hiisi“ als die ärgste Verwünschung gilt. Hiisi ist auch der Name des Waldteufels, der den guten Waldgöttern mit Tapio an der Spitze gegenübersteht. Tapio ist uralt, hat einen dunkelbraunen Bart, einen hohen Hut aus Föhrennadeln und einen Pelz aus Baummoos. Gräser, Bäume, Sträucher, Haine, alle hatten ihre eigenen Gottheiten oder Geister, so daß die Zahl derselben als überaus groß angenommen wird. Der allgemeine Name für Schutzgeist ist Haltia; doch läßt sich nicht feststellen, welcher Unterschied zwischen Göttern und Geistern nach finnischer Anschauung obwaltete. Nur das ist gewiß, daß alle Götter und Geister dem höchsten Himmelsgotte unterthänig sind.

„Einige Götternamen mehr oder weniger,“ sagt Castrén, „will in der finnischen Mythologie, die davon überschwemmt wird, nichts bedeuten. Die Hauptsache ist, daß wir die Natur der finnischen Götterlehre richtig auffassen.“ Das Wesen der finnischen Religion bestand ursprünglich in der Verehrung Eines höchsten Himmelsherrn. Zu einer Zeit aber, als die einzelnen Stämme der altaischen Sprachfamilie sich schon voneinander getrennt hatten, artete die Gottesverehrung allmählich in Naturvergötterung und Polytheismus aus. „Nichts ist in den heidnischen Religionsformen gewöhnlicher, als daß die Götter umgestaltet und zu Menschen werden. Besonders gehört es zur Natur des Polytheismus, die Götter nach und nach menschliche Gestalt annehmen zu lassen; denn sobald eine Religion viele Götter anerkennt, muß natürlich die Wirksamkeit des einen Gottes durch die anderen begrenzt und beschränkt werden, und jeder Gott sonach als ein endliches Wesen erscheinen.“ [2]

Ein ausgeprägter Zug der finnischen Religion ist der Glaube an die Unsterblichkeit und die damit zusammenhängende Todtenverehrung. Die Finnen hegen die feste Ueberzeugung, daß der Tod das Dasein des persönlichen Lebens nicht vernichtet, sondern daß jedes Individuum als solches auch noch jenseits des Grabes fortbesteht. Ja, man ist sogar über-

[1] Castrén S. 80. 82. [2] Castrén S. 105. 307.

zeugt, daß der Mensch nach dem Tode mit einem neuen, und wenn auch feinern, doch wirklichen Leibe versehen werde. Daher legt man in und auf das Grab Nahrung, Kleidung, Aexte, Messer, Feuerzeuge, Kessel, Schlitten, Speere und überhaupt Gegenstände, deren der Verstorbene sich im Leben bedient hatte. Im Geheul des Windes, im Rascheln des Laubes, im Knistern des Feuers wittert man die Nähe und das Wirken der Abgeschiedenen. Dem Auge gewöhnlicher Menschen sind dieselben allerdings verborgen, aber dem Auge des Schamanen traut man das Vermögen zu, sie zu sehen und ihre Gedanken zu erforschen. Die Ehrfurcht vor den Verstorbenen wird von der Furcht vor denselben überwogen; denn man ist überzeugt, daß die Verstorbenen sich den Lebenden hauptsächlich nahen, um diesen zu schaden. Besonders groß ist die Angst vor den todten Schamanen. Um die Seelen von der Rückkehr in ihre ehemaligen Wohnsitze abzuhalten, wirft man hinter den Sarg, sobald derselbe aus dem Zimmer getragen ist, einen glühend heißen Stein, an welchem der Todte sich die Füße verbrennen würde, falls er umkehren wollte. Um ihm ferner jeden Vorwand zur Belästigung der Lebenden abzuschneiden, gibt man ihm reichlichen Mundvorrath an das Grab mit. Endlich umschließt man noch zuweilen die Beerdigungsstätte mit Pfählen, über welche die Lebenden nicht hinein- und die Todten nicht heraussteigen können. Beherrscher des Todtenreiches ist Kalma, auch Tuoni oder Moma genannt, der über eine Menge schrecklicher unterirdischer Wesen gebietet.

So setzt sich also die Religion der Finnen aus drei charakteristischen Bestandtheilen zusammen: 1. aus dem Glauben an einen höchsten Himmelsherrn, dem alle anderen göttlichen Wesen unterthan sind; 2. aus dem Glauben an die Naturgeister, mit welchen der Mensch häufig in Verkehr tritt; 3. aus dem Glauben an die Geister der Verstorbenen und dem Culte der Todten[1].

Die Religion der Finnen ist im wesentlichen die aller altaischen Stämme, doch mit dem Unterschiede, daß die religiösen Anschauungen der übrigen Zweige dieser Familie viel roher und weniger bekannt sind.

Bei den Lappen heißt Jumala Jubmel (bei den Tscheremissen Juma); Ukko war unter dem Namen Aya bekannt, was Großvater und Donner bedeutet. Ein anderer Name für denselben Gott war Tiermes. Die Sonne (Baiwe) galt ebenfalls als eine sehr mächtige Gottheit und

[1] Vgl. M. Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. 2. Aufl. Straßburg 1876. S. 192 f.

wurde auf der Zaubertrommel abgebildet. Jeder Lappe hatte eine Menge Schutzgeister oder Saivos, die in bestimmten Gegenständen oder Thieren wohnten. Solche Wohnsitze hießen Saivo-Aimo. Es gab auch Bilder der Schutzgötter in Holz oder Stein, die man gewöhnlich Storjunkare nennt; der eigentliche Name aber war Seida. Dieselben standen meistens unter offenem Himmel, nicht selten gruppenweise zusammen. Von der eifrigen Verehrung der Seida hing alles Heil und Glück ab. Bei einigen Stämmen galten diese Wesen als Erdgeister, bei anderen als Wassergeister. Ganz vorzüglich verehrten aber die Lappen die Sarakka, eine Art Venus. „Diese Göttin hatten die Lappen immer im Munde, immer im Herzen; an sie richteten sie ihre Gebete, sie riefen sie bei all ihren Verrichtungen und Anliegen an und hielten sie für ihren ganzen Trost und ihre Zuflucht. Kurz, Sarakka war die erste und die letzte, die liebste und die zuverlässigste, und diejenige, auf welche sie in allen ihren Handlungen mit der größten Zuversicht bauten. Sie wurde von allen hochgeehrt und vor allen anderen angebetet. Was man essen oder trinken mochte, immer wurde sie bedacht, an sie richtete man seine Gelübde und seine Opfer.“ [1] Die Manen der Verstorbenen galten als göttliche Wesen; ihr König war Tuona, ihre Königin Jabmem Akka. Die Sünder und Gottlosen kommen in die Hölle zu Peskal und Rota. „Auf den ersten Anblick ist die Religion wie das Land arm, unbehilflich und genügsam, aber ausgezeichnet durch das große Vertrauen des Volkes. . . . Daß bei diesem Volke die Geisterlehre so sehr ausgebildet wurde, ist nicht zu verwundern. . . . In der todten Einsamkeit jenes Landes, unter den vielen Gebirgen und Seen drängt sich dem Menschen der Gedanke an die geistigen Zwischenwesen von selber auf.“ [2]

Die Religion der Esthen war ebenfalls die gleiche wie die der Finnen. Jumala hatte auch bei ihnen dem Ukko Platz machen müssen, der unter verschiedenen Bezeichnungen, besonders als Tarapyhha (Donnergott, der Tiermes der Lappen) verehrt wurde. Ihm gegenüber stand ein böses Wesen und unter diesem zahlreiche schadenstiftende Geister, die besonders durch Stürme Unheil anzurichten suchen. Wenn darum ein Wirbelwind entstand, so warf man mit Steinen oder Messern hinein, um den Geist in seinem bösen Werke zu stören.

---

[1] Jessen, Afhandling on the Norske Finners og Lappers hedenske Religion. S. 21 f. Bei Castrén S. 143.

[2] Mone, Geschichte des Heidenthums. I. S. 37 ff.

Nirgendwo aber war der Geisterglaube und der Geistercult so tief gewurzelt, als bei den altaischen Völkern Asiens und besonders bei den Samojeden. Während nämlich die Finnen glauben, daß man mit den Göttern unmittelbar verkehren könne, bedürfen die Samojeden dazu der Vermittlung der Schamanen und Geister, weil Gott eben fern, sehr fern wohnt. Doch gilt dies nicht so allgemein, daß die Samojeden nie unmittelbar zu den Göttern beteten. Aber bei weitem den größten Raum in der praktischen Religionsübung nimmt doch die Geisterverehrung ein. „Die Gottheiten, welche die samojedischen Schamanen vorzugsweise bei allen Unternehmungen anrufen, sind die sogen. Tadebejos oder unsichtbare Geisterwesen, welche sich in der Luft, in der Erde, im Wasser und überall in der Natur aufhalten. Von diesen Tadebejos habe ich manchen Samojeden erzählen hören, daß sie nichts anderes wären als die Manen verstorbener Menschen; andere dagegen halten sie für eine untergeordnete Klasse göttlicher Wesen.“ [1] Die Geister erhören die Gebete und nehmen die Opfer an und verwenden sich dann bei Num, damit er ihren Verehrern beistehen möge. Num ist ein anderer Name für Juma, und beides bezeichnet in der Sprache der Samojeden einfach Gott. Sein gewöhnlicher Beiname ist Jilibeambaertje, d. h. Beschützer der Heerde. Er ist der Hervorbringer aller Dinge; er weiß alles, belohnt das Gute und bestraft das Böse. Er offenbart sich in allen großartigen Erscheinungen der Natur. Als Castrén eines Abends am Meere stand, fragte er seinen samojedischen Begleiter: „Wo ist Num?“ — „Dort!“ sagte dieser und deutete auf das unermeßliche Meer hin. Ein samojedisches Weib dagegen verehrte den Gott in der Sonne, indem sie morgens zu derselben gewendet sagte: „Wenn du dich erhebst, stehe auch ich auf“, und am Abende: „Wenn du niedersinkst, begebe auch ich mich zur Ruhe.“ Das Weib war so stolz auf diesen Act ihrer Frömmigkeit, daß sie Castrén bemerkte, leider seien einige unter ihren Landsleuten so roh und wild, daß sie nie ein Gebet zu Gott emporsendeten [2]. Ueberhaupt beklagen die Samojeden eine entschwundene goldene Zeit, in welcher Gottesfurcht und Sittenreinheit den Menschen die Gunst des Himmels erwarb. Jetzt aber habe Gott sich vor der Bosheit der Menschen zurückgezogen und den Geistern die Regierung der Welt überlassen. Deshalb wird auch von Num kein Bild verfertigt, sondern die Götzenbilder stellen sämmtlich Schutzgeister dar. Weil es auf Waigatz eine große Zahl solcher Bilder gibt, heißt diese Insel „Götter-Eiland“.

---

[1] Castrén S. 122. [2] Castrén S. 16.

Man denkt sich die Götterbilder von den Geistern beseelt. Auf die Frage aber, wie die Geister hineingekommen, pflegt die Antwort zu lauten: „Wir wissen es nicht; wir verehren aber dieselben Götter, die unsere Väter vor uns verehrt und unter deren Schutz sie ein glückliches Leben geführt haben.“[1] Außer den öffentlich aufgestellten Bildern haben sie besondere Privat- und Familiengötzen, Hahe genannt. Künstlich geformte heißen sie Sjadaei, d. h. „mit einem Gesichte versehene“. Diese Schutzgeister müssen für gute Jagd, Gesundheit, Reichthum, Glück sorgen und werden deshalb auf den Zügen in einem besonders geschmückten Schlitten (Hahengan) mitgenommen. Bei einigen Stämmen heißen die Bilder Koika. Die Ansicht der Samojeden vom Leben nach dem Tode ist die finnische.

Dasselbe gilt von den Ostjaken, die sich gerade wie die Samojeden durch ihr Aeußeres sofort als Finnen kennzeichnen: dunkle Hautfarbe, pechschwarzes, schlichtes Haar, kleine Stumpfnase, schräg geschnittene Augen, zurücktretende Backenknochen. Obschon der Buddhismus bis zu diesem Volke vorgedrungen ist, halten sie doch an Jilibeambaertje fest, der mit seinen Untergöttern, Tadebisio, ihre Heerden schützt. Den höchsten Gott nennen sie auch Tuurum; sie bilden denselben nicht ab. Ja einige Ostjaken versicherten Castrén, daß sie überhaupt nichts von einem Gotte außer Tuurum wüßten. Die Götzenbilder stellen Schutzgeister dar. Der Schutzgeist des Stammes heißt Ja-Jeru-Hahe, während jede Familie ihren Sjadaei-Hahe hat. Diesen formt sich der Ostjake aus Lehm und verspricht ihm vor der Jagd reiche Opfer. Ist das Ergebniß günstig, so bekommt Sjadaei-Hahe den Mund mit Blut bestrichen; für ungünstige Jagd aber erhält er Ruthenstreiche, und zwar so ordentliche, daß er meistens darüber in Stücke geht. Hat sich der Zorn gelegt, so wird ein neuer Götze gemacht, dem das gleiche Schicksal bevorsteht[2]. Das deutet zur Genüge an, auf welch tiefer Stufe des intellectuellen Lebens der Ostjake steht.

Die Jenissei-Ostjaken, die sich rücksichtlich der Sprache sehr von den übrigen altaischen Völkern unterscheiden, verehren am meisten den Himmelsgott Esdrum, sowie das Götterpaar Koi und Imlja oder Banguus, die im Innern der Erde wohnen und zahlreiche Nachkommen haben. Die Geister können alle beliebigen Gestalten annehmen, leben aber besonders im Bär und Mammuth und in den Götzenbildern[3].

---

[1] A. a. O. S. 197. [2] A. Kohn, Sibirien. Leipzig 1876. S. 36.
[3] Castrén S. 228 f.

Der größte Gott der heidnischen Kamtschadalen ist Kutka, der Schöpfer Himmels und der Erde. Er hat eine Frau, die Chachi heißt. Mitgk ist der Flußgott, der die Fische zutreibt. Ein anderer, ganz unsichtbarer und unbekannter Gott ist Dustächtschisch. Diesem erbaut man Pfeiler, die mit Epheu umwunden und bei denen Opfer niedergelegt werden. Im übrigen leben auch die Kamtschadalen der Ueberzeugung, daß nicht mehr Gott, sondern die Geister die Welt regieren. Sie haben vor denselben nicht geringe Furcht und suchen mit Hilfe der Schamanen ihre Gunst zu erringen [1].

Nach dem Tode glauben die Kamtschadalen zu Hantsch, dem Könige der Unterwelt, zu kommen. Die Verhältnisse ändern sich im andern Leben so, daß die Reichen arm und die Armen reich werden. Alle aber werden von Hunger, Noth und Leiden jeglicher Art dort befreit sein.

Die Tschuktschen sind vielleicht das interessanteste, aber auch das wenigst gekannte Volk Sibiriens. Sie glauben an einen höchsten Gott, Aenen, der in einem unzugänglichen Himmel wohnt. Bei den Cultushandlungen fungirt der Stammesälteste als Priester oder Zauberer. Indessen werden auch hier zumeist die Geister, Kama, verehrt. Die Bilder derselben sind in menschenähnlicher Form aus Holz geschnitzt. Als Opfer wird ihnen ein Stück Speck in den Mund gesteckt. Häufig werden Rennthieropfer dargebracht. Es gibt auch Götzenbilder in Thierform [2].

Westlich an die Tschuktschen schließen sich Stämme an, welche entweder mit den Mongolen verwandt oder von denselben in ihren religiösen Ueberzeugungen beeinflußt worden sind.

Zu den letzteren gehören die Jakuten. Ihren eigenen Ueberlieferungen gemäß lebten diese früher lange Zeit in Gemeinschaft mit den Mongolen. Von ihren Nachbarn aber allzu sehr belästigt, bauten sie sich Flöße und fuhren den Lenafluß hinunter, um sich am mittlern Laufe desselben anzusiedeln. Ihre Religion ist zwar von jener der übrigen sibirischen Stämme nicht wesentlich verschieden; aber sehr bemerkenswerth ist der Name, mit dem sie die Gottheit benennen. Tangara bedeutet zunächst Himmel, dann aber Gott, gerade wie das mongolische Tengri, das türkische Tangry, das hunnische Tangli, das chinesische Tien. Bei den zum Christenthume bekehrten Sibiriern werden die Heiligen Tangara genannt.

Hier haben wir also bei örtlich und zeitlich weit getrennten Stämmen Einen ursprünglichen Gottesnamen, dem die gleiche Anschauungsweise

[1] R. Andree, Das Amurgebiet. Leipzig 1876. S. 190 f. [2] A. a. O. S. 221.

zu Grunde liegt, entsprechend dem arischen Dyu und dem semitischen El. Bedenken wir überdies, daß all diese Völker in gleicher Weise die Naturgeister und die Manen der Verstorbenen verehren, so drängt sich wie von selbst die Ueberzeugung auf, daß wir hier einen jener großen Religionscontinente vor uns haben, in welche die Menschheit sich scheidet [1].

Nahe verwandt mit den Mongolen sind die Tungusen auf der rechten Seite des obern und mittlern Jenissei. Sie bekennen sich zwar zum Lamacultus, haben aber daneben viele Bestandtheile aus ihrer alten Religion beibehalten. Ihr höchster Gott heißt Buga oder Boa (vielleicht verwandt mit dem slavischen Bog). Sie bilden denselben nicht ab, weil er ein unsichtbares Wesen sei, das man nicht verehren könne [2]. Sonne, Mond, Sterne und Erde werden dagegen abgebildet und verehrt. Wälder, Berge, einzelne Orte oder Gegenstände haben ihre besonderen Schutzgeister, die man Schowokoi oder Hargi nennt. Das Feuer wird besonders als reinigendes Element durch Darbringung von Opfern verehrt. Ebenso wird dem Wasser Verehrung gezollt. Doch sind all diese Gegenstände nur insofern heilig, als sie von Geistern bewohnt gedacht werden. So muß man auch den bei allen sibirischen Stämmen, besonders aber bei den Kamtschadalen stark hervortretenden Thiercult erklären. Die Thiere kamen von jeher vielen heidnischen Völkern als geheimnißvolle, durch Kraft, List oder Kunstfertigkeit ausgezeichnete Wesen vor. Daher ließ man entweder die Thiere von Geistern bewohnt sein, oder glaubte auch wohl, daß die Geister einfach Thiergestalten annähmen.

Die Burjäten oder Buraten sind ein aus der Mongolei nach Sibirien eingewandertes Volk. Sie bekennen sich theoretisch zum Buddhismus; ihre thatsächliche Religion besteht aber in Verehrung der Sonne und der Schutzgeister. Die Tadebejos heißen bei den Burjäten auch Chattyja (Wirthe). Jedes Haus, jeder Ort, jedes Wasser hat seinen besondern Geist, und auf diese Geister bezieht sich beinahe der ganze Cultus; nur werden jeden Morgen und Abend der Sonne besondere Gebete dargebracht.

Diese Art der Religion ist bei den Mongolen überhaupt vorherrschend, obschon stark mit buddhistischen Bestandtheilen zersetzt. An die Stelle der frühern höchsten Gottheit Tengri ist Burchan, d. h. Buddha, getreten, der auch Tengri- oder Oktorgoi-Burchan (Himmels-Buddha) genannt wird. Ihm gegenüber steht ein böses Wesen, Ukudel mit Namen. Die Geister werden nach wie vor unter dem Namen Tengri

---

[1] Vgl. M. Müller, Einleitung. S. 181 ff. [2] Castrén S. 235.

zumeist verehrt. Früher war der Name für den höchsten unter den mythologischen Göttern Natagai oder Itoga, der aber nur verehrt wurde, insofern er in den Götzenbildern wohnte.

Der Buddhismus wurde unter den Mongolen officiell als Staatsreligion anerkannt im 13. Jahrhundert n. Chr. durch Kubilai-Chan. Dieser Fürst hatte sich lange dem Christenthume zugeneigt; doch entschloß er sich zuletzt für den Buddhismus, weil es ihm dadurch ermöglicht wurde, sich zum Sohne und Stellvertreter des Himmels ausrufen zu lassen.

Das geistliche Oberhaupt ist der Kutuktu, der in Urga (Kuren) wohnt und als Incarnation des höchsten Buddha gilt. Kutuktu heißt er als Stellvertreter des Dalai Lama von Lhassa, sein eigener Name ist Guison-Tamba[1]. Urga ist hauptsächlich eine heilige Stadt mit etwa 10 000 Mönchen und vielen Heiligthümern, zu denen jedes Jahr zahllose Pilger wallfahrten. Die Mongolen halten sehr viel auf das Gebet, besonders das häufige Hersagen bestimmter Formeln. Fast bei allen Ereignissen des Lebens ist die Religion, d. h. die Beobachtung abergläubischer Gebräuche, mit im Spiel. Keine Opfer sind ihnen zu groß, um sich eine gute Existenz im Jenseits zu sichern. Den Himmel denken sie sich als einen Ort ewigen Frühlings und unaufhörlichen Genusses. Umgekehrt sind die Qualen der Hölle furchtbar; doch vermag das Gebet und besonders die Fürbitte der Mönche aus denselben zu erretten.

Der Buddhismus hat dem Volke seine ursprüngliche Wildheit benommen, aber es dafür weich, träge, abergläubisch und liederlich gemacht. Ein englischer Reisender sagt, die Unsittlichkeit in der Mongolei sei geradezu erschrecklich, Urga ein rechter Teufelssitz. „Die großen Sünder in der Mongolei sind die Lamas, die Centralstätten der Verkommenheit sind die Tempel. Es ist das System, welches die Lamas macht und sie in die Brutstätten des Lasters setzt", weil nämlich die Kinder, ohne zu wissen, um was es sich handelt, zu Lamas gemacht und dann gänzlich verdorben werden[2].

In die Mandschurei drang der Buddhismus schon im zehnten Jahrhundert ein, im zwölften Jahrhundert besaß er Tempel und Bonzereien, obschon die Regierung ihm entgegen war. Im 16. Jahrhundert unter der neuen Herrschaft wurde Buddha officiell unter dem Namen

---

[1] Ueber die ihm zu leistenden Huldigungen vgl. Ritter, Erdkunde. 2. Aufl. II. S. 262 ff.

[2] Among the Mongoles. By J. Gilmour. London. pp. 211 ss.

Fusihi oder Fusa unter die Geister aufgenommen, denen man opferte. Seit dem 17. Jahrhundert aber ist die Religion der Mandschu so mit der chinesischen verwachsen, daß sie keine eigene Darstellung erfordert.

Auch die Kalmücken in den Steppen am Kaspischen Meere wollen Buddhisten sein; thatsächlich sind sie jedoch dem Schamanenthume ergeben, besonders die Bergkalmücken im Altai. Dem Tangirichan (Himmelsfürsten) oder Pajana als dem höchsten guten Gotte steht ein böses Princip gegenüber, das Erlik, Kösmös oder Schaitan heißt. Bei diesem Volke spielen ebenfalls die Geister die erste Rolle im Glauben und Cultus. In und vor den Jurten hängt man Götzenbilder auf. Den guten Geistern opfert man, um ihre Gunst zu gewinnen, den bösen, um ihren Zorn abzuwenden, jenen weißes, diesen schwarzes Vieh. Doch bekommt der Götze nur die Knochen und Extremitäten des Thieres, das Fleisch essen die Opfernden selbst. In einigen Gegenden spritzt man etwas von jeder Speise nach allen Seiten hin als ein Opfer für die Geister. Bei gefährlichen Berg- und Flußübergängen sind Steinhaufen, Obo, errichtet, bei denen der Vorübergehende dem Schutzgeiste ein Opfer bringt, indem er ein Steinchen oder einen Zweig oder Haare von der Mähne seines Pferdes oder dergleichen auf den Steinhaufen legt [1].

Die südlich von den Kalmücken wohnenden Völker, wie die Kirgisen und die Bewohner der freien Tatarei, bekennen sich zum Islam, haben aber zum Theil buddhistische Ideen aufgenommen und noch mehr von dem ursprünglichen Schamanismus bewahrt. Verehrung der Gestirne und des Feuers ist ein sehr hervortretender Zug in der Religion der Tataren. Zahlreiche Erzählungen beziehen sich auf die guten und bösen Geister im Innern der Erde und auf die Strafen der Sünde in der Unterwelt. Einige solcher Sagen hat Castrén [2] mitgetheilt. So muß z. B. eine Frau, die bei Lebzeiten ihren Gästen mit Wasser verdünnte Milch vorsetzte, in alle Ewigkeit Wasser und Milch voneinander sondern. Weiber, die Garn gestohlen haben, müssen den Knäuel verschlucken, können ihn aber nicht hinunterbringen. Andere, die Steine in die Butter gesteckt haben, um dieselbe schwerer zu machen, haben die Steine um Hals und Arme zu tragen. Solche Erzählungen sind bei allen Völkern Mittel- und Nordasiens sehr häufig.

Die große Tatarei oder Turan ist die Urheimat der Türken, die von hier aus Westasien und Europa überschwemmten. Bevor die Türken

[1] Fr. v. Hellwald, Centralasien. Leipzig 1875. S. 91 ff.
[2] Castrén S. 148 ff.

Mohammedaner wurden, war ihre Religion dieselbe wie die der bisher besprochenen Völker. Sie hatten den Begriff eines höchsten unsichtbaren Wesens, dem eine Menge guter und böser Geister untergeordnet war. Der höchste Gott hieß bei den Seldschuken Kauk-Tangri, was wohl einfach Himmelsgott bedeutet. Diesem „Geiste des Himmels" brachten sie Pferde, Stiere und Widder zum Opfer dar[1]. Doch verehrten sie auch die Erde und das Wasser und besonders das Feuer und die Gestirne, so in der Stadt Tschigil besonders den Canopus und den Orion[2]. Bei einem Theile der Türken hatte vor dem Mohammedanismus schon der Buddhismus Eingang gefunden.

Erwähnen wir nun noch mit ein paar Worten des am weitesten bis in das Herz von Europa vorgeschobenen Zweiges des altaischen Sprachstammes, der Magyaren. Die Religion der vorchristlichen Magyaren ist in das Dunkel einer geschichtslosen Zeit eingehüllt. Das höchste Wesen, der Schöpfer aller Dinge, heißt Isten. Ihm gegenüber steht der böse Urdung (jetzt Oerdöng). Die guten und bösen Geister sind es, die zunächst die Kräfte und die Geschicke der Menschen lenken. „Die weltbekannte Untugend des Magyaren, das Fluchen, ist der unvertilgbare Ueberrest des Glaubens der Väter an das böse Princip. Wenn der Magyare flucht, beschuldigt er den Urdung oder seine Repräsentanten, den Hund und das Schwein, das Böse gegeben oder erschaffen zu haben, oder stellt sich selbst als Werkzeug des Urdung dar, und kündet, grauenvoll genug, was er Böses zu vollführen bereit."[3] Beim Beginne gefährlicher Unternehmungen, sowie beim glücklichen Ausgange derselben brachten die Magyaren Opfer dar, deren vornehmstes das Pferdeopfer war. Dem Opfer folgte eine Mahlzeit, bei welcher sie vermuthlich das Opferfleisch aßen. Außer den großen Opfern (Aldomás) konnte jeder nach Bedürfniß und Vermögen Privatopfer darbringen. Noch hundert Jahre nach den Bekehrungsversuchen mußte ein Gesetz erlassen werden, welches verbot, „nach heidnischer Sitte an Brunnen, Bäumen, Quellen und Steinen zu opfern"; ja noch heute ladet der Magyare zum Trinken ein mit den Worten: „Trinken wir den Aldomás." Priester

[1] J. W. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches. Hamburg 1840. I. S. 24 f.

[2] J. v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches. 2. Aufl. Pesth 1834. I. S. 34.

[3] J. Graf Mailáth, Geschichte der Magyaren. 2. Aufl. Regensburg 1852. I. S. 25.

waren zum Opfern nicht nothwendig. Dagegen hielt man große Stücke auf Zauberer und Zauberinnen. Die Magyaren glaubten an die Unsterblichkeit der Seele. „Die Vorstellung, die sie sich von den Freuden des Himmels gemacht, mag wohl sehr irdisch und von ihrer Lebensweise entlehnt worden sein. Immerwährende günstige Jagd, immer glücklicher Fischfang, unverwüstliche Rosse, unzählbares Hornvieh, Ueberfluß an geistigen Getränken, die Erinnerung und Feier errungener Siege, Theilnahme an den Kämpfen der Enkel: dies mögen die Bestandtheile der ewigen Glückseligkeit gewesen sein, die den Magyaren hoch über den Sternen erwartete, wohin er wie die meisten Völker den Sitz Gottes verlegte. Ob sie an einen Strafort nach dem Leben glaubten, ist ungewiß; die Benennung Hölle, Pokol, ist später entstanden.“ [1]

2. Die Chinesen.

Die Vorstellung eines höchsten Himmelsherrn, die wir bei den halbwilden Stämmen Nord-Asiens fanden, tritt auch in den Vordergrund des religiösen Glaubens bei jenem großen und in seiner Art hochgebildeten Volke, welches den Osten Asiens bewohnt, bei den Chinesen. Ebenfalls ist bei ihnen der Geister- und Ahnencult sehr ausgebildet.

Freilich sind die Söhne des „Mittelreiches“ schon oft als ein gewichtiger Einwand gegen die Allgemeinheit des Gottesbewußtseins vorgeführt worden. Alle Chinesen sollen Atheisten oder im besten Falle Pantheisten sein. Man nehme, sagt man, nur das älteste chinesische Werk über Philosophie, das Yi King. In demselben ist klar und deutlich zu lesen: Im Anfange war der Urstoff, durchdrungen von einem geistigen Princip; dieser Urstoff theilte sich in die beiden Grundmächte, Himmel und Erde, aus deren Gegensatz und Verbindung alle Dinge hervorgehen. — Ist das nicht der reinste Pantheismus oder vielmehr Atheismus?

Diese oder eine ähnliche Darstellung der alten chinesischen Weltanschauung ist allerdings aus einem Lehrbuch der Geschichte der Philosophie in das andere übergegangen. Allein trotzdem bleibt es wahr, daß nichts dergleichen im eigentlichen Yi King steht.

Die Stelle, auf welche man sich bezieht, ist den Erklärungen eines spätern Philosophen zu dem Yi King entnommen. Der Text lautet in wörtlicher Uebersetzung: „In dem Yi ist es der große Anfang, welcher die zwei Elementarformen hervorgebracht hat. Diese zwei Formen haben

[1] A. a. O. S. 26.

die vier sinnbildlichen Figuren, und diese hinwiederum die acht Trigramme hervorgebracht. Die acht Trigramme dienten dazu, das Gute und Ueble zu bestimmen, und aus dieser Bestimmung ging das große Werk hervor." [1]

In diesen Worten soll zunächst der Ursprung der Diagramme des Buches Yi erklärt werden. Das Buch Yi enthielt nämlich zuerst keinen Text, sondern nur sinnbildliche Figuren. Der große Anfang, Thai Ki, ist das, was vor den Diagrammen gedacht werden muß. Die beiden Elementarformen (Yin und Yang) sind die ganze und die getheilte Linie ⚊ und ⚋. Aus deren Verbindungen entstehen vier Figuren ⚌ ⚍ ⚎ ⚏. Setzt man nun zu jeder dieser Figuren erst die ganze und dann die getheilte Linie, so erhält man acht Trigramme ☰ ☱ ☲ ☳ ☴ ☵ ☶ ☷. Diese Figuren benutzte Pao-hsi oder Fu-hsi, dem das ursprüngliche Yi zugeschrieben wird, als Abzeichen für Himmel, Dunst, Feuer, Donner, Wind, Wasser, Berge, Erde. Ferner sollte jede Figur eine gute oder böse Eigenschaft bedeuten. So diente die ganze Darstellung dazu, kosmologische, moralische, sociale und politische Lehren zu veranschaulichen und, aber erst in späteren Zeiten [2], zugleich eine Anleitung zum Wahrsagen zu geben. „Himmel und Erde", sagt derselbe chinesische Erklärer an der angeführten Stelle weiter, „sind von allen Dingen, welche Vorbilder und sichtbare Zeichen liefern, die größten... Himmel und Erde machen sich bemerklich durch Wechsel und Veränderungen; und die Weisen haben diese (im Yi) nachgebildet. Der Himmel hängt seine Zeichen aus, von welchen man gutes und böses Geschick ablesen kann, und darnach haben die Weisen ihre sinnbildlichen Erklärungen eingerichtet."

Das Yi selbst ist also mit seinen Figuren eine Nachahmung der Veränderungen in der Natur, jede Figur bedeutet eine bestimmte Klasse von Naturwesen. Da aber die späteren Philosophen das Thai Ki den Figuren vorausgehen ließen, so war es ganz natürlich, auch nach dem Thai Ki in der Natur zu fragen. Was ist also Thai Ki in der Natur? Darüber sind die chinesischen Erklärer selbst uneins. Wang Pi (226 bis 249 n. Chr.) sagt: „Dasein muß vom Nichtdasein ausgehen, und darum brachte Thai Ki die zwei Elementarformen hervor. Thai Ki ist die Benennung dessen, was keinen Namen hat. Da es nicht benannt werden

---

[1] The sacred Books of the East. Vol. XVI. The Yi King. Translated by J. Legge. p. 373.

[2] Vgl. C. de Harlez in La Science catholique. 15 oct. 1887. p. 705 ss.

kann, so nimmt der Text den äußersten Punkt von irgend etwas Existirendem als eine analoge Bezeichnung für das Thai Ki." Dazu bemerkt hinwieder ein anderer chinesischer Philosoph: „Thai Ki bedeutet die feine ursprüngliche Materie, welche die eine chaotische Masse ausmachte, bevor Himmel und Erde geschieden waren." Eine andere philosophische Schule sagt, es bedeute eine geistige Kraft und sei dasselbe wie Li, Naturordnung; wie Tao, der gesetzmäßige Verlauf der Dinge; wie Ti, Gott; wie Shan, das Wirken Gottes[1]. Dr. Legge aber, gewiß einer der zuverlässigsten Gewährsmänner in dieser Frage, sagt, nach seiner Meinung wisse das Yi King von einer Urmaterie nichts. „Ich habe vergebens nach einem Beweis für diese Behauptung (daß das Yi King von einem Urstoff spreche) gesucht. Es brauchte mehr als tausend Jahre nach dem Abschlusse des Yi, um in der Konfuzius'schen Schule die Lehre von einer Urmaterie aufzubringen. Erst unter der Dynastie Sung, im 11. und 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ist diese Lehre vollständig entwickelt worden. Wenn man dieselbe im Yi findet, so ist das der logische oder unlogische Schnitzer eines Hysteron Proteron. Weder Schöpfung noch Kosmogonie schwebte dem Verfasser vor. Sein Gegenstand ist das Yi — die ewig wechselnden Erscheinungen der Natur- und Sinnenwelt."[2] Ebenso habe er (Legge) von Mythologie keine Spur entdecken können, wohl aber die Lehre von dem Wirken Gottes in der Natur. Er werde deshalb überall, wo in dem Buche von Ti die Rede sei, das Wort mit Gott übersetzen, in der Ueberzeugung, daß dies die wirklich richtige Uebersetzung und kein Hineininterpretiren sei[3].

Doch nehmen wir einmal an, das Yi King enthalte pantheistische Lehren, würde dies zu dem Schlusse berechtigen, diese Lehren stellten die Anschauungen des chinesischen Volkes dar? Es ist ungefähr dasselbe, als wenn man einem Chinesen Kants Kritik der reinen Vernunft in die Hand gäbe, damit er in diesem Werke die religiösen Anschauungen des deutschen Volkes studire. Dem Chinesen würden ganz gewiß die Deutschen als ebenso wunderliche Leute vorkommen, wie uns die Chinesen, wenn wir annehmen, daß die Sätze eines abstrusen chinesischen Philosophen der getreue Ausdruck für das Denken chinesischer Bauern und Krämer sind. Es hat

---

[1] S. B. E. XVI. p. 375 sq. [2] A. a. O. S. 44.

[3] A. a. O. S. XX und 50 sqq. Vgl. über Yi King: Essays zur allgemeinen Religionswissenschaft. Von Victor von Strauß und Torney. Heidelberg 1879. S. 126 ff., und Wells Williams, Das Reich der Mitte. Uebersetzt von C. L. Collmann. Kassel 1852. S. 491 f.

ja in China wohl pantheistische Weltweise gegeben. Aber darum sind doch die Chinesen nicht allesammt Pantheisten, so wenig wie jeder Deutsche ein Kritiker der reinen Vernunft ist.

Wir werden also einen andern Weg einschlagen müssen, um die Religion der Chinesen kennen zu lernen, oder richtiger gesagt, die Religionen; denn es gibt in dem heidnischen China drei voneinander wesentlich verschiedene Glaubensformen: Die alte Reichsreligion, später reformirt von Konfuzius, die Religion der Taosse, und den Buddhismus. Die beiden letzteren sind bedeutend jüngere Gestaltungen und haben mit der ursprünglichen Religion des chinesischen Volkes nichts zu thun.

1. Die alte chinesische Religion. Man bezeichnet die chinesische Reichsreligion sehr häufig als Konfuzianismus. Allein Konfuzius hat keine Religion gestiftet, sondern nur der schon vorhandenen das eigenthümliche Gepräge seines Geistes aufgedrückt. Eines seiner Hauptverdienste besteht darin, daß er immer wieder auf die alte Literatur hinwies und dadurch einen großen Theil derselben vor dem drohenden Untergange rettete. Zwar wurde dieselbe später noch einmal vom Verderben bedroht; denn im Jahre 213 v. Chr. befahl der tyrannische König von Tschin, die sämmtlichen alten Bücher mit Ausnahme des Yi den Flammen zu überliefern. Auf die Uebertretung des Gebotes waren die härtesten Strafen gesetzt. Hunderte von Gelehrten, welche sich widersetzten, wurden lebendig begraben. Allein der Tyrann starb schon im Jahre 210, und obschon im Jahre 206 ein großer Brand, der die Hauptstadt in Asche legte, das bereits angerichtete Unheil noch bedeutend steigerte, so kamen doch nach und nach wieder ältere und jüngere Abschriften in Bruchstücken zum Vorschein, aus welchen der heutige Text hergestellt wurde [1].

Die höchste, ja unantastbare Autorität besitzen die fünf King, d. h. „klassischen Bücher", die jedoch keinen Anspruch auf Inspiration machen und also auch eigentlich keine „heiligen Bücher" sind. Das älteste und wichtigste unter diesen Werken ist Schu, eine lückenhafte Sammlung geschichtlicher Nachrichten von 2357 bis 627 v. Chr. Vom 22. Jahrhundert an sind die Ereignisse von Zeitgenossen mitgetheilt. Der Bedeutung nach am nächsten steht das Liederbuch, Schi, mit 305 Liedern in vier Abtheilungen, deren letzte Tempel- und Altarlieder enthält. Die ältesten Lieder gehören der Schang-Dynastie an (von 1766 v. Chr.), die jüngsten der Tschau-Dynastie (bis 586 v. Chr.). Vom Yi war schon vor-

[1] Vgl. Legge in S. B. E. III. p. 6 sqq.

hin die Rede. Man hat das Buch oft als das älteste ausgegeben. Mit Unrecht; die jetzigen Figuren reichen nicht über den Kaiser Wan (geb. 1231 v. Chr.) hinaus, welcher nach der gewöhnlichen Annahme die acht Trigramme des Fu-hsi in die jetzigen vierundsechzig Hexagramme verwandelte. Auf Kaiser Wan und seinen Sohn wird auch der den Figuren beigefügte Text zurückgeführt, während die Erklärungen dieses Textes viel jüngern Ursprunges sind. Die pantheistischen Ausdeutungen aber sind erst seit unserm 12. Jahrhundert in gewissen Gelehrtenschulen Mode geworden, obschon die ersten Ansätze dazu sich schon im 10. Jahrhundert finden. Das dritte klassische Buch ist das Li, eine Ritensammlung; dasselbe enthält drei Theile: das Tschau Li, ein politisches Rituale; das J Li, ein Anstandsrituale; das Li Tschi, ein religiöses Rituale. Obschon das Li manche Aufschlüsse über die religiösen Anschauungen der Chinesen gibt, so hat es doch bei weitem nicht die Bedeutung des Schu und Schi, weil es keinem so hohen Alterthume entstammt[1]. Das fünfte King stammt von Konfuzius und führt den Titel Tschun Tschiu, d. h. Frühling und Herbst. Es ist eine kurze Chronik der Provinz Lu von 722—481 v. Chr.

Neben diesen fünf „Klassikern" haben noch großes Ansehen das Hsiao King, eine Abhandlung über die kindliche Liebe, und die vier Schu, philosophische Gespräche des Konfuzius und Abhandlungen seiner Schüler, unter denen Menzius (371—288 v. Chr.) der bedeutendste ist[2].

Doch ist für das Studium der ursprünglichen Religion der Chinesen das Schu bei weitem am wichtigsten, weil es uns zuverlässige Nachrichten über die religiösen Anschauungen des grauen Alterthums gibt. Folgen wir darum zuerst seiner Leitung, um uns in das älteste Heiligthum des Volkes der Mitte einführen zu lassen. Nur ein paar Bemerkungen über den frühesten Theil der chinesischen Geschichte, der im Schu nicht behandelt ist, mögen vorausgeschickt werden.

Der Name des ersten Fürsten im Schu ist Yao, der zur Dynastie der Wu Ti (Fünfkaiser) gehört. In anderen Büchern wird uns von noch älteren Herrschergeschlechtern berichtet. So von Phan ku, unter dem „Himmel und Erde zuerst getrennt wurden". Ihm folgten die San Hwang oder die drei erhabenen Linien mit zwölf himmlischen, elf irdischen und neun menschlichen Herrschern, deren Regierungszeit zusammen ungefähr

---

[1] In seiner jetzigen Gestalt erst aus der Zeit der Han-Dynastie (seit 206 v. Chr.). Vgl. Legge in S. B. E. XXVII. p. 2.

[2] Vgl. Legge in S. B. E. III. p. XV sqq. und de Harlez, The so called „sacred books" of China. Dublin Review. Oct. 1885. p. 346 sqq.

50 000 Jahre umfaßt. Dann kommen noch eine Unzahl anderer Geschlechter, bis wir endlich mit dem Wu Ti aus der Fabelwelt in das Gebiet der Wirklichkeit gelangen. Doch bleibt alles noch ziemlich legendarisch; erst bei der Hsia-Dynastie (2205—1767 v. Chr.) haben wir festen geschichtlichen Boden unter den Füßen. Eine Mittheilung kehrt in allen Berichten über jene früheren Zeiten wieder, daß nämlich die damaligen Herrscher China's eifrige Gottesverehrer gewesen seien.

Berichte über die frühesten Zeiten China's. Der erste Fürst, von dem wir einigermaßen glaubwürdige Nachrichten haben, ist Fohi, und unter den wenigen Nachrichten findet sich diese, daß „er verordnete, dem Herrn des Himmels auserlesene Thiere als Opfer darzubringen, und die Tage bestimmte, an welchen diese Feierlichkeiten stattfinden sollten". Von seinem Nachfolger Chin-nong (2838 v. Chr.) wird ebenfalls gemeldet, daß er dem Himmel zum Danke für die empfangenen Wohlthaten Opfer dargebracht habe. Unter Chao-Hao kam das Zauberunwesen auf, worüber ein späterer chinesischer Schriftsteller bemerkt: „Dieses war der Verehrung zuwider, welche man dem höchsten Herrn (Schang Ti = Gott) schuldet; aber das traurige Uebel setzte sich fest, entwickelte sich und wurde unheilbar, seit die Taosse diese schuldbaren Gebräuche annahmen." Die folgenden Kaiser suchten jedoch dem Uebel zu steuern und verboten sogar unter Todesstrafe, einem andern als Schang Ti zu opfern oder sonst abergläubischen Gebräuchen zu huldigen. Diese und einige andere Nachrichten aus den ältesten Zeiten finden sich in verschiedenen chinesischen Geschichtswerken [1].

Die Religion China's nach dem Schu King. Die Stellen im Schu, welche sich auf die Gottesverehrung beziehen, sind so zahlreich, daß wir nur die eine oder die andere hier anführen können.

Von Schun, dem zweiten Herrscher der ersten Dynastie, heißt es: „Er brachte Gott nach den vorgeschriebenen Formen besondere Opfer dar . . . er brachte dem Himmel ein Brandopfer dar" (S. 39) [2]. Dem Himmel schrieb er seine Wahl zum Fürsten zu (S. 45). Als Unglück über das Land kam, „ging er hinaus auf die Felder und rief mit Thränen um Erbarmen zum Himmel und zu seinen Vorfahren, und nahm alle Schuld auf sich und trug die Bosheit." Denn „es ist die Tugend, welche

[1] La Religion primitive des Chinois. Par Msgr. de Harlez. La Controverse et le Contemporain. 1884. Vol. I. p. 6 ss.

[2] Der Kürze halber citiren wir einfach die Seitenzahl der Uebersetzung Legge's in den S. B. E.

den Himmel bewegt; keine Entfernung ist ihr unerreichbar. Stolz zehrt, Demuth mehrt; das ist der Weg des Himmels" (S. 52). „Vom Himmel", sagte Kao-Yao, der Minister Schuns, „kommen die socialen Stellungen und ihre Pflichten; wir müssen die Beobachtung der fünf Pflichten überwachen. Vom Himmel kommen die Stände mit ihren Gebräuchen; wir müssen die fünf Gebräuche beobachten. . . Der Himmel zeichnet gnädig den Tugendhaften aus, der Himmel straft den Schuldigen. . . Der Himmel hört und sieht, wie unser Volk hört und sieht. Der Himmel bezeigt glanzvolle Huld und entfaltet seine Schrecken wie unser Volk" (S. 56). „Wir müssen zu aller Zeit und in den kleinsten Dingen vorsichtig umgehen mit den Gunstbezeugungen des Himmels" (S. 62).

Die Abschnitte des Schu, in welchen sich diese Mittheilungen finden, beginnen alle mit den Worten: „Wenn wir das Alterthum durchforschen, so finden wir." Daraus geht hervor, daß die Chronisten Ereignisse aus längst vergangener Zeit erzählen. Erst von der Hsia-Dynastie an, und zwar mit der „Rede Kans" beginnen jene Berichte, welche als von Zeitgenossen herrührend betrachtet werden können. Ein Beispiel aus der Zeit der Schang-Dynastie. Da der letzte Hsia-Fürst ein schlechter Regent war, so wurde er auf Befehl des Himmels durch Thang gestürzt und bestraft. Dieser erläßt einen Aufruf an das Volk, ihm in der großen ihm von oben gewordenen Aufgabe beizustehen. „So wahr ich Gott fürchte, ich muß ihn (den Fürsten) strafen. . . Stehet mir bei, ich bitte euch, mir, dem einen Mann, die Strafe des Himmels zu vollstrecken" (S. 85). „Der Hsia-Fürst war ein Sünder, der fälschlich und verleumderisch sich auf den Auftrag des Himmels berief, um seine Befehle unter das Volk zu bringen. Deshalb schaute Gott mit Mißfallen auf ihn" (S. 87). „Der große Himmel gewährte ihm nicht länger Schutz. Er (der Himmel) schaute sich um in den Myriaden Ländern, einen Mann zu finden, dem er Gunst und Amt zuwenden könnte; er suchte einen Mann von reiner Tugend, den er zum Herrn über alle Geister machen könnte. . . Es war keine Parteilichkeit, welche der Himmel für den Fürsten aus der Schang-Dynastie hatte; er gewährte einfach seine Huld der reinen Tugend" (S. 101). Derartige Aussprüche ziehen sich durch alle Geschichtsbücher fast ohne Ausnahme hindurch. Da indessen Gedanke und Ausdruck ziemlich stereotyp sind, so möge das Angeführte genügen.

De Harlez schließt eine Uebersicht über die Zeugnisse der chinesischen Geschichtsbücher für das Gottesbewußtsein mit den Worten: „Ich denke, das wird genügen, um unsere Leser zu überzeugen. Wir haben einen

Zeitraum von 14 Jahrhunderten durchwandert, angefangen von dem Beginne des chinesischen Reiches bis zur Zeit seiner vollen Entwicklung: Und überall hat die quellenmäßige Geschichte uns gezeigt, das das chinesische Volk nur eine Sprache führte und eine Lehre hatte. Diese Lehre läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen: Seit dem Tagesgrauen seiner Geschichte glaubt das chinesische Volk allgemein und beständig an ein persönliches Wesen, den Gebieter, Kaiser, höchsten Herrn des Himmels und der Erde, der sichtbaren Natur und der Ereignisse in derselben. Dieser höchste Herr, dieser Gott ist der Gebieter der irdischen Kaiser. Er gibt und entzieht die irdische Macht und die übrigen Güter; die Könige sind seine Stellvertreter. Er straft und belohnt mit höchster, unabhängiger Machtvollkommenheit. Dieser Gott ist der oberste Herr der physischen und moralischen Welt. Die Moral ist sein Gesetz, sein Wille; diesem muß der Mensch sich unterwerfen und in seinen Handlungen nachkommen. Die Uebertreter seiner Gebote und seines Gesetzes bestraft Gott, die Befolger desselben überhäuft er mit Gütern. Gott wird im Chinesischen bezeichnet durch Schang Ti, ‚höchster Herr‘, und im Mandschu durch Dergi Abkai Han, ‚Herr des obersten Himmels‘, oder Dergi Di, ‚der oberste Herr‘. Anstatt Schang Ti wird auch oft Tien gesagt; beide Ausdrücke sind ganz gleichwerthig, und die Behauptung, Tien bedeute nur den materiellen Himmel, verdient höchstens ein mitleidiges Lächeln.“ [1]

Ebenso sagt Legge, es könne nicht der mindeste Zweifel darüber bestehen, daß das chinesische Tien, Himmel, als Bezeichnung für die persönliche Gottheit gebraucht werde. „Der Ausdruck ‚Himmel‘ wird in den chinesischen Klassikern überall gebraucht für die höchste Macht, welche die Angelegenheiten der Menschen mit allmächtiger und allwissender Gerechtigkeit und Güte regiert. Dieser unbestimmte Ausdruck wechselt beständig in demselben Paragraphen, um nicht zu sagen in demselben Satze, mit den persönlichen Bezeichnungen Ti und Schang Ti.... Ich kann Ti und Schang Ti ebenso wenig mit einem andern Worte als mit Gott übersetzen, als es für Zan eine andere Uebersetzung als ‚Mensch‘ gibt.“ [2] Tien hat also mit dem indogermanischen Dyu das gemeinsam, daß es zur Bezeichnung des Himmels und der Gottheit gebraucht wird [3], jedoch

---

[1] La Controverse. 1884. I. p. 286 s.

[2] S. B. E. III. p. XXIV sq. Cfr. p. 477 Note, und The Religions of China. By J. Legge. London 1880. p. 8 sqq.

[3] Vgl. „Ergänzungsheft“ 32. S. 2.

mit dem Unterschiede, daß dem Worte Tien nicht der Begriff des Lichten, sondern der des Weltumfassenden zu Grunde liegt.

Victor von Strauß schreibt: „Jene kräftige Frische, jene herrschende Gewalt des Gottesbewußtseins, welches die Werdezeit der Völker bedingt, fällt bei den Chinesen in eine vorhistorische Periode. Ohne Zweifel war dasselbe monotheistisch. Denn so finden wir es noch in verhältnißmäßiger Lebendigkeit in den ältesten Schriften und Liedern ausgesprochen, obgleich auch da schon der Name des alleinigen ‚Höchsten Herrn' (Schang Ti) mit dem farblosen ‚der Himmel' (Thian) abwechselt... Allgemach aber verlor sich jener persönliche Name vor dem unpersönlichen, so daß wir ihn in Khung-fu-tse's Munde nur zweimal finden und das eine Mal nur als Citat." [1] Ganz in demselben Sinne sprechen sich andere bedeutende Sinologen über die Bedeutung des Wortes Tien aus.

Uebrigens haben wir über diesen Gegenstand eine officielle Erklärung des kaiserlichen Hofes von Peking aus dem Ende des 17. Jahrhunderts n. Chr. Es war nämlich die Frage entstanden, ob die Opfer, welche die Chinesen dem Tien darbringen, dem sichtbaren Himmel oder dem Herrn und Schöpfer des Himmels gelten. Zum Zwecke der Lösung dieser Frage reichten katholische Missionäre dem Kaiser Kang-hi mit der Bitte um Begutachtung eine Denkschrift ein, in welcher es unter anderm heißt: „Was die Opfergaben anbelangt, welche dem Himmel auf dem Erdhügel außer der Stadt dargebracht werden, so dünkt uns, all das geschehe nicht, um den materiellen Himmel oder die bläuliche Luft über uns, sondern den ersten Ursprung des Himmels, der Erde und aller Dinge, den höchsten Herrn und Herrscher anzubeten, wie Konfuzius erklärt, da er sagt: Das Opfer, welches dem Himmel und der Erde entrichtet wird, ist nichts anderes als ein Dienst, den man dem Herrn und Herrscher des Himmels, dem Schang Ti erweiset; und dieser, glauben wir, werde bald der Herr des Himmels, Schang Ti, bald der Himmel oder Tien genannt..." Der Kaiser antwortete: „Was ihr geschrieben habt, ist vollkommen gut geschrieben und stimmt gänzlich mit der großen Hauptstraße und der gesunden und allgemeinen Lehre aller Menschen überein." Die höchsten Reichsfürsten und Würdenträger bezeugten diese Erklärung, welche amtlich im ganzen Reiche bekannt gemacht wurde [2].

---

[1] Essays S. 134 f.

[2] „Die katholischen Missionen", 1878. S. 168.

Daß dies die Auffassung des frühesten Alterthums gewesen sei, bezeugt uns auch das klassische Buch der Lieder, Schi King, welches in Versen genau dieselbe Lehre von Gott und der göttlichen Weltleitung darstellt, wie das Schu King in Prosa. Wir müssen uns mit einigen Proben begnügen, welche wir nach der von J. Cramer im Jahre 1844 in Crefeld herausgegebenen Uebersetzung anführen wollen, da dieselbe einerseits wörtlicher ist als die Uebersetzung Rückerts und doch andererseits die Verse beibehält. Wir werden einfach die Seitenzahl der Ausgabe citiren.

Wir haben oben gehört, wie der Himmel die Hsia-Dynastie verstieß und die Herrschaft der Schang-Dynastie übertrug. Als auch diese dem Verderben anheimfiel, folgte die Tschau-Dynastie, als deren Begründer im Schi King Than-fu gepriesen wird[1]:

„Seht, es thront des Himmels Fürst so prächtig,
Auf die ganze Erde kann er seh'n,
Ob die Völker sich der Ruhe freuen,
Gut die Hirten vor der Heerde geh'n.

Als den Sturz des Hauses Schang er merkte,
Blickt' er um sich hin auf alles Land,
Wem er wohl, dem Uebel abzuhelfen,
Gäb' dazu die Macht in weise Hand.

Und Than Fu ward von ihm ausersehen,
Ihm verliehen hat er Ehr' und Macht,
In ein neues Land ließ er ihn wandern,
Sein Geschlecht zu gründen dort bedacht.

Ueberschüttet hat er ihn mit Gnaden,
Seine Herrschaft hat er groß gemacht;
Weil ihn so erfüllt des Himmels Segen,
Ist zu dienen jeder ihm bedacht." [2]

Der Himmel sieht alles, belohnt das Gute und bestraft das Böse:

„Sei auf der Hut, der Himmel blickt
Herab, und ihm ist nichts entrückt,
Nicht leicht erlangt man seine Huld,
Und ungeahnd't bleibt keine Schuld.

Sag' nicht, daß gar so hoch er sei,
Hoch ist er und doch nahebei.
Er schließt uns ein als wie ein Kreis,
Und was wir thun, er alles weiß." [3]

---

[1] Vgl. S. B. E. III. p. 124.
[2] Schi King S. 197 ff. Vgl. S. B. E. III. p. 389.
[3] Schi King S. 246. Vgl. S. B. E. III. p. 329 sq.

Und wiederum:

„Wenn nach des Himmels Bild ein Fürst sich richtet,
Befördert alles Gute er im Reich.
Es schaut der Himmel segnend auf ihn nieder,
Und dankend blickt zum Himmel er hinauf.
So ehrt den Himmel er, der ihn geehret,
So traut er ihm, der ihn beschützet hat,
Und beide lieben sich in edler Treue." [1]

Legge hat in den Sacred Books of the East die Stellen aus dem Schi ausgewählt, welche sich auf religiöse Gegenstände beziehen. Er führt über hundert Lieder ganz oder im Auszuge an. Darnach könnte man meinen, das Schi King sei ein Buch religiöser Lieder gewesen. Das ist aber keineswegs der Fall, da nur die vierzig Lieder des vierten Abschnittes eigentlich religiöse Gesänge sind. Die übrigen Dichtungen behandeln des Lebens Lust und Leid, Kriegsfahrten und große Thaten, Frühling und Minne, kurz, so ziemlich die gleichen Gegenstände, welche auch anderswo die Sänger zu begeistern pflegen. Wenn trotzdem die religiösen Ideen einen so großen Raum einnehmen, so beweist das nur, daß es in jenen ältesten Zeiten den Chinesen mit der Religion ernst war, und daß der Glaube das ganze Leben durchdrang und beherrschte.

Später war das viel weniger der Fall, wie schon der vielbewunderte Weise China's, Khung-fu-tse oder Khung-tse (Konfuzius) durch sein eigenes Beispiel zeigt. Seiner Lehre kann kaum mehr das Prädikat „religiös" beigelegt werden; dieselbe ist eine recht hausbackene Sittenlehre. Da finden sich Vorschriften über Ernährung und Erziehung der Kinder, über Etikette und feines Benehmen, ganz besonders aber über alle Pflichten der kindlichen Liebe, nur keine metaphysischen oder theologischen Speculationen. Diesen eigenthümlichen Zug hat Khung-tse all seinen Schülern aufgeprägt, wenn auch selbstverständlich der Drang nach Erkenntniß der übersinnlichen Welt nie vollständig unterdrückt werden konnte.

Die Lebenszeit des Khung-tse fällt in die Jahre 550—479 v. Chr. Als Staatsbeamter hatte er sich Achtung und Anerkennung erworben; aber durch den Neid seiner Nebenbuhler mußte er die Unzuverlässigkeit der Hofgunst erfahren und sich ins Privatleben zurückziehen. Das verschaffte ihm Gelegenheit, um so ungestörter der schon früh in ihm erwachten Neigung nachzuleben und seine Landsleute in die Weisheit des Alter-

[1] Schi King S. 211 f.

thums einzuführen. Dieses Streben wurde mit einem großartigen und dauernden Erfolge gekrönt. In einem chinesischen Liede heißt es:

„Konfuzius! Konfuzius! Wie groß ist Konfuzius!
Vor Konfuzius gab es nie einen Konfuzius!
Seit Konfuzius ist nie ein Konfuzius gewesen!
Konfuzius! Konfuzius! Wie groß ist Konfuzius!“ [1]

Khung-tse war eben ein Mann, der sein Volk verstand und dessen Anschauungen und Gesinnungen einen populären und dem Geschmacke zusagenden Ausdruck verlieh. Wenn wir sagten, die religiöse Frische sei bei ihm verschwunden und die höheren Ideen in den Hintergrund getreten, so darf man das nicht so deuten, als ob Khung-tse irgendwie atheistische Anwandlungen zeige. Er schrieb vielmehr seinen Lehrberuf einem Auftrage des Himmels zu. „Wenn der Himmel nicht diese Lehre von der Erde vertilgen will,“ sagt er, „so können die Männer von Kwang (seine Gegner) mir nichts anhaben.“ „Da der Himmel einen solchen Grad von Tugend in mir erzeugt hat, was vermag Hwantui mir zu thun?“ [2] „Ich bin niemand bekannt, ich grolle darum dem Himmel nicht, ich klage darum die Menschen nicht an; ein geringer und schlichter Studirender bin ich, aus mir selbst dahin gekommen, in die Dinge einzudringen. Wenn Einer mich kennt, so ist es der Himmel.“ „Drei Dinge gibt es, welche der höhere Mensch verehrt: er verehrt die Rathschlüsse des Himmels, die großen Männer, die Worte der Heiligen.“ Als ihn Unglück traf, sprach er: „Ach, der Himmel überhäuft mich mit Schmerzen.“ Zeigte man sich mit seinem Verhalten unzufrieden, so erwiederte er: „Habe ich übel gethan, so verwerfe mich der Himmel.“ [3] Diese und ähnliche Stellen zeigen, daß Khung-tse sich einfach den religiösen Auffassungen seines Volkes anschloß.

Praktisch verehrte Khung-tse den Tien oder Schang Ti wie alle Chinesen; aber theoretischen Erörterungen über das Wesen der Gottheit und die Art ihrer Verehrung wich er thunlichst aus und verfaßte ein Moralsystem, welches thatsächlich von Gott absieht und insofern religionslos ist. Das ist sein größter Fehler, der für seine Anhänger und Bewunderer verhängnißvoll werden mußte. Ueber den Sinn des großen königlichen Opfers befragt, antwortete er: „Ich kenne ihn nicht; wer diesen Sinn kännte, dem wäre alles unter dem Himmel klar und offenbar.“ Ki-Lu

---

[1] Williams, Das Reich der Mitte. S. 517.

[2] A. a. O. S. 515.

[3] Vgl. Confucius und Mencius. Herausgegeben von J. Cramer. S. 97. 117. 141. 151.

fragte, wie man den Geistern und Genien dienen müsse. Der Philosoph sagte: „Wenn man noch nicht im Stande ist, den Menschen zu dienen, wie kann man dann den Geistern und den Genien dienen?“ Im allgemeinen „redete der Philosoph in seinen Unterhaltungen weder von außerordentlichen Dingen, noch von dem Heldenmuthe, noch von den bürgerlichen Unruhen, noch von den Geistern.“ [1]

Dieser Zurückhaltung ist es zuzuschreiben, daß in den Philosophenschulen, welche sich nach Khung-tse benennen, alle möglichen Richtungen vertreten sind, Theismus, Pantheismus, Atheismus. Huc schreibt darüber: „Es scheint, als ob im hohen Alterthum diese Lehre die Annahme eines allmächtigen und vergeltenden Gottes nicht ausgeschlossen, und manche Stellen des Konfuzius lassen glauben, daß der große Weise sich zu dieser Ansicht bekannt habe. Er hat sie indessen seinen Schülern nicht besonders eingeschärft und sich unbestimmter Ausdrücke bedient. Er legte ihnen ganz besonders und vorzugsweise Ideen über Moral und Gerechtigkeit ans Herz. Manche Anhänger des Konfuzius, namentlich seit dem zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, sind in einen wahren Spinozismus verfallen; sie lehren auf die Autorität ihres Meisters hin ein System, das an Materialismus streift und in Atheismus ausartet.“ [2]

In dem heutigen Ceremonienwesen, insofern es sich auf Konfuzius bezieht, sind zwar alle Chinesen einig, aber dasselbe ist keine religiöse, sondern eine rein bürgerliche Einrichtung. Gelehrte und Staatsbeamte machen die officiellen Feierlichkeiten mit ohne Rücksicht auf philosophische oder religiöse Meinungsverschiedenheiten. Der sogenannte Tempel des Konfuzius in Peking ist lediglich eine Erinnerungshalle. Das einzige, was in derselben einen religiösen Anstrich haben könnte, ist eine Art Altar mit Namensinschrift des Philosophen. Die Statue des Khung-tse und die seines Schülers Meng-tse stehen in einem andern Raume. Tiefe Verbeugungen vor dem Bildnisse, Verbrennen von Wohlgerüchen und Anzünden von Kerzen bilden die Ehrfurchtsbezeugungen, welche China dem „Führer der zehntausend Welten“ erweist. Klar und ernstgemeint ist in diesem ganzen Culte nur die Verehrung des Khung-tse. Jeder Chinese weiß ganz gut, daß derselbe ein purer Mensch war; weil aber das Land in ihm seinen größten Lehrer verehrt, so werden ihm von allen

---

[1] A. a. O. S. 82. 100. 117.

[2] Wanderungen durch das chinesische Reich. Von Huc und Gabet. 3. Aufl. Leipzig 1874. S. 243.

seinen Anhängern Höflichkeitserweise dargebracht. Seine Namensinschrift prangt in allen Schulen, sein Bild in allen Häusern, in allen Städten erheben sich Hallen zu seiner Ehre. Zu einem Gotte haben ihn die Chinesen nie gemacht; aber wenn sie sich das vollendete Ideal eines großen Mannes vorstellen wollen, dann denken sie an Khung-tse[1].

Die heutige Staatsreligion. Es ist also gewiß, daß die chinesische Religion durch Khung-tse's Einfluß an Tiefe und Frische nicht gewonnen hat, wie wohlthätig in anderen Beziehungen sein Wirken gewesen sein mag. Die alte Religion wurde dem Volke immer fremder. Daran war ganz besonders auch der Umstand schuld, daß durch Staatsgesetze die öffentliche Acte der Gottesverehrung dem Kaiser (oder seinen Stellvertretern) allein vorbehalten wurden. Gott wird zwar für alle und im Namen aller verehrt, aber nicht von allen. Der Kaiser ist der einzige Priester, obschon dieser Name eigentlich zu den chinesischen Anschauungen nicht recht paßt. In Peking steht auf einer Erhöhung, die sich in drei Terrassen erhebt, der Altar des Himmels, vor welchem der Kaiser zur Zeit der Winter-Sonnenwende allein niederkniet, um das nächtliche Opfer darzubringen. Das Opfer ist hauptsächlich Dankopfer; der Begriff des Sühnopfers scheint der chinesischen Religion völlig fremd. Nicht nur der Himmel im allgemeinen, sondern auch die einzelnen Kräfte und Erscheinungen des Himmels werden verehrt: Sonne, Mond, Planeten, Sternbilder, Wind, Regen, Wolken, Donner. Im nördlichen Stadttheile dagegen steht der Tempel der Erde, in welchem die irdischen Mächte verehrt werden. Sonne und Mond haben überdies noch eigene Tempel im Osten und Westen der Stadt. Die Opfer für den Himmel werden verbrannt, die für die Erde vergraben.

Himmel und Erde werden jedoch nicht als selbständige Mächte, sondern als Repräsentanten Gottes verehrt, durch welche dieser den Menschen seine Gaben zukommen läßt. „Der kaiserliche Himmel und die souveräne Erde sind nur Umschreibungen für die Namen Gott oder Himmel, dessen Diener der Kaiser ist.“[2] Ursprünglich bestand übrigens diese Art der Opfer nicht, sie kam erst später auf und führte unstreitig die Gefahr mit sich, in Naturdienst auszuarten. Thatsächlich scheint sich jedoch diese Gefahr nie verwirklicht zu haben, wohl zumeist, weil das Volk von diesem Cultus ganz ausgeschlossen blieb.

---

[1] Vgl. Huc und Gabet a. a. O. S. 244 f. und „Die kathol. Missionen“, 1878. S. 165 ff.

[2] Legge, The Religions of China. p. 34.

Die Unterthanen sollen sich ihrerseits mit der Verehrung der Geister (Schin) und der Ahnen begnügen. Die Geister spielen schon im Schu und Schi eine große Rolle; aber sie sind keineswegs dem Schang Ti gleich, sondern seine Diener; am ehesten sind sie unsern Engeln vergleichbar. Sonne, Mond, Sterne, Berge, Wälder, Flüsse, Provinzen, Städte, Häuser, alle haben ihre Schutzgeister, deren Gunst man durch Opfer und Gebete zu gewinnen sucht. Zu einem eigentlichen Polytheismus ist jedoch dieser Cult der Geister nie geworden. Die Geister waren und sind den Chinesen keine Götter, sondern Diener Gottes. So heißt es in einem Gebete aus der Zeit der Ming-Dynastie (1368—1642): „Es ist euer Amt, o Geister, Aufsicht zu führen über die Wolken und den Regen, und die Winde auf und davon zu treiben; denn ihr seid Diener und Gehilfen des Schang Ti.“ Darum haben auch die besten Kenner der chinesischen Religion, wie Legge [1] und andere, entschiedenen Einspruch erhoben gegen Tiele's Behauptung, die alte Reichsreligion der Chinesen sei ausschließlich Geisterverehrung mit überwiegend fetischistischer Richtung gewesen. Die Geister werden unterschieden in himmlische (Tschi) und irdische (Schang). Dazu kommen als dritte Klasse die Manen der Verstorbenen oder Kwei.

Der Ahnencult ist ein wesentliches Element des chinesischen Lebens. Ein Chinese mag zu Konfuzius, Lao-tse oder Buddha halten, das steht ihm frei; wollte er aber seine Vorfahren nicht ehren, so würde alle Welt ihn für einen verkommenen, ruchlosen Menschen ansehen. Jedes Grab und jedes Haus hat seine Ahnentafeln, und einigemale im Jahre findet vor denselben eine Gedächtnißfeier statt, wobei Goldpapier und Wohlgerüche verbrannt, Kerzen angezündet, Blumen und Speisen vorgesetzt, Kniebeugungen und Verneigungen des Hauptes gemacht werden [2]. Doch hegen die Chinesen keineswegs die Meinung, die Todten bedürften der Speise oder genössen dieselbe, wie es in einem Liede heißt:

„Denket ihr, daß eure Todten nähmen
Speise? Nein! Doch ehren wollen wir,
Gleich als lebten sie noch, ihre Schemen;
Darum steht die Speise für sie hier.“ [3]

Kein größeres Unglück gibt es für einen Chinesen, als der Nachkommen zu entbehren, die dereinst seiner in Liebe und Verehrung gedenken;

[1] A. a. O. S. 17 ff. [2] Vgl. „Die kathol. Missionen“, 1876. S. 164 f.
[3] Cramer, Schi King. S. 121.

keine größere Strafe für eine Frevelthat, als aus den Ahnenlisten ausgetilgt zu werden.

Mit Recht hat man aus dem Ahnenculte geschlossen, daß die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele beim chinesischen Volke allgemein ist und immer war. Dafür bietet schon das Buch der Lieder zahlreiche Belege. So heißt es z. B. von Wan Wang, dem Gründer der Tschau-Dynastie:

„Es wohnet jetzt Wan Wang im Himmelsglanze,
Der einst durch Tugend auf den Thron gelangt;
Ob er sich aufwärts oder abwärts neiget,
Stets ist er nah dem höchsten Weltenherrn.“ [1]

Es ist nach alledem nicht zu bezweifeln, daß die alte chinesische Reichsreligion sich von den schlimmsten Verderbnissen des Heidenthums freigehalten hat, ja ursprünglich auf einer ziemlich richtigen Gottesidee beruht. Legge hebt ausdrücklich hervor: „Vor 5000 Jahren schon waren die Chinesen Monotheisten, nicht Henotheisten, sondern Monotheisten.“ [2] Später drang freilich viel Aberglaube ein, der hier und da bis beinahe zum Fetischismus entartete; aber die Regierung suchte dem Unwesen stets zu steuern, und es gelang ihr in der That, die eigentliche Staatsreligion ziemlich rein von derlei Auswüchsen zu bewahren. Aber von der andern Seite verlor diese Religion alles Leben und alle Anziehungskraft, besonders weil das Volk selbst nicht unmittelbar am Culte betheiligt war. Geister und Ahnendienst genügen dem Bedürfnisse des Herzens nach Religion nicht, und so kam es, daß neben der Staatsreligion andere Cultusformen sich mit Erfolg entwickeln konnten.

Der älteste dieser Culte ist die Religion der Taosse.

2. Der Taoismus. Unter Taoismus kann man zweierlei verstehen: eine Philosophie und eine Religion, die jedoch insofern miteinander zusammenhängen, als der Begründer der Philosophie zugleich ein Hauptgegenstand des Cultus in der Religion ist. Innerlich sind die beiden Systeme eher entgegengesetzt als verwandt. Immerhin wollen die Taosse den Lao-tse, das ist der Name des Philosophen, als den Urheber ihrer Religion angesehen wissen.

Lao-tse („ehrwürdiger Lehrer“) war ein älterer Zeitgenosse des Khung-tse. Als sein Geburtsjahr pflegt man 604 v. Chr. anzugeben. Die spätere chinesische Geschichtschreibung erzählt sogar von einem Besuche,

[1] Cramer, Schi King. S. 189. S. B. E. III. p. 377; vgl. 304 ff.
[2] The Religions of China. p. 16.

den Khung-tse dem Lao-tse im Jahre 517 machte, um ihn über die Bräuche zu fragen. Der Besuch lief aber nicht besonders glücklich ab, da dem Khung-tse zu verstehen gegeben wurde, er sei ein Wortmacher und hochmüthiger Mensch mit „auswendigem Schein und ausschweifenden Plänen". Darum sprach Khung-tse, als er sich verabschiedet hatte, zu seinen Schülern: „Wenn ich zu dem Drachen komme, so weiß ich nicht, wie er sich erhebt auf Wind und Wolken und zum Himmel aufsteigt. Heute habe ich den Lao-tse gesehen. Ist der nicht wie der Drache?" Legge meint, diese und ähnliche Erzählungen verdienten wenig Glauben [1]. Die Idee aber, welche denselben zu Grunde liegt, ist durchaus zutreffend, daß nämlich Lao-tse und Khung-tse zwei ganz entgegengesetzte Charaktere waren. Dem nüchternen, hausbackenen, moralisirenden Khung-tse stand in Lao-tse ein speculativer, stark mystisch angehauchter Philosoph gegenüber, dessen Lehre noch heutzutage von vielen bewundert und von wenigen verstanden wird [2]. Khung-tse scheint den Gegensatz auch dadurch zum Ausdruck gebracht zu haben, daß er alles that, was in seinen Kräften stand, um die Lehre seines Nebenbuhlers nicht auf die Nachwelt kommen zu lassen. Ja, einige glauben, Khung-tse habe alle dem Lao-tse günstigen Stellen aus dem Schi King ausgemerzt, da sich nur so erklären lasse, warum sich von den bei Lao-tse angeführten Citaten im Schi King nichts finde [3].

Dagegen ist der äußere Lebenslauf der beiden Philosophen nicht ganz unähnlich; denn auch Lao-tse trat in den Staatsdienst und wurde unter Kaiser Ling-Wang „Archivgeschichtschreiber". Doch unter den folgenden Fürsten verleideten ihm Thronstreitigkeiten und Unruhen aller Art diese Stellung. Er zog sich ins Privatleben zurück, um desto ungestörter dem Studium obzuliegen, und legte die Ergebnisse seines Nachdenkens in dem einzigen Werke nieder, welches wir von ihm besitzen, dem Tao-Te-King, d. h. Tao-Tugend-Buch. Es ist dies dem Umfange nach ein winziges Werkchen (von etwas über 5000 Wörtern), welches in spruchartiger Kürze fertige Gedanken an Gedanken reiht, ohne von dem Entstehen derselben die geringste Rechenschaft zu geben; „unverbunden nebeneinander hervortretende Alpengipfel, die nur von obenher dasselbe himmlische Licht bescheint; wer aber zu ihren Tiefen herabsteigt, der wird auch ihren Zusammenhang finden und den gewaltigen Gebirgsstock erkennen, der sie zu einer Einheit verbindet."

---

[1] S. B. E. III. p. XXI.

[2] Vgl. Lehrsaal des Mittelreiches. Von C. F. Neumann. München 1836. S. 12.

[3] Vgl. Essays zur allgemeinen Religionswissensschaft. Von V. v. Strauß und Torney. Heidelberg 1879. S. 78.

Tao ist der Hauptgegenstand des Werkchens. Wer aber mit Bestimmtheit zu sagen wüßte, was Tao im Sinne Lao-tse's eigentlich ist, der würde die Siegel gelöst haben, mit denen das Buch bis heute verschlossen ist. Tao ist ein ähnlich unbestimmtes Wort, wie das lateinische ratio, welches Vernunft, Grund, Weise, Methode u. s. w. bedeuten kann. A. Rémusat bezeichnete Lao-tse's System als Rationalismus = Vernünftigkeit und sah in Tao die Urvernunft. St. Julien verwarf diese Auffassung, da Tao ohne Thätigkeit, ohne Denken, ohne Urtheil sei. Dr. Chalmers sagt, Weg, Vernunft, Wort entsprächen einigermaßen, aber nicht vollständig. Legge meint, Methode, Methodismus gäbe den Begriff wohl wieder, so daß Tao im weitesten Sinne des Wortes Gesetzmäßigkeit in der physischen und moralischen Welt wäre. Im Menschenleben ist Tao „jene Handlungsweise, welche Lao-tse zu empfehlen und einzuprägen wünschte, eine Thätigkeit, welche aus dem innern Triebe der Seele im Zustande vollständiger Beruhigung hervorgeht, ohne Parteilichkeit oder Heuchelei" [1]. Je nachdem man aber Tao so oder anders auffaßt, wird man auch in der Schrift des Lao-tse einen richtigen und klaren Gottesbegriff finden oder nicht. Professor Douglas behauptet, Lao-tse wisse nichts von Gott. Legge wagt nicht zu entscheiden, ob der chinesische Philosoph an Gott geglaubt habe oder nicht. V. von Strauß und Torney ist überzeugt, daß bei Lao-tse Tao im höchsten Sinne des Wortes nichts anderes als Gott bedeutet, und daß Lao-tse „einen inhaltsreichen, lebensvollen Gottesbegriff" hat, „eine Gotteserkenntniß, die außerhalb der Offenbarung ihresgleichen an Tiefe und Wahrheit vergebens sucht" [2]. Zu einer ähnlichen Auffassung bekennt sich de Harlez [3].

Man darf sich übrigens nicht vorstellen, als ob diese verschiedenen Deutungen daher kämen, daß man den Text anders übersetzen zu müssen glaubte. So schließt sich z. B. V. v. Strauß in seiner Uebersetzung eng an St. Julien an; in der Erklärung aber geht er zum Theil ganz entgegengesetzte Wege. Die dunkeln Sentenzen des Lao-tse lassen eben, jede für sich genommen, sehr verschiedenartige Auffassungen zu. Ein Beispiel: Im Tao-te-king (Kap. 4) heißt es: „Tao zeigt sich als Schang Ti's Vorgänger." Nach V. v. Strauß heißt das: Gott als absolutes Wesen ist früher als sein Verhältniß zur Schöpfung. Legge dagegen faßt Tao als Naturordnung und legt den Satz dahin aus: Das Tao in der Natur hat die

[1] The Religions of China. p. 220. [2] Essays S. 92 f.
[3] Dublin Review. July 1887. p. 38 sq.

Menschen auf die Gottesidee gebracht. Darnach war Tao vor Schang Ti nicht in der ontologischen, sondern in der logischen Ordnung. Die Worte Lao-tse's können an und für sich beides bedeuten; und in ähnlicher Weise lassen sehr viele Aussprüche im Tao-te-king die entgegengesetztesten Erklärungen zu. Die Frage ist also nicht: Wie können die Sätze rein grammatikalisch und lexikalisch erklärt werden? sondern: Welche Erklärung fügt sich am besten in das System als Ganzes genommen? Manche Uebersetzer lassen darum das Wort Tao unübersetzt, damit der Sinn desselben sich aus dem Zusammenhange ergebe. So z. B. Chalmers in seiner englischen und V. v. Strauß in seiner deutschen Uebersetzung. Wir wollen uns der Führung des letztern anvertrauen, da seine Arbeit über Tao-te-king das Beste ist, was wir in deutscher Sprache über den Gegenstand besitzen[1].

Lehre des Tao-te-king über Tao. Es ist zu bemerken, daß Lao-tse von einem doppelten Tao, einem sichtbaren, der äußern Weltordnung, und einem unsichtbaren redet. Seine Aussprüche über das unsichtbare Tao interessiren uns vorzüglich.

„Es gab ein Wesen, unbegreiflich vollkommen, ehe denn Himmel und Erde entstanden. Ich kenne nicht seinen Namen; bezeichne ich es, nenne ich es Tao" (25). Ist Tao eine Person oder eine Sache? Die Frage drängt sich schon hier auf, weil davon abhängt, ob wir der Tao oder das Tao sagen müssen. Nach dem Gesagten muß sich das erst aus der Gesammtheit der Lehre als Schlußergebniß herausstellen. Allein die Uebersetzung ist nicht möglich ohne den Gebrauch des Artikels. Man mag nun der oder das sagen, jedenfalls trägt man in die Uebersetzung etwas hinein, was im Urtext nicht steht; denn die chinesischen Wörter haben kein Geschlecht. In dieser Beziehung ist eine englische Uebersetzung mit ihrem ganz farblosen The unparteiischer. Strauß sagt immer der Tao; wir folgen ihm mit dem Bemerken, daß der Leser sich immer hinzudenken möge: der oder das Tao; und ebenso in Bezug auf die dem Tao beigelegten Eigenschaften. So hat also auch der obige Satz für uns zunächst nur den Sinn: Vor Himmel und Erde war der Urgrund; ob dieser Urgrund nun eine Person, eine Kraft, ein Stoff, oder was immer ist; denn „der (oder das) Namenlose ist des Himmels und der Erde Urgrund" (1).

---

[1] Lao-tse's Tao-te-king. Aus dem Chinesischen ins Deutsche übersetzt, eingeleitet und commentirt von Victor von Strauß und Torney. Leipzig 1870. In unseren Citaten bedeuten die in Klammern beigesetzten Zahlen die Kapitel des Tao-te-king.

Welches ist das Wesen, welches sind die Eigenschaften Tao's? Tao ist „so still, so übersinnlich. Er allein beharrt und wandelt sich nicht, geht durch alles und gefährdet sich nicht" (25). „Des leeren Vermögens Inhalt nur Tao folget er. Tao ist Wesen, nur unfaßlich, unbegreiflich. Wie unfaßlich, unbegreiflich in ihm sind die Bilder! Wie unfaßlich, unbegreiflich in ihm ist das Wesen! Wie unergründlich, wie dunkel in ihm ist der Geist! Sein Geist ist das Zuverlässigste. In ihm ist Treue. Von alters her bis heute verging sein Name nicht, indem er aller Dinge Anfang ausersieht. Woher weiß ich, daß aller Dinge Anfang also? Durch Ihn" (21). „Sein Oberes ist nicht klar, sein Unteres ist nicht dunkel. Immer und immer ist er unnennbar und wendet sich zurück ins Nichtwesen. Das heißt des Gestaltlosen Gestalt, des Bildlosen Bild; das ist gar unerfaßlich" (14). Gewiß unerfaßlich, dunkel oben und unten!

V. v. Strauß erklärt die Stellen so: Tao an sich hat nichts von dem Sein, welches wir so nennen; er ist insofern nicht seiend, ein „leerer Abgrund" (4), weil überseiend (transcendent). Sein Sein wird erst für uns erkennbar durch die Schöpfung; nicht als ob Tao durch eine Emanation sich nach außen ergösse, sondern weil alles nach seinem Vorbild gemacht, den „Bildern in ihm" nachgebildet ist: „Gott (Tao) allein bleibt unwandelbar, was und wie er ist; alles, was nicht Gott (Tao), ist stetiger Aenderung, Werden und Entwerden unterworfen. Dieser Ausspruch wäre mit einer pantheistischen Denkweise unvereinbar; denn wenn Gott (Tao) allein unveränderlich ist, so kann die in steter Aenderung begriffene Welt in keiner Weise mit dem göttlichen (Tao's) Wesen identisch sein, und die Aussage von Gottes (Tao's) Unwandelbarkeit hebt ihn bestimmt und deutlich von der Welt ab. Aber es trennt ihn nicht von ihr; denn ‚durch alles hin geht er', wandelt er, überall durchdringt er alles, und damit ist seine innerste Anwesenheit in jedem denkbaren Punkte ausgesprochen. Alles dies gefährdet ihn nicht, d. h. es kann ihm nichts nehmen, noch etwas an seinem Wesen ändern." [1]

Da nun diese Myriaden Wesen nach Tao's Ideale geschaffen sind, so bilden sie gleichsam seine Außenseite, und an dieser Aeußerlichkeit bleibt der Blick des niedrig gesinnten Menschen haften:

„Wer stets begierdenlos, der schauet seine (Tao's) Geistigkeit,
Wer stets Begierden hat, der schauet seine Außenheit" (1).

---

[1] Tao-te-king S. 128.

Allein die sichtbaren Dinge sind nicht Tao selbst, sondern „Tao erzeugt sie, seine Macht erhält sie, sein Wesen gestaltet sie, seine Kraft vollendet sie. Daher von allen Wesen keines, das nicht anbete Tao und verehre seine Macht. Tao's Anbetung, seiner Macht Verehrung ist niemandes Gebot und immerdar ganz freiwillig" (51), weil alle Wesen durch die Bedürftigkeit ihrer Natur sich auf Tao angewiesen fühlen und sich daher ohne Zwang zu ihm wenden.

„Tao ist aller Wesen Begehrungsplatz,
Guter Menschen höchster Schatz,
Unguter Menschen rettender Ersatz" (37).

Tao ist nicht nur das Richtmaß der körperlichen, sondern auch der sittlichen Welt. „Drum wes Thun mit Tao übereinstimmt, wird eins mit Tao; der Tugendsame wird eins mit der Tugend, der Verderbte wird eins mit der Verderbniß. Wer eins wird mit Tao, auch Tao freut's, ihn zu bekennen" (23). Freilich, wer in Tao wandelt, der scheint den Thoren lächerlich, und so muß es sein, weil sein ganzer Werth, wie bei Tao selbst, ein innerlicher, unsichtbarer ist.

„Wer licht in Tao, ist wie voll Nacht,
Wer weit in Tao, wie zurückgebracht,
Wer hehr in Tao, wie ungeschlacht,
Wer hoch an Tugend, wie ein Thal,
Wer groß an Reinheit, wie voll Mal! . . .
Tao ist verborgen, namenlos,
Doch Tao nur im Verleihen und Vollenden groß" (41).

Indessen, was braucht der Weise sich um die Reden der Menschen zu kümmern; denn „wer gerecht ist, ist König; König, daher des Himmels; des Himmels, daher Tao's; Tao's, daher fortdauernd; er büßt den Körper ein ohne Gefährde" (16). Denn einmal „sind wir ohne Körper, welche Plage haben wir dann noch?" (13). Dann aber kehrt der Weise beim Tode zu Tao zurück. „Kehrt man aber zurück zu seinem Lichte, so verliert man nichts bei des Leibes Zerstörung. Das heißt Ewigkeit anziehen" (52).

Das sind so ungefähr die Hauptzüge vom Bilde des Tao, die uns in Stand setzen, die Worte Victor v. Strauß' beurtheilen zu können: „Wir meinen, jeder Unbefangene, den man fragte, wie man in unserer Sprache das Wesen bezeichne, von dem dieses alles ausgesagt werden könne, müßte antworten: Gott und nur Gott! Und wer die vorstehenden Aussagen zusammenfaßt, dem kann gar kein Zweifel bleiben, daß Lao-tse ein überraschend großes und tiefes Gottesbewußtsein, einen erhabenen und sehr

bestimmten Gottesbegriff gehabt habe, der sich fast durchgängig mit dem Gottesbegriff der Offenbarung deckt, sofern dieser nicht über ihn hinaus tiefer und reicher entwickelt ist, was denn allerdings keiner Nachweisung bedarf." [1]

Die große Wahrscheinlichkeit dieser Ansicht wird sich allerdings nicht bestreiten lassen. Trotzdem ist das letzte Wort noch nicht gesprochen und nicht jeder Zweifel gehoben. Wie kommt es, daß nicht nur chinesische Philosophen aus der Schule Lao-tse's das Tao in einem ganz andern Sinne auffaßten, sondern daß auch europäische Gelehrte von der Bedeutung eines St. Julien wesentlich verschiedene Erklärungen aufstellten? J. Legge, dessen Autorität gewiß niemand in Zweifel ziehen wird, sagt mit Bezug auf die Uebersetzungen und Erklärungen von Julien, Chalmers, Strauß und Pläncker: „Trotz dieser vier Versuche, den Sinn des ‚alten Philosophen' in drei europäischen Sprachen wiederzugeben, bleibt doch Raum für eine neue Uebersetzung, die zur bestimmten Zeit dem Leser vorgelegt werden wird. Nur ein eingehendes und andauerndes Studium des Originals kann eine Einigung über den Begriff des Tao herbeiführen. Ich habe vor, nicht nur eine Uebersetzung des Tao-te-king, sondern auch der Werke Tschwang-tse's, des bedeutendsten unter den früheren Schriftstellern der Taoistischen Schule, zu veranstalten." [2]

Uebrigens interessirt uns Lao-tse an dieser Stelle nicht so sehr als tiefsinniger Philosoph, sondern vielmehr wegen seiner Bedeutung für eine unter dem chinesischen Volke weitverbreitete Religion [3]. Die Taosse sind, wie ihr Name besagt, Verehrer des Tao, und weil Lao-tse den Menschen Tao verkündigt habe, darum betrachten die Taosse ihn als ihren vorzüglichsten Lehrer und mehr als das. Einige Gelehrte nehmen an, daß der Taoismus lange vor Lao-tse bestand und sich nur das System und das Buch des Philosophen angeeignet habe, ohne dasselbe jedoch zu verstehen oder zu befolgen? [4] Andere halten die Tao-Religion für ein jüngeres Gebilde, das besonders seit der Han-Dynastie (206 v. Chr.) zur Entwicklung gelangte [5]. Die äußere Form des taoistischen Cultus entstand erst in nachchristlicher Zeit unter dem Einflusse des Buddhismus.

---

[1] Tao-te-king S. 35. [2] S. B. E. III. p. XXII.

[3] Wenn man bei Lao-tse auch Spuren der Lehre von der hl. Dreifaltigkeit finden will, so können wir unsererseits eine solche Auffassung nur zurückweisen. Diese Frage eingehend zu behandeln, ist hier nicht der Ort.

[4] V. v. Strauß, Tao-te-king. S. 65. Neumann, Lehrsaal des Mittelreiches. S. 13.

[5] Legge, The Religions of China. p. 180.

Der heutige Taoismus ist eine Verbindung edler Lehren mit groteskem Aberglauben, eine wunderliche Verquickung von Gottesverehrung und Zauberwesen, von religiöser Begeisterung und gemeiner Betrügerei.

Wie wenig die Taosse-Lehre innerlich mit den Anschauungen Lao-tse's übereinstimmt, möge ein Beispiel zeigen. Eine Hauptrolle spielt im Taoismus der Trank der Unsterblichkeit, dessen Geheimniß die Priester angeblich besitzen. Dieser Aberwitz verdankt seinen Ursprung einer mißverstandenen Lehre des Tao-te-king (50), wo der Philosoph auseinandersetzt, dem wahrhaft Weisen könne nichts schaden, da er in der unzerstörbaren Vereinigung mit Tao sein Glück finde und diese Vereinigung nach dem Tode vollkommen werde. „Wer das Leben recht zu erfassen weiß, geht geradezu, ohne zu fliehen vor Nashorn und Tiger; geht in ein Kriegsheer, ohne anzulegen Panzer und Waffen. Das Nashorn hat nicht, wo es sein Horn einstoße, der Tiger hat nicht, wo er seine Klauen einschlage, Waffen haben nicht, wo sie ihre Schneide einbringen. Warum das? Weil er keine tödtliche Stelle hat." Also kannte Lao-tse ein Mittel, sich zu feien; und dieses Mittel ist in der Geheimlehre aufbewahrt. Der ganze Taoismus ist so ziemlich ein System von solchem und ähnlichem Aberglauben, so daß seine Anhänger sich mit mehr Recht Doctoren der Unvernunft als „Doctoren der Vernunft" nennen könnten.

Uebrigens ist diese Summe von Thorheiten nicht auf einmal ausgedacht worden, sondern Jahrhunderte lang herangewachsen. Schon bei dem taoistischen Philosophen Lie-tse, der wenig über hundert Jahre nach Lao-tse lebte, findet sich eine Menge schwärmerischer Sagen und fabelhafter Geschichten[1]. Da nun das chinesische Volk sich von dem öffentlichen Cult des Schang Ti ausgeschlossen sah, so flüchtete es zum Theil, um sein religiöses Gefühl zu befriedigen, mit Begeisterung zu den Wundermären der Taoisten. Da fand es, besonders seit der unter dem Einfluß des Buddhismus entstandenen Fortbildung, alles, was es in der trockenen Staatsreligion vermißte, vorzüglich ungehinderte Theilnahme am Cultus, und zwar an einem Cultus, der durch einen geheimnißvollen Mysticismus ansprach.

An und für sich wollen die Taosse als Hauptgegenstand ihrer Verehrung die Urvernunft angesehen wissen, welcher die Welt ihr Dasein und Fortbestehen verdankt. Doch trat später die Verehrung der „drei Heiligen", deren hauptsächlichster Lao-tse ist, mehr in den Vordergrund. Die den buddhistischen Darstellungen nachgebildeten Statuen der drei Heiligen finden

[1] V. v. Strauß, Essays. S. 79.

sich in allen Taosse-Tempeln. Diesen Bildern wird vorzüglich Verehrung gezollt, so daß der Cult, wie im Buddhismus, zu einem groben Götzendienst entartet ist[1]. Der Glaube an die Existenz guter und böser Geister ist ebenfalls stark ausgeprägt.

Die Priester und Priesterinnen dieses Cultes sind zu ehelosem Leben verpflichtet, wie denn überhaupt der Ascese eine große Bedeutung beigelegt wird. Außer dem Dienst im Tempel beschäftigen sie sich mit Magie, Sterndeuterei, Nekromantie und dergleichen Künsten mehr. Wie den Trank der Unsterblichkeit, wollen sie auch großen Einfluß auf das Jenseits besitzen; denn Himmel, Hölle und Fegfeuer gehören ebenfalls zum Glaubensbekenntnisse der Taoisten. Da jedoch die meisten dieser Eigenthümlichkeiten aus dem Buddhismus herübergenommen sind, so können wir, um Wiederholungen zu vermeiden, füglich sofort zur Darstellung des letztern übergehen. Es genügt, zu bemerken, daß der Taoismus wegen seines abgeschmackten Aberglaubens von den gebildeten Klassen China's verachtet und verspottet wird, dagegen unter dem gewöhnlichen Volke noch viele Anhänger zählt.

3. Der Buddhismus in China. Die alte chinesische Reichsreligion und der Taoismus sind auf einheimischem Boden aufgekeimt und herangewachsen; die dritte und jüngste heidnische Religion des Reiches der Mitte dagegen ist von außen eingeführt. Die Zeit, wann dies geschah, ist nicht genauer bekannt. Schon im Anfange des zweiten Jahrhunderts v. Chr. soll ein buddhistischer Mönch nach China gekommen sein. Doch erlangte der Buddhismus eine bedeutende Verbreitung erst in nachchristlicher Zeit. Im Jahre 61 n. Chr. wurde Kaiser Ming ti durch einen Traum bewogen, Gesandte auszuschicken, welche Erkundigungen über die beste Art der Gottesverehrung einziehen sollten. Bei diesem Anlasse kamen buddhistische Bücher und Mönche nach China und trugen nicht wenig zum Wachsthum der Lehre bei. Von da ab wurde der Buddhismus in China officiell als dritte Religion anerkannt. Rascher Fortschritt ist jedoch erst seit dem vierten Jahrhundert zu verzeichnen, während das fünfte Jahrhundert geradezu als das goldene Zeitalter des Buddhismus gelten muß. Um diese Zeit begann ein Strom buddhistischer Pilger von China sich nach Indien zu ergießen, um die reine Lehre an der Stätte ihres Entstehens kennen zu lernen, den Schauplatz der Thätigkeit Sakya Muni's in Augenschein zu nehmen, die Denkmäler zu bewundern, welche der Nachwelt von den Thaten des großen Mannes berichten,

[1] Legge, The Religions of China. p. 167.

seine Reliquien zu verehren, an dem Lebenswandel seiner besten Jünger sich zu erbauen und die hieraus geschöpfte Begeisterung ins Heimatland zu übertragen. Einige dieser Pilger haben interessante Berichte über ihre Reisen veröffentlicht, welche werthvolle geographische und culturgeschichtliche Aufschlüsse enthalten. Der erste von diesen war Fa-Hian, der seine Reise um 400 n. Chr. antrat. Zwei Jahrhunderte später durchforschte Hiuen Thsang von 629—645 die heiligen Stätten und Schätze Indiens. A. Rémusat hat die Berichte des erstern, St. Julien die des letztern ins Französische übersetzt. In der Periode, welche die beiden Reisenden voneinander trennt, hatten große Theile China's ein durchaus buddhistisches Ansehen gewonnen, und manche Provinzen waren mit Klöstern und Tempeln dieses Bekenntnisses bedeckt, welche durch die Gunst der Kaiser nicht selten mit milden Stiftungen reich bedacht wurden.

Wenn man jedoch sagt, daß der Buddhismus in China zahlreiche Anhänger gewann, so darf das nicht so aufgefaßt werden, als ob unter diesem Buddhismus die ursprünglich von Buddha verkündigte Lehre zu verstehen sei. Der ursprüngliche Buddhismus war keine Religion, sondern eine Philosophie, und zwar eine agnosticistische Philosophie, welche ohne Rücksicht auf Gott und unsterbliche Seele eine Anleitung zur Befreiung aus dem Unglücke dieses Lebens geben wollte [1]. Bald jedoch entstanden in den philosophischen Schulen der Buddhisten Meinungsverschiedenheiten, zu deren Beilegung vergebliche Versuche gemacht wurden. Die Buddhisten blieben dauernd in zwei große Parteien getheilt, die Partei des Hinayana (des „kleinen Fahrzeuges“) und die des Mahayana (des „großen Fahrzeuges“). Die Hinayanisten waren conservativ und wollten streng an dem alten Canon, den drei Pitakas, festhalten. Die Mahayanisten waren Fortschrittler und behaupteten, es gäbe noch andere Lehren neben den Pitakas, die ebenso gut und besser seien; sie verfaßten deshalb einen neuen Canon, zu dem der berühmte Lalita Vistara, die älteste Buddhalegende, gehört. Dafür wurden die Mahayanisten von ihren Gegnern verschrieen als „die Ausgeburt eines bösen Dämons, der allerlei Unsinn aufgeschrieben hat, um die Thoren zu betrügen“ [2]. Jeder der Parteien schlossen sich verschiedene philosophische Schulen an, die einander ebenfalls heftig bekämpften. Die Secte der Hinayanisten behielt die Ober-

[1] Vgl. Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen des Alterthums. Freiburg 1885. S. 20 ff., und ausführlicher in den „Stimmen aus Maria-Laach“, Jahrgang 1886 und 1887.

[2] Kern, Buddhismus. II. S. 492.

hand im Süden, während im Norden die Mahayanisten ihre Gegner bei weitem überflügelten. Bis heute besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen südlichem Buddhismus in Birma, Siam und besonders auf Ceylon; und dem nördlichen Buddhismus in Nepal, Tibet, der Mongolei, China und Japan [1].

Kern gibt folgende kurze Charakteristik des Mahayana: „Als Religion ist das System eine Vergöttlichung des Geist und Materie umfassenden Alls, eine Vergöttlichung, die besteht in der Personification von Erscheinungen und denselben zu Grunde liegenden Kräften, sowie von abstracten Begriffen, besonders des idealen Menschen. Die Personificationen, die Typen der Menschheit heißen Buddhas; solche Typen stehen über den Typen der materiellen Erscheinungen und sind infolge dessen in erster Linie verehrungswürdig... Als Ethik stellt es (das Mahayana) die Barmherzigkeit (und in China die kindliche Liebe) in den Vordergrund... Als Genossenschaft räumt es den Laien eine bedeutende Stelle ein.“ [2]

Der chinesische Buddhismus, zumal wie er vom Volke verstanden wird, ist ein Götzendienst, der sich von anderen heidnischen Culten nicht wesentlich unterscheidet. Buddha als Gott ist Gegenstand der Verehrung, oder vielmehr die Buddhas und Bodhisattvas (zukünftige Buddhas). Ueber jede Welt herrscht nämlich nach den Chinesen ein eigener Buddha [3]. „Verehrung dem ehrwürdigen, großen Buddha, allen Buddhas, vergangenen, künftigen, gegenwärtigen,“ lautet eine Gebetsformel der nördlichen Buddhisten. Mit Recht sagt darum Edkins, der Buddhismus habe in China den alten Gottesbegriff beseitigt und an dessen Stelle die Buddhas und Bodhisattvas gesetzt [4].

Den Buddha selbst nennen die Chinesen Fo-to oder gewöhnlicher Fo. Weil aber Buddha der Vergangenheit angehört, so wollte man doch auch einen Gott für die Gegenwart haben, und als solchen verehrte man den Avalokitesvara, den „Gott, der herunterschaut“, d. h. der die Welt schafft, erhält und regiert [5]. Ihn verehrt man als Retter in jeder Noth und Bedrängniß. Von Fa-Hian wird erzählt: Als er auf der Rückreise von Indien mit seinen Reisegefährten in einen heftigen Sturm gerieth und befürchtete, man möchte mit einem Theile der übrigen Ladung auch seine heiligen Bücher und Bilder ins Meer werfen, da flehte er zu

[1] S. Beal in S. B. E. XIX. p. X.
[2] Kern, Buddhismus. II. S. 516.
[3] Edkins, Chinese Buddhism. p. 190.
[4] A. a. O. S. 193.
[5] Beal in S. B. E. XIX. p. 207, Note.

Avalokitesvara und den buddhistischen Heiligen China's: „Ich bin so weit gereist des Dharma wegen; laßt durch eure geistige Kraft das Wasser weichen und laßt uns eine sichere Stelle erreichen." [1]

Ebenso alt und allgemein ist die Verehrung des Mandschusri, des Gottes, „dessen Glanz lieblich ist". Er ist der Gott der Weisheit und des Frühlings. Diese beiden Götter gehören ursprünglich dem indischen Pantheon an. Avalokitesvara ist Vischnu (oder auch Siva) und Mandschusri ist Brihaspati [2].

Dieses Beispiel zeigt, daß der Buddhismus nicht den alten Götzendienst der Inder überwunden hat, sondern von diesem überwunden wurde und denselben, wenn auch in veränderter Form, in weitentlegene Gegenden verpflanzt hat. Das Wesen dieses Cultus läßt sich am besten in einem Buddhatempel beobachten. Zwei berühmte Heiligthümer der Art finden sich auf der Insel Putu, gegenüber der Provinz Tschekiang. Doppelte Thüren führen ins Hauptschiff, in welchem sich die Bildsäule der „drei Kostbaren" befindet, d. h. eigentlich des Buddha, Dharma (Gesetz), Sangha (Mönchsgemeinde). Die beiden Seitenstatuen sind also Personificationen von abstracten Begriffen, werden aber vom Volke einfach als Götter angesehen und verehrt [3]. Der mittlere Buddha läßt die gefalteten Hände auf seinem majestätischen Bauche ruhen, zum Zeichen der Vergangenheit und der ewigen und unabänderlichen Ruhe, zu welcher er gelangt ist. Die beiden anderen Statuen halten, die eine den linken, die andere den rechten Arm empor, um ihre Thätigkeit in Gegenwart und Zukunft anzudeuten. Vor jedem Steinbilde erhebt sich ein Altartisch. Auf diesem stehen Gefäße, in welche Opfer glegt werden, und Pfannen aus Erz, in denen man Räucherstäbchen verbrennt. Außerdem sind die Bilder vieler Götter zweiten Ranges ringsumher angebracht, und der Saal ist mit großen Laternen von buntem Papier oder gegossenem Horn geschmückt. Ein anderer Raum ist der Kuangyn geweiht, einer Göttin, deren Bedeutung man verschieden erklärt. Wieder ein Saal stellt ein vollständiges Pantheon dar. In diesem befinden sich häßliche Götzen in Gestalt von Ungeheuern und Gewürm. Durcheinander stehen Götter des Himmels und der Erde, fabelhafte Monstra, Genien des Krieges, der Artillerie, der Seidenmanufactur, des Ackerbaues und der Heilkunde, Heilige des Alterthums, kurz, ein förmliches Gewirre grotesker Gestalten [4].

[1] Kern, Buddhismus. I. S. 417. [2] Kern a. a. O. S. 416 und 418.
[3] Legge, The Religions of China. p. 167.
[4] Huc und Gabet, Wanderungen durch das chinesische Reich. S. 258 f.

Der Buddhismus war im Vergleich zum Konfuzianismus kein Fortschritt. Freilich, der Dürre und Langweiligkeit hat er abgeholfen, aber nur dadurch, daß er die Menschen noch weiter von der wahren Gotteserkenntniß wegführte. Ueberdies war sein sittlicher Einfluß durchaus unheilvoll. Die Lehre, daß der Mensch in seinem jedesmaligen Dasein mit unabweislicher Nothwendigkeit die Folgen früherer Thaten zu tragen habe, bietet die beste Entschuldigung für alle böse Neigungen, denen er fröhnt. Unter dem fatalistischen Gesetz des Karma (der Vergeltung) hat die Willensfreiheit keinen Platz. Die nachfolgende Sünde ist nur die Frucht, die aus dem ehedem ausgestreuten Samen mit Naturgewalt hervorwächst. Laster und Tugend entwickeln sich gleich unvermeidlich, je nachdem der Keim einer moralischen Giftpflanze oder eines edeln Gewächses in den großen Werdeproceß eingesenkt worden ist. So fassen wenigstens die chinesischen Buddhisten die Lehre auf.

Dr. Edkins schreibt als zuverlässiger Zeuge: „Ein System, welches solche Mängel und Fehler hat wie die buddhistische Ethik, war nicht im Stande, unter seinen Anhängern eine hohe Sittlichkeit hervorzubringen. Die Masse des Volkes hat aus demselben freilich den Begriff einer zukünftigen Vergeltung geschöpft. Aber wozu soll das gut sein, wenn der Zustand, welchen man nach dem Tode verspricht, nur eine plumpe Erfindung ist? Die Lehre von der Seelenwanderung unter der Herrschaft eines moralischen Fatums hat nur ein bequemes Mittel an die Hand gegeben, Sündhaftigkeit und Mißgeschick einem frühern Leben auf die Rechnung zu setzen. Was das (heidnische) Volk an sittlicher Kraft besitzt, verdankt es dem Konfuzianismus. Der Buddhismus hat nur Götzendienst und eine falsche Anschauung vom Jenseits gebracht, hat aber nichts gethan, um das Volk tugendhafter zu machen. Klaproth beklagt sich über einen würdigen und gelehrten englischen Missionär, weil dieser gesagt hat: ‚Zum Unglück für die Menschheit wurde der Buddhismus in Stand gesetzt, seinen verderbenbringenden Einfluß ins Ungemessene auszudehnen.‘ Allein diese Ausdrucksweise ist nicht im mindesten zu stark, um die Wirkungen dieser Religion in China zu bezeichnen, wenn wir dieselbe vom Standpunkt der Konfuzianer aus betrachten... In der That, die Sittenlehre der (heidnischen) Chinesen hat ihre ganze Kraft im Konfuzianismus und nicht im Buddhismus. Das buddhistische Moralgesetz ist die Schwäche selbst im Vergleich mit dem des Konfuzius.“ [1]

---

[1] Chinese Buddhism. p. 199 sqq.

Auch auf den Ahnencult hat der Buddhismus in einer durchaus nicht günstigen Weise eingewirkt. Die Bonzen[1] waren mit einer bloßen Gedächtnißfeier nicht zufrieden. Da nach der Lehre Buddha's alle Wesen, bevor sie zum Nirvana gelangen, immer wieder geboren werden, oder richtiger, durch ihre Thaten den Keim zu neuen Wesen legen, welche die Folgen der früheren Werke zu tragen haben, so war es natürlich, daß man bald alle Wesen in Klassen eintheilte, deren fünf unterschieden werden: 1) Götter, 2) Menschen, 3) Schatten Verstorbener, 4) Thiere, 5) Höllenwesen. Das ist der alten Lehre gemäß. Nun aber gingen die Bonzen weiter und behaupteten ganz im Gegensatze zur Lehre Buddha's, sie hätten die Macht, die Seligkeit der seligen Wesen zu mehren und die Leiden der Höllenwesen zu mindern; doch bedürften sie hierzu der Opfer und Gaben der Lebenden. Ebenso sagen sie, daß man sich durch Almosen, die man ihnen gebe, vor der Hölle bewahren könne, und daß umgekehrt diejenigen, welche keine Almosen gäben, unfehlbar in die tiefste Hölle stürzten.

Damit die Spenden nun reichlicher fließen, werden die Qualen der Verstorbenen bildlich dargestellt und diese Darstellungen in den Tempeln ausgehängt. Hier wird einer zersägt, dort einer aufgespießt, wieder einer in siedendes Wasser getaucht u. s. v. An Mannigfaltigkeit in Darstellung der gräßlichen Scenen kann kein Mangel sein; denn die nördlichen Buddhisten kennen nicht weniger als sechzehn Höllen, acht heiße und acht kalte.

Aehnlich malt man die Freuden des Paradieses aus. Man sagt, die Seelen seien über die Hügel ins Reich der Götter gezogen und genössen dort alle Wonnen, die ein Herz sich nur wünschen könne, von der andern Seite aber müßten sie freilich manches entbehren, was zu den Annehmlichkeiten des diesseitigen Lebens gehöre, z. B. eine Schüssel Reis, eine Schale Thee u. dgl. Die Bonzen sind aber gern bereit, solche Gaben in Empfang zu nehmen und den Freunden drüben zukommen zu lassen[2]. Hieraus ist ersichtlich, daß der ursprüngliche Begriff des Nirvana, als eines Erlöschens jeder Begierde, jedes Denkens, ja des Daseins selbst, einem sehr realistischen Paradiesesbegriffe Platz gemacht hat.

Freilich ist es vorzüglich das gewöhnliche Volk, welches den Erfindungen und Märchen der Bonzen am gläubigsten anhängt. „Alle Literaten", sagt Freiherr v. Hübner, „sind Skeptiker, alle Leute aus dem

---

[1] Das Wort Bonze ist ein Ehrentitel der buddhistischen Mönche und entspricht dem Sanskritworte vandga „ehrwürdig".

[2] Lay, Die Chinesen. Uebersetzt von J. Cramer. Crefeld 1844. S. 176 f. 185.

Volke sind gläubig."[1] Aber er fügt hinzu, es komme gar nicht selten vor, daß Leute, welche während ihrer gesunden Tage die Aufgeklärten spielten, beim Herannahen des Todes zu Buddha, Dharma und Sangha ihre Zuflucht nehmen. Die Starkgeisterei ist für gewöhnlich wohl mehr Schein als Wirklichkeit, wie folgende Thatsache zeigt:

Ein Bauer findet eine kleine Schlange, die ihm in irgend einer Beziehung auffällt und bringt sie in den Tempel nach Tientsin. Aus der Schlange macht die Wundersucht einen Drachen, und der Drache ist natürlich ein Gott. Die ganze Bevölkerung mit den Municipalbeamten und dem Generalgouverneur der Provinz an der Spitze zieht zur Anbetung der Bestie nach der Pagode. Freiherr von Hübner, der selbst das Thier sah, fragte einen zuverlässigen Mann, ob die Verehrung der Schlange von Seiten der hohen Persönlichkeiten nur ein dem Volke gemachtes Zugeständniß sei oder auf wirklichem Glauben beruhe. „Ohne allen Zweifel", war die Antwort, „glaubt der Vicekönig genau wie der letzte Kuli an die Göttlichkeit der Schlange."[2]

Solchen Zeugnissen gegenüber ist es Aberwitz, das ganze chinesische Volk als eine Nation von Atheisten oder Zweiflern darstellen zu wollen. Der vorgebliche philosophische Skepticismus der Chinesen ist nicht weit her; vielmehr zeigen die Thatsachen, daß die Chinesen vielfach bis zum niedersten Götzendienst, bis nahe zum Fetischismus heruntergesunken sind[3]. Von der ursprünglichen Verehrung des Schang Ti bis zur Schlangenanbetung ist ein weiter Weg, und die Söhne der Mitte haben bei ihrer Stabilität länger als andere heidnische Völker gebraucht, um so tief zu sinken; aber der Entwicklungsgang ist doch wesentlich derselbe wie anderswo, von der Verehrung des Einen Gottes zum Götzendienst, zur Naturverehrung, zum Fetischcult. Stetig abwärts geht der Weg, nicht aufwärts.

3. Die Koreaner und die Japaner.

Als der hl. Franz Xaver zum erstenmal den Japanern die Lehre Christi verkündete, begegnete man ihm oft mit dem Einwurfe: Wenn das die Wahrheit ist, was du lehrst, warum war es denn den Chinesen nicht bekannt?[4] So groß war die Achtung vor der Weisheit des Reiches der

[1] Spaziergang um die Welt. II. S. 228. [2] A. a. O. S. 229 und 278.

[3] Ueber den Aberglauben der Chinesen vgl. auch The Church Missionary Gleaner, 1867. p. 63.

[4] Leben und Briefe des hl. Franziskus Xaverius. Von E. de Vos S. J. Regensburg 1877. II. S. 136.

Mitte. In der That ist die japanische Bildung in mehr denn einer Beziehung eine Tochter der chinesischen. Doch ging der Einfluß anfangs nicht unmittelbar von China aus, sondern nahm seinen Weg über Korea.

Die Koreaner waren ein in ihrer Art schon ziemlich hoch entwickeltes Volk, als Japan noch auf einer niedrigen Culturstufe stand. Heutzutage ist freilich das Verhältniß ungefähr ins Gegentheil umgeschlagen. Während Japan schnelle Fortschritte auf dem Wege der Civilisation gemacht hat, sind die Zustände in Korea dieselben geblieben, wie sie nach dem japanischen Einfalle im 17. Jahrhundert waren, traurige Ruinen, die nur mehr schwaches Zeugniß von ehemaligen besseren Zeiten ablegen.

Von Korea empfing Japan seine ersten Schriftzeichen, welche im wesentlichen die chinesischen sind; von dort wurden am Ende des dritten und am Anfange des vierten Jahrhunderts n. Chr. die ersten Bücher eingeführt; von dort fand, besonders vom vierten bis zum siebenten Jahrhundert, ein großer Zuzug von Gelehrten, Künstlern und Handwerkern statt, welche die Grundlage der japanischen Cultur legten; von dort aus machte auch der Konfuzianismus und der Buddhismus seine ersten Eroberungen in Japan.

Korea aber hatte sich seinerseits ganz unter chinesischem Einflusse herangebildet. Die ursprünglichen Bewohner der Halbinsel waren die Han, welche jedoch durch einrückende Mandschu und Chinesen immer mehr nach dem Süden geschoben und sogar nach Japan hinübergedrängt wurden. Die heutigen Koreaner sind ein aus verschiedenen Stämmen zusammengesetztes Volk. Durch den Einfluß des Chinesischen ist eine wunderliche Mischsprache entstanden, neben welcher jedoch viele auch das reine Chinesisch reden.

Die Religionen sind dieselben wie in China: die alte Verehrung des „Himmels" und der Geister, der Konfuziuscult und der Buddhismus.

In allen Dörfern werden von dem Gemeindevorsteher dem Himmel und der Erde Opfer dargebracht. Auf Erdhügeln errichtet man Stangen, an denen Schellen und Trommeln hängen, um die bösen Geister zu verscheuchen. Vorzüglich aber tritt die Verehrung der Ahnen in den Vordergrund. Besonders am ersten Tage des Jahres werden vor den Ahnentäfelchen ganz nach chinesischer Weise Opfer dargebracht. Selbst die Gefangenen erhalten an diesem Tage Urlaub, um die vorgeschriebenen Ceremonien an den Gräbern ihrer Vorfahren zu verrichten [1]. Von Staatswegen wird dem Konfuzius genau in derselben Weise gehuldigt wie in China.

---

[1] „Die katholischen Missionen", 1875. S. 142.

Die am meisten verbreitete Religion des Volkes ist aber der Buddhismus, d. h. ein mit dem Namen Buddha's gezierter Götterdienst, dessen Pantheon die verschiedensten Götzen umfaßt mit Fo als Hauptgötzen an der Spitze. Die Verehrung besteht in Verbeugung vor den Bildern, Gebetsformeln, Verbrennen duftenden Holzes und Weihgeschenken. Das ganze Land ist mit Klöstern bedeckt. Die Hauptaufgabe der Mönche ist die Besorgung des Tempeldienstes, der mit viel Geräusch und Gepränge vollzogen wird.

Indessen ist es nicht nöthig, länger hierbei zu verweilen, da alles, nur viel ausgeprägter, in Japan wiederkehrt.

Zu welcher Völkerfamilie die Japaner eigentlich gehören, ist eine bis heute mit Sicherheit nicht zu beantwortende Frage. Das Volk selbst führt seinen Ursprung auf den Gott Ninigi-no-mikoto zurück, welchen die Sonnengöttin auf die Erde gesandt hatte, um das Reich des Mikado zu gründen. Er brachte den heiligen Spiegel, das heilige Schwert und den heiligen Stein, welche noch immer im Lande als die höchsten Heiligthümer verehrt werden. Seine Lebenszeit betrug 310 000 Jahre, die seines Sohnes Hohedemi 637 892 Jahre und die seines Enkels Ugaya 836 042 Jahre. Von letzterem stammte der erste menschliche König Dschimmu ab.

Der berühmte deutsche Reisende Dr. Kämpfer hält die Japaner für stammverwandt mit den Babyloniern und läßt sie aus ihrer ursprünglichen Heimat am Kaspischen Meere vorbei, dann bis zu den Quellen des Oxus durch China nach Japan ziehen. Andere erblicken in den Bewohnern des Inselreiches einen tungusischen Stamm; in neuerer Zeit ist die Theorie einer Verwandtschaft mit afrikanischen Völkern verfochten worden [1].

Diese Verschiedenheit der Ansichten beweist jedenfalls, daß die Japaner keinen scharf ausgeprägten Rassentypus aufweisen. Am wahrscheinlichsten ist noch immer die Meinung, daß chinesische Einwanderer sich mit den nunmehr fast ausgestorbenen Urbewohnern, den Ainos [2], vermischt hätten, und daß aus dieser Verbindung die jetzige japanische Nation hervorgegangen sei. Doch widerspricht Dr. Mohnike dieser Ansicht entschieden: „Mit Unrecht hat man häufig beide Völker (Japaner und Chinesen) nicht allein mit Beziehung auf ihren physischen, sondern auch auf ihren

[1] Japan. Its History, Traditions and Religions. By Sir Edward J. Reed. London 1880. Vol. I. p. 15 sqq.

[2] Ueber die Ainos vgl. „Die katholischen Missionen", 1886, S. 206 ff. und Journal des Missions Evangéliques, 1869, p. 435.

psychischen Charakter zusammengefaßt. Die Chinesen und Japanesen zeigen innerhalb des ihnen gemeinsamen turanischen Rassentypus ungefähr denselben Grad körperlicher Verschiedenheit wie die Deutschen und Italiener, weichen geistig aber noch mehr voneinander ab als diese beiden arischen Völker." Alles berechtigt nach Mohnike zu der Annahme, „daß die Japanesen ein turanisches, ursprünglich in Innerasien entstandenes Volk sind, daß sie die älteste Bevölkerung von Korea bildeten und von hier aus nach den jetzt von ihnen bewohnten Inseln auswanderten, und endlich, daß sie zu den am wenigsten mit fremden Bestandtheilen vermischten Völkern der Erde gehören"[1].

1. Die Sintoreligon. Die Religion, welche die Japaner vor der Einführung des Buddhismus besaßen, trägt deutlich die allen tatarisch-mongolischen Religionsformen gemeinsamen Züge. Freilich ist dieselbe viel weniger bekannt als die chinesische. Der Grund ist die Abwesenheit einer alten heiligen Literatur. Zwar gibt es zwei Heilige Bücher: Kodschiki und Nichonki. Allein dieselben stammen aus einer Zeit, in welcher die Religion auf Grund äußerer Einflüsse sich schon bedeutend verändert hatte. Das erste Werk wurde verfaßt im Jahre 711 n. Chr., das zweite im Jahre 720. Jenes ist ein Geschichtsbuch, enthält aber in seinem zweiten Theile eine Mythologie, die so verwirrt ist, daß Reed trotz eifrigen Nachfragens in Japan über manche Punkte keine Aufschlüsse erlangen konnte und deshalb meint: „Es scheint unmöglich, heutzutage jemand zu finden, der die Mythologie versteht."[2] Alles schwankt in derselben so durcheinander, daß die gleiche Persönlichkeit bald als Gott und bald als Göttin auftritt; zwei oder drei Götter erscheinen plötzlich als ein Gott, oder ein Gott erhält mehrere Namen und wird dann als verschiedene Gottheiten verehrt[3]. Das Nichonki ist ebenfalls voll verwirrender Mythologien. Aus diesem Grunde sind die beiden Werke heftigen Angriffen der modernen japanischen Nationalisten ausgesetzt. Um wenigstens einen schwachen Begriff von dem Inhalte jener Bücher zu geben, möge ein Abriß der Schöpfungsgeschichte hier seinen Platz finden:

Im Anfange waren drei Götter mit sehr langen Namen:

---

[1] Die Japaner. Von Dr. O. Mohnike. Münster 1872. S. 34 und 79.

[2] Reed, Japan. I. p. 19.

[3] Daher auch, abgesehen von der verschiedenen Art, die japanischen Namen zu transcribiren, die ganz unähnlich lautenden Götterverzeichnisse, welche in einzelnen Werken aufgeführt werden.

1. Ame-no-mi-naka-nuschi-no-kami („der Herr des Centrums des Himmels");
2. Taka-mi-musubi-no-kami („der erhabene Hervorbringer");
3. Kamu-mi-musubi-no-kami („der göttliche Hervorbringer").

Die zwei letzteren bereiteten den Urstoff, das Chaos, das anfangs wie ein Ei in der Mitte des Raumes schwamm. Es waren aber in demselben die Keime aller Dinge. Die reinen und lichten Elemente erhoben sich, gestalteten sich zu Himmel und Sonne und brachten außerdem noch zwei neue Götter hervor. Die dunkeln und schweren Elemente schlugen sich nieder und bildeten die Erde. Zwischen dieser und dem Himmel erwuchs das Asischilf, aus dem sieben Paare Schöpfungsgötter hervorgingen. Die letzten derselben waren Izanagi-no-kami und Izanami-no-kami. Diese beiden hoben das japanesische Inselreich aus dem Meere empor und erzeugten außer vielen anderen Göttern auch die Gottheiten der Sonne und des Mondes. Die Sonnengöttin Amaterasu aber war ihr liebstes Kind, und darum wurde sie zur Nachfolgerin in der Herrschaft über die Erde ernannt. Sie trägt auch den Namen Ten-sjoo-dai-zin („himmelerleuchtende große Gottheit") und ist die höchste Landesgöttin, der vor allen Göttern Verehrung gebührt. Von ihr stammt der Mikado ab, dem darum als einem göttlichen Wesen unbedingter Gehorsam geschuldet wird. Allein dieser Anspruch gilt heutzutage bei den gebildeten Japanern nicht mehr als unanfechtbar.

Leider wäre Japan beinahe gleich im Anfange der Dinge um die Gunst und den wohlthätigen Einfluß seiner hohen Beschützerin gekommen. Amaterasu war nämlich von ihrem Bruder beleidigt worden und zog sich schmollend in eine Felshöhle zurück. Da war nun Japan und die Welt im Finstern und die Götter, als sie mit Bitten die Amaterasu nicht erweichen konnten, in der größten Verlegenheit. Sie berathschlagten, was zu thun sei, und beschlossen, die Sonnengöttin zu überlisten. Sie ließen die Göttin Uzume vor der Höhle singen und einen Tanz aufführen, der immer wilder und lustiger wurde, so daß zuletzt alle Götter vor Lachen sich schüttelten. Dadurch wurde die Neugierde der Amaterasu geweckt, und sie fragte, warum die Uzume so fröhlich tanze und die Götter so unbändig lachten. Sie erhielt zur Antwort: weil man eine neue Sonnengöttin gefunden habe und deshalb ein Jubelfest begehe. Das war zu viel für Amaterasu; sie öffnete die Felsthüre ein wenig, um sich von der Wahrheit der Behauptung zu überzeugen. Sofort hielt man ihr einen ausgezeichneten Spiegel entgegen, in welchem sie staunend ihr eigenes Bild

erblickte. Verblüfft und unvorsichtig gemacht, wagte sie sich etwas weiter hervor; aber in demselben Augenblicke umschlangen sie die Arme eines starken Gottes, der hinter der Thüre versteckt gewesen war, und zerrten sie vollends heraus. Darauf wurde sie im Triumphe von den gesammten Göttern zu ihrem Palaste gebracht, in welchem sie heute noch herrscht[1].

Aus solchen Erzählungen läßt sich offenbar nicht viel über die Gottesidee der Japaner lernen. Das religiöse Leben und die Aeußerungen der einheimischen Schriftsteller über die Religion ihres Landes sind in dieser Beziehung eine ergiebigere Quelle.

Schon der Umstand, daß die Japaner ihre Religion mit dem chinesischen Worte Sinto („Geisterdienst") benennen, zeigt, daß sie dieselbe für verwandt mit der chinesischen halten; denn auch diese ist ja großentheils Dienst der Schin oder Geister. Der eigentlich japanische Name ist Kami-no-mitschi („Geisterweg").

Die Japaner erkennen einen höchsten Gott an, der im Himmel wohnt, und nennen ihn Tenka (= Tien); es ist hier der gleiche Gottesgedanke und Gottesname, der sich bei allen tatarisch-mongolischen Völkern findet[2]. Nach so vielen Jahrhunderten buddhistischer Einwirkung ist freilich dieser Gottesbegriff praktisch noch viel mehr in den Hintergrund getreten als in China; allein die ganze sintoistische Tempeleinrichtung kann als eine Rückerinnerung an den ehemals reinern Glauben aufgefaßt werden. „Edle Einfachheit herrscht in diesen Räumen, die einer abstracten Idee (d. h. einem übermenschlichen und übersinnlichen Wesen) geweiht, die äußerlichen Attribute des buddhistischen Cultus verschmähen. Das Heiligthum enthält den Altar mit den üblichen Leuchtern und dem heiligen Spiegel, aber weder Ungeheuer noch Götzen."[3]

Unter Tenka stehen andere unsichtbare himmlische Geister, die aber ebenfalls kaum verehrt oder angerufen werden; denn die Japaner glauben, all diese Wesen seien viel zu erhaben, als daß sie sich um die kleinen Angelegenheiten der Menschen kümmern möchten[4]. Man suchte deshalb zwischen der Gottheit und den himmlischen Wesen einerseits und dieser Welt andererseits eine Vermittlung herzustellen durch die Annahme

---

[1] Mohnike, Die Japaner. S. 52 ff. Reed, Japan. I. p. 27 ss. Le Japon illustré. Par Aimé Hubert. Paris 1870. I. p. 124.

[2] Mohnike, Die Japaner. S. 52. Histoire des Mongols. Par C. d'Ohsson. La Haye 1834. I. p. 16.

[3] Freiherr v. Hübner, Spaziergang um die Welt. I. S. 299.

[4] De Vos, Leben und Briefe des hl. Franz Xaver. I. S. 467.

planetarischer Geister. Die Gestirne und vor allem die Sonne haben ja einen so gewaltigen Einfluß auf die Erde, daß beim Abirren der Gottesidee der Mensch fast überall zunächst sich dem Gestirncultus zuwendet. Es ist nun gewiß, daß in Japan manche Leute vom Volk die Gestirne selbst verehren; aber die gewöhnlichere Ansicht ist, daß die Gestirne von Geistern beherrscht sind. Außer den Gestirngeistern aber gibt es andere, welche einzelnen Naturerscheinungen und Naturkräften vorstehen: Winde, Flüsse, Berge, Bäume, Thiere, Städte, Häuser, alle haben ihre besonderen Schutzgeister, gerade wie in China. Dazu kommen noch vergötterte Personen der Vorzeit und überhaupt all jene Verstorbenen, welche der Mikado als der Verehrung würdig bezeichnet. So ist die Zahl der Götter ins Ungemessene gewachsen und noch stets im Zunehmen begriffen. Reed sagt: „Es gibt ein bestimmtes Merkmal der Sintoreligion und infolge dessen einen hervorstechenden Zug in der japanischen Geschichte; ich meine die bis zur Vergöttlichung und Anbetung getriebene Verehrung der Vorfahren. Es ist wahr, der Dienst der mythologischen Gottheiten ist mit bewundernswerther Treue festgehalten worden..., aber der große menschliche Bestandtheil der Sintoreligion ist die Verehrung der Vorfahren.“ [1]

Es wäre übrigens verkehrt, anzunehmen, daß die Japaner in ihren Göttern und Geistern nur Naturmächte verehrten; sie schreiben denselben vielmehr vor allem den Ursprung und die Bewachung des Sittengesetzes zu. Schon das Wort Kami-no-mitschi bezeichnet das von den Göttern gegebene Gesetz, den Weg, welchen sie vorgeschrieben haben. Die Japaner glauben fest an die gerechte Vergeltung des Guten und Bösen. Streben nach Reinheit von jeder körperlichen und geistigen Befleckung ist eine Hauptpflicht des Sintoisten. Vor jedem Tempel ist deshalb Wasser zum Reinigen aufgestellt. Vor dem Tempeldienste muß der Priester baden und beim Opfern ein Stück Papier vor den Mund binden, damit sein Athem die Opfergabe nicht beflecke. Zweimal im Jahre werden Papierfiguren in den Fluß geworfen zum Zeichen, daß das Volk von den Sünden der letzten sechs Monate reingewaschen sei. Zuweilen vollzieht auch der Priester an seiner Person im Namen des ganzen Volkes den sinnbildlichen Act der Abwaschung. Ganz dieser Anschauung entsprechend brachte man niemals blutige Opfer dar, sondern Geldopfer, Papierschnitzel, duftendes Holz, Speere, Schilde u. dgl. Die Thiere,

---

[1] Reed, Japan. I. p. 29.

welche man darbringt, werden der Gottheit nur geschenkt und zum Tempeldienst verwendet. Personen, welche sich mit der Tödtung lebender Wesen beschäftigen, gelten ihr Leben lang als unrein und dürfen nur mit ihresgleichen umgehen. Uebrigens pflegte bis vor kurzem ein echter und rechtgläubiger Japaner kein Fleisch zu essen; erst in neuerer Zeit ist das, wie so manches andere, durch den häufigen Verkehr mit Europäern anders geworden[1].

Nichts zeigt aber so sehr den ursprünglichen Geist des Kami-Cultus als die Gebete, welche zum Theil sehr alt sind, besonders jene, welche der Mikado nicht nur für sich, sondern für das ganze Volk darbringt, ähnlich wie der Kaiser in China. Da er nämlich ein Göttersohn ist, so hat sein Gebet weit höhere Kraft als das eines gewöhnlichen Menschen. Ein Gebet des Mikado lautet: „O Gott, der du in der hohen Ebene des Himmels wohnst, der du göttlich bist deinem Wesen und deinem Verstand nach und mächtig, Schutz zu verleihen gegen Schuld und Strafe, die Unreinheit zu verbannen und uns von Befleckung zu reinigen — ihr Scharen der Götter, neiget euer Ohr und höret unsere Bitten.“ [2]

Obschon es aber als Grundsatz gilt, daß der Mikado für alle betet, und deshalb die Privatleute die Götter nicht mit übermäßigen Gebeten zu belästigen brauchen, so gibt es doch sehr genaue Anweisungen, wie man seine täglichen Andachtsübungen verrichten soll. Der japanische Schriftsteller Hirata, aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, schreibt z. B.: „Wenn du morgens aufstehst, wasch dir Gesicht und Hände, spüle deinen Mund aus und reinige deinen Leib. Dann wende dich gegen die Provinz Yamato, schlage zweimal die Handflächen zusammen und bete an, indem du das Haupt bis zur Erde neigst.“

Das erste Gebet lautet: „Aus der Ferne verehre ich in Demuth und Unterwürfigkeit Ame-no-Mi-haschira und Kumi-no-Mi-haschira (den Gott und die Göttin des Windes), auch genannt Schinatsu-hiko-no-kami und Schinatsu-hime-no-kami, denen geweiht ist der Palast, gebaut mit starken Säulen zu Tatsuta-no-Tachimu in dem Kreise Heguri in der Provinz

---

[1] Im Jahre 1872 ließ das japanische Ministerium für Geistliche Angelegenheiten als Hauptgrundsätze der Religion im ganzen Lande proclamiren: 1. Du sollst die Götter ehren und das Vaterland lieben. 2. Du sollst die himmlischen Grundsätze und die menschlichen Pflichten recht verstehen. 3. Du sollst den Mikado als deinen Herrn verehren und seiner Regierung unterthan sein. Vgl. Evangelisches Missionsmagazin. Neue Folge. Basel, Jahrg. 1877, S. 308.

[2] Reed, Japan. I. p. 43.

Yamato. Ich sage voll Ehrfurcht: Würdiget euch, mich zu segnen, indem ihr die unfreiwilligen Vergehen gut macht, in welche ich, gesehen und gehört von euch, gefallen bin, und indem ihr wegblaset und beseitiget das Uebel, welches die bösen Götter mir anthun könnten, und indem ihr mir helfet, lange zu leben wie der harte und dauernde Fels, und indem ihr den Göttern himmlischen Ursprungs und den Göttern irdischen Ursprungs die Bitten wiederholt, die ich jeden Tag vortrage, mit euerm Athem, auf daß sie dieselben vernehmen mögen mit der Scharfhörigkeit des schnell rennenden Füllens."

Dann folgen Gebete an Amaterasu und die übrigen Götter und Göttinnen, welche in der Sonne wohnen, an die Götter des Mondes, die Götter von Ise, von Adzuma u. s. w.

Das sechste Gebet ist an den Gott und die Göttin des Unsichtbaren gerichtet, denen alle Ereignisse zugeschrieben werden, welche über die Naturkräfte hinauszugehen scheinen. „Bekümmere dich nie", sagt Hirata, „um Lob und Tadel deiner Mitmenschen, sondern handele so, daß du dich nicht zu schämen brauchst vor den Göttern des Unsichtbaren. Wenn du wahre Tugend zu üben wünschest, dann lerne die Ehrfurcht vor dem Unsichtbaren; das wird dich abhalten, Böses zu thun. Mache ein Gelübde zu dem Gott, der das Unsichtbare regiert, und pflege das Gewissen, das dir eingepflanzt ist. Du kannst unter den günstigsten Umständen nicht hoffen, mehr als hundert Jahre zu leben; da du aber nach dem Tode in das unsichtbare Reich des Oho-kuni-nuschi eingehen und seiner Herrschaft unterthan sein wirst, so lerne bei Zeiten, vor ihm dich zu beugen." [1] Diese Worte enthalten offenbar manches, was einer richtigen Gottesanschauung sehr nahe kommt. Dagegen gibt es auch wieder Gebetsformulare, in welchen von 1500 Myriaden Göttern die Rede ist [2].

Für den öffentlichen Cultus bedienen sich die Sintoisten gewisser Ritualien, die aber sehr veränderlich sind und oft eigens für höhere Feste ausgearbeitet werden. Reed gibt ein Muster eines solchen (Japan. I. p. 49), welches aus einer Aufzählung der einzelnen Götter, ihrer Eigenschaften und Wohlthaten besteht. Den heiligen Dienst besorgen Priester und Priesterinnen. Jene dürfen heiraten, zu Priesterinnen aber werden nur unverheiratete Mädchen gewählt. Die Laien pflegen die Tempel

---

[1] Reed, Japan. I. p. 44 ss.

[2] Eine Uebersicht über die Götter, welche die Japaner in ihrem Privatleben zu verehren pflegen, gibt Aimé Hubert, Japon. II. p. 336 ss.

nicht zu betreten, sondern vor denselben zu beten. Sie schlagen dabei in die Hände, um die Götter aufmerksam zu machen. Zu den Tempeln führen immer Thorwege mit Portalen, welche auf einer Tafel den Namen des Gottes tragen, dem der Tempel geweiht ist [1]. Die Tempel sind vielfach höchst primitive, mit Stroh gedeckte Gebäude, die man in Europa als ein gewöhnliches Bauernhaus ansehen würde. Die nach einem ganz bestimmten Muster gebauten Thorwege, Torii, sind zu einem Symbol des Sintoismus geworden und können jedem Gotte zu Ehren in beliebiger Zahl errichtet werden. Ein anderes Merkmal der Sintotempel sind die vielen Laternen, zum Theil aus Stein oder Bronze, welche als Votivgeschenke dargebracht werden. Der Tempel zu Kasuga z. B. besitzt deren über 3000, von denen jede Nacht wenigstens 600 angezündet werden [2]. Sintoistische Abzeichen sind auch die sogenannten Goheis, Wedel aus Papierstreifen, mit denen der Priester vor dem Gebete ein paar Mal herumfährt, wohl um die Luft zu reinigen. Der Ursprung dieser und anderer Gebräuche verliert sich ins graue Alterthum, und die Bedeutung derselben ist heutzutage kaum oder gar nicht mehr bekannt.

Außer den Opfern und Gebeten mit den dazu gehörigen Ceremonien haben die Sintoisten auch Tänze und dramatische Vorstellungen mit religiöser Bedeutung. Eine derartige Feier, die in Yoschida stattfand, wird uns folgendermaßen geschildert:

Im Tempelhof erhebt sich fünf bis sechs Fuß über dem Boden eine Estrade. Auf derselben steht ein kleiner, mit Blumen bekränzter Altar mit dem heiligen Spiegel, dem Sinnbilde der Sonnengöttin, und vor dem Altare tanzt ein Priester. Er ist in Seide gekleidet und trägt einen Helm und zwei Schwerter; denn er ist im Kampfe mit einer bösen Macht begriffen. „Sein Gegner ist unsichtbar, aber der Kampf darum nicht minder erbittert. Bald greift der Priester an, bald weicht er zurück, dann dreht er sich im Kreise auf den Absätzen, dringt wieder vor, erlegt endlich den Dämon. Dabei regelt er seine Bewegungen nach den klagenden Tönen einer Flöte und den dumpfen Schlägen auf einer Trommel. Endlich zieht sich der siegreiche Priester über den Brettergang nach dem Innern des Tempels zurück. Nun beginnt die zweite Ceremonie. Ein Bonze erscheint auf der Schwelle des Tempels. Majestätisch, mit dem schleppenden Gange

---

[1] Histoire du Japon. Par P. de Charlevoix. Paris 1754. p. 171. Unter den älteren Werken enthält dieses Buch eine der genauesten und zuverlässigsten Darstellungen des japanischen Cultus.

[2] Reed, Japan. II. p. 173.

des Tragöden, schreitet er über den Brettersteg nach der Estrade. In der Hand trägt er einen Bogen und am Rücken den Köcher. Tiefes Schweigen herrscht in der, hier wie überall in Japan, dunkelblauen und bronzefarbigen Volksmenge. Im Augenblicke, wo der Priester auf der Estrade erscheint, beginnt die Musik. Die Flöte läßt seltsame Weisen vernehmen, oder besser gesagt, Recitative, deren Ursprung sich offenbar in der grauen Vorzeit verliert. Zuweilen, entferntem Donner ähnlich, fällt die große Trommel ein. Der Bonze, die Augen gen Himmel gerichtet und immer wie im Kothurn einhergehend, bewegt sich im Kreise, verneigt sich dann plötzlich, holt einen Pfeil aus dem Köcher, richtet sich auf, zielt nach dem bösen Geiste, den er in der Luft entdeckt hat, und erlegt ihn. Da stimmt die Flöte eine Siegeshymne an. Der Priester beginnt einen neuen Rundgang, gewahrt und tödtet einen andern Geist, und das Orchester, die Flöte und die Trommel, malen in schrillen und dumpfen Tönen die Wechselfälle des Kampfes. Endlich ist Yoschida befreit von allen bösen Feinden; der Priester singt den Lobgesang, wirft Bohnen in die Luft und kehrt feierlichen Schrittes, wie er gekommen, nach dem Tempel zurück."[1] Die Pfeile, welche die Priester bei dieser Gelegenheit gebrauchen, haben einen birnförmigen, mehrfach durchbohrten Kopf. Wenn sie nun abgeschossen werden, drängt sich die Luft durch die Bohrlöcher und erzeugt einen schrillen Ton. Sowohl bei den Hunnen in der ältesten Zeit, wie in der gegenwärtigen noch bei einigen mongolischen Völkern Centralasiens findet sich der Gebrauch dieser Pfeile zur Vertreibung der bösen Geister[2].

Ueberhaupt bezieht sich ein großer Theil der religiösen Uebungen nicht nur der Japaner, sondern aller mongolisch-tatarischen Völker auf die Bekämpfung oder Abwendung der bösen Geister. Sie nehmen nicht an, daß diese Geister von Gott geschaffen seien; denn, sprachen sie zum hl. Franz Xaver, „wenn Gott gut wäre, würde er nie solche schlechte Wesen erschaffen haben". Darauf erwiederten wir, sagt der Heilige, „die Teufel seien von Gott gut erschaffen, aber durch ihre Schuld böse geworden und würden deshalb mit ewigen Strafen gepeinigt. Sie hinwieder entgegneten: wenn Gott so grausam strafe, so sei er nicht gütig; und wenn Gott, wie wir lehrten, das Menschengeschlecht erschaffen habe, warum er denn zulasse, daß die zu seiner Verherrlichung geschaffenen Menschen

[1] Freiherr v. Hübner, Spaziergang um die Welt. I. S. 305.
[2] Mohnike, Die Japaner. S. 62.

von den Teufeln gequält und versucht würden?“[1] Merkwürdig ist, daß die Japaner glauben, die Füchse seien von bösen Geistern bewohnt, und deshalb keinen geringen Abscheu vor diesen Thieren haben.

Unter den Werken der Frömmigkeit nehmen nicht den letzten Rang ein die Wallfahrten, besonders die zum Heiligthum der Sonnengöttin in Ise. Jeder fromme Japaner sucht wenigstens einmal in seinem Leben diese Pilgerfahrt zu machen, welche, zumal für arme Leute, oft mit außerordentlichen Anstrengungen verbunden ist[2]. In Ise wird der ursprüngliche heilige Spiegel verwahrt, und eine Prinzessin kaiserlichen Geblütes ist die Hüterin dieses Heiligthums. Der Tempel selbst ist ein altes, unansehnliches Gebäude, aber so heilig, daß niemand der Zutritt zu demselben gestattet wird. Drei Thore trennen ihn von der äußern Welt. Das erste Thor ist mit einem weißen Tuche verhängt. Vor diesem werfen die Pilger sich nieder, sagen ihre Gebete, spenden ein Geldopfer, kaufen sich Amulette oder Andenken und ziehen getröstet in ihre Heimat zurück, weil nun alle Sünden des Lebens ausgetilgt sind[3]. Das Heiligthum zu Ise wurde zu Anfang der christlichen Zeitrechnung von Kaiser Suinin erbaut. Andere heilige Orte sind Nagoya mit dem heiligen Schwerte, welches ebenfalls von der Sonnengöttin herstammt, und Nara, die ehemalige Hauptstadt des Reiches, deren zahlreiche Tempel besonders im 8. Jahrhundert n. Chr. erbaut wurden.

Dieses dürften so ungefähr die bemerkenswerthesten Züge der Sintoreligion sein, deren Haupt und Oberpriester der jedesmalige Mikado ist. Diese Religion erhielt den ersten Stoß im Jahre 280 n. Chr. durch die Einführung des Konfuziuscultes, der indes im Volke keine Wurzel faßte, sondern nur unter den Gebildeten einige Anhänger zählt und allmählich auf weniger als 20 Tempel beschränkt wurde.

2. Der Buddhismus. Weit nachhaltiger war die Wirksamkeit des Buddhismus, dem es durch sein System der Anbequemung an die Volksideen gelang, viele von dem Cult der Kamis zu sich herüberzuziehen. Darüber heißt es in dem Actenstücke eines Ats-kai-scho (Bürgermeisteramtes) vom 15. October 1875: „Wie männiglich bekannt, ist Japan das Reich der Kamis, und herrschten hier 122 Mikados, deren Sprößlinge, seit dem Kaiser Dschin-nu-Tenno (Dschimmu) während einer langen Dauer

---

[1] De Vos, Leben und Briefe des hl. Franz Xaver. II. S. 160.
[2] Charlevoix, Histoire du Japon. I. p. 188 ss.
[3] Reed, Japan. II. p. 244 ss.

von 2535 Jahren. Freilich drangen vor alters schon aus Indien und China nach und nach fremde Lehren in unser Land und thaten der Verehrung der Kamis bedeutenden Abbruch." [1]

Die ersten Versuche zur Einführung des Buddhismus wurden im Anfange des 7. Jahrhunderts n. Chr. gemacht, als unter dem Mikado Ketai die ersten Buddhastatuen von Korea nach Japan gebracht wurden. Indessen weigerte das Volk sich damals entschieden, die fremden Götzen anzubeten. Im gleichen Jahrhundert bemühte sich Prinz Toyoto-Mi, später zubenannt Schotoku-Taischi („ungewöhnliche Tugend"), um die Verbreitung des Buddhismus. Damals kamen von Korea buddhistische Bonzen zur Predigt der Lehre nach Japan. Im 8. Jahrhundert brachte der Verkehr mit China eine weitere Förderung des Buddhismus. Weil aber das Volk noch immer seine alten Götter nicht verlassen wollte, begann der Bonze Kabo-Daischi im Anfange des 9. Jahrhunderts zu lehren, die Annahme des Buddhismus bedeute keinen Abfall vom alten Glauben, da die Kamis nur Offenbarungen des Buddha seien. Durch diese Lehre gelang es wirklich, dem Buddhismus viele Anhänger zu gewinnen. Da stellte sich im 13. Jahrhundert Kaiser Dschintoku (1211—1222) dieser Bewegung entgegen, erließ ein Verbot gegen die Buddhisten und veröffentlichte ein Decret, in welchem es heißt: „Der Dienst der Götter kommt zuerst, andere Dinge nachher. Am Morgen und am Abend wird der weise Entschluß, den Göttern zu dienen, zur Ausführung gebracht. Die Opfer der buddhistischen Mönche und Nonnen und aller Personen, die unter einem Interdict stehen, sollen nicht dargebracht werden." [2] Trotzdem ist gerade das 13. Jahrhundert als das goldene Zeitalter des Buddhismus zu bezeichnen; denn derselbe machte damals so rasche Fortschritte, daß es zur Zeit des Mongoleneinfalles in Japan bereits 10 037 buddhistische Tempel gab, welche acht verschiedenen Secten angehörten. Später entstanden noch vier andere Secten [3].

Die äußersten Gegensätze in Lehre und Leben sind vertreten durch die beiden Secten der Schu und des Nitschiren. Obgleich nämlich alle Buddhisten den Sakya-Muni unter dem Namen Siaka (Xaqua) verehren, so tritt doch seine Persönlichkeit durchaus nicht bei allen gleicherweise in den Vordergrund, sondern er wird hauptsächlich als Verkünder des Gesetzes gepriesen, wobei die chinesische Gestaltung der Buddha-Legende

---

[1] „Die katholischen Missionen" 1876. S. 105.
[2] Reed, Japan. I. p. 43. [3] A. a. O. S. 90.

zu Grunde gelegt ist. Außer ihm aber sind viele andere Buddhas, Fotoken oder Buds genannt, Gegenstand der Verehrung.

Amita Buddha steht an der Spitze. Derselbe, ursprünglich Amitabha oder Amitayu genannt, gehört zu den sogenannten Dhyani-Buddhas, d. h. zu jenen Buddhas, welche immer übermenschliche Wesen waren und darum nicht den Bildungsgang eines Bodhisattva, eines nach dem Buddhathum strebenden Menschen, durchzumachen brauchten. Der schon oben erwähnte Avalokitesvara gilt als Sohn des Amitabha[1]. Da übrigens das Wesen der Dhyani-Buddhas sehr dunkel ist, so ist es nicht zu verwundern, daß auch Amitabha in verschiedenen Ländern eine sehr verschiedene Rolle spielt.

Bei der japanischen Schu-Secte wird Amita als Erlöser der Menschen verehrt, so daß hier ein dem ursprünglichen Buddhismus durchaus fremder Begriff eingeführt ist. Die Anhänger dieser Secte läugnen, was Buddha gelehrt, und lehren, was Buddha geläugnet hat. Sie behaupten, kein Mensch könne durch seine eigenen guten Werke zur Seligkeit gelangen, sondern nur durch die Verdienste des Amita, die man sich durch gläubiges Vertrauen aneignen müsse. Sie lassen darum auch die Bonzen heiraten und Fleisch essen; denn Werke der Abtödtung sind unnütz. Um zeitliche Güter wird Amita nicht angefleht, da er nur Macht über das Jenseits hat. Es werden überhaupt keine Bittgebete an ihn gerichtet; denn der Glaube allein thut alles. Die Gebete bestehen nur in Dank für die gewährte Erlösung[2]. Zur Zeit des hl. Franz Xaver müssen die Verehrer des Amita unter allen Secten am zahlreichsten gewesen sein; denn von keinem andern Gotte ist in den Berichten der Missionäre soviel die Rede.

Die Antipoden der Schu-Secte sind die Anhänger des „Sonnenlotus", Nitschiren. Diese verwerfen die Lehre von einem Erlöser und behaupten, Erlösung sei nur möglich durch Ausübung guter Werke und strenge Ascese. Während die anderen Secten sehr milde sind, ist diese äußerst fanatisch und hegt bittern Haß gegen die übrigen. Zu ihr gehörte der berüchtigte Christenverfolger des 16. Jahrhunderts, Kato-Kiyomasa[3].

Im allgemeinen ist der Buddhismus in Japan wie fast überall in einen gemeinen Götzendienst ausgeartet. In vielen Tempeln, wie z. B. in Asakusa, finden sich ganze Schaaren der schauerlichsten Götzenbilder.

---

[1] Kern, Buddhismus. I. S. 414 f.
[2] Reed, Japan. I. p. 84 ss. [3] A. a. O. S. 87.

Manche derselben machen einen um so widerwärtigern Eindruck, weil sie mit Klümpchen von gekautem Papier beklebt sind. Andächtige haben diese gegen die Statue gespieen; bleibt das Papier am Götzen hangen, so ist die Bitte erhört. Sonst macht man auch wohl ein lärmendes Geräusch, um den Gott zu rufen, dessen man bedarf. Beim dritten Rufe erscheint die Gottheit, der Betende stürzt auf sein Antlitz, bleibt einige Augenblicke in Anbetung versunken, wirft dann eine Hand voll kleiner Kupfermünzen in den Opferkasten und zweifelt nicht, daß er das Gewünschte erlangen werde[1]. Auch abgesehen von den vielen Götzenbildern, sind die Tempel der Buddhisten weit buntscheckiger, aber auch architektonisch bedeutender als die der Sintoisten. Die Lotusblume ist überall ein sicheres Kennzeichen des Buddhacultus.

Die berühmtesten Heiligthümer der Buddhisten sind in Nara. Dort befindet sich auch die Kolossalstatue des Dai-Butsu (Buddha's). Die auf einer Lotusblume sitzende Figur ist bis zum Scheitel $63^1/_2$ (engl.) Fuß hoch, darüber erhebt sich noch ein Heiligenschein von 14 Fuß Weite. Das Gesicht ist 16 Fuß lang und $9^1/_2$ Fuß breit. Die Augen messen 3 Fuß 9 Zoll, der mittlere Finger ist 5 Fuß lang[2]. Zu diesen Heiligthümern unternehmen die Buddhisten häufige Wallfahrten, nicht selten unter unmenschlichen Abtödtungen, um so Vergebung ihrer Sünder zu erlangen[3].

Ueber das Leben im Jenseits verbreiten die japanischen Bonzen dieselben Fabeln wie alle nördlichen Buddhisten. Besonders sind sie stark in der Darstellung und Schilderung der verschiedenen Höllenqualen. Doch sagen sie, jeder könne vor der Hölle bewahrt oder aus derselben befreit werden durch die Genugthuungen der Bonzen, möge er auch noch soviel gesündigt haben. Nur diejenigen, welche keine Almosen spenden, haben keine Hoffnung auf Erlösung; die Weiber aber können nur durch sehr reichliche Almosen gerettet werden, da jedes Weib mehr Sünden auf sich hat als alle Männer zusammen. Auch lassen die Bonzen sich Geld geben, mit der Verpflichtung, zehnmal soviel in derselben Münzsorte im andern Leben zurückzuerstatten, wofür sie sich mit einer Handschrift verbürgen[4].

Indessen ist heutzutage der Einfluß der Bonzen, der allgemein als sehr entsittlichend bezeichnet wird, fast ganz gebrochen, freilich erst nach langen und hartnäckigen Kämpfen.

---

[1] Freiherr v. Hübner, Spaziergang um die Welt. I. S. 368. 392.
[2] Reed, Japan. II. p. 165.
[3] Vgl. „Die katholischen Missionen" 1883. S. 14 f.
[4] De Vos, Leben und Briefe des hl. Franz Xaver. II. S. 32. 156.

Im Laufe der Zeit war nämlich der Buddhismus in Japan nicht nur zu einer religiösen, sondern auch zu einer großen politischen Macht geworden. Die Mönche hatten auf Meilen weit ganze Landschaften in Besitz. Ihre Klöster bildeten zugleich Festungen, welche für die damalige Zeit auf das beste zur Vertheidigung ausgerüstet waren. Der Luxus in den Wohnhäusern der Mönche war auf das höchste gestiegen. In seinem Buche „The Mikado's Empire" erzählt der Amerikaner Griffis, daß Tausende von Bonzen „in Ueppigkeit und Ausschweifung schwelgten, Saki (Reiswein) tranken, verbotene Fleischspeisen aßen, mit ihren Concubinen schäckerten oder Complotte schmiedeten, um die Flammen des Bürgerkrieges zu entzünden oder anzufachen, damit sie in dem Streit der Mannen und Lehensherren das Mittel zu ihrer Bereicherung fänden. Sie hegten das Vertrauen, daß ihr anerkannt geheiligter Stand sie vor aller Gefahr schützen werde." [1]

In den Bürgerkriegen des 16. Jahrhunderts hatte ein gewisser Nobunaga, der von den Geschichtschreibern als ein Mann voll Geist und Thatkraft geschildert wird, sich von der niedersten Stellung bis zur Würde des Oberfeldherrn emporgeschwungen. Er war ein Freund des Christenthums und haßte die Bonzen. Als diese nun, auf die befestigte Lage ihres Klosters Hiyei-san bei Meako bauend, sich wider den Kaiser zu empören wagten, zog Nobunaga gegen sie aus, eroberte nach hartnäckigem Widerstande die Klosterfestung und ließ die Mönche niedermachen. Zwanzigtausend Buddhisten sollen umgekommen sein, Weiber und Kinder mit eingerechnet (1571). Zwar setzten die Mönche an verschiedenen Orten später den Kampf noch fort; aber ihre Macht war gebrochen, und es gelang ihnen nie wieder, die verlorene Stellung zurückzugewinnen. Doch wurde immerhin in den Christenverfolgungen des 17. Jahrhunderts der Buddhismus von neuem begünstigt; ja in dem Edict des Generals Iyeyasu vom Jahr 1614 wird Japan geradezu das Land Buddha's genannt und der Buddhismus hochgepriesen. Indessen wurde in diesem Falle die Religion doch mehr als Deckmantel für eine unverantwortliche Politik gebraucht, gerade wie auch in unserm Jahrhundert die Taikune (die höchsten weltlichen Beamten) den Buddhismus benutzten, um dadurch den Sintoismus und dessen Haupt, den Mikado, bei Seite zu schieben. Der Kampf endete bekanntlich 1868 mit der Niederlage der Taikune und der Bonzen. Seit dieser Zeit ist der Buddhismus außer Mode gekommen, seine Pagoden

[1] Reed, Japan. I. p. 193.

wurden zum Theil zerstört, seine Güter geraubt und seinem Einfluß von der Regierung alle möglichen Hemmnisse entgegengesetzt. An die Stelle des Vernichteten trat aber eigentlich gar nichts, und es ist noch immer eine Frage, ob der größere Theil des japanischen Volkes dem Unglauben anheimfallen, oder, wie ein Diplomat in Yokohama Baron v. Hübner gegenüber meinte, sich in Bälde der christlichen Religion zuwenden wird, deren Bekenntniß jetzt ja auch staatlicherseits freigegeben ist.

Vor einigen Jahrzehnten war der religiöse Zustand der japanischen Gesellschaft folgender: „Die Herrn im Seidenrock, besonders die Literaten, sind über Götter, Himmel und Hölle erhaben. Da heißt es genau wie bei unsern großen Herren des vorigen Jahrhunderts: Siaka, Götter! Bah! Erfindung der Pfaffen. Wir kümmern uns wenig um die Götter und ihre Priester. Derlei Zeug ist gut für das Volk." Anders dagegen der gewöhnliche Mann. „Man bleibe nur während einer halben Stunde in der Nähe der Gläubigen, man beobachte den Ausdruck ihrer Physiognomie, und man wird dann schwerlich behaupten, daß diese Leute irreligiös seien. Gewiß, ihr Glaube ist Aberglaube, aber sie glauben. Sie bitten um irdische Vortheile, aber das ändert nichts an der Sache. Sie beten, also glauben sie. Im Volke, bei allen, die man beten sieht, lebt offenbar, wenn auch in dunkelm, verworrenem Zustande, ein religiöses Gefühl." [1]

Da jedoch von oben herab die frühere religiöse Ueberzeugung methodisch untergraben und nichts besseres dafür geboten wird, so muß die nächste Folge ein immer allgemeinerer religiöser Nihilismus sein. Doch kann ohne Religion die Menschheit einmal nicht auskommen, und so ist es immerhin möglich, daß der Weg durch den Nihilismus zum Christenthum führt. Falls die katholische Kirche in ihrer Missionsthätigkeit nicht gewaltsam aufgehalten wird, so werden jedenfalls bald zahlreiche Japaner für den Glauben an Christus gewonnen sein. Auch melden die Missionsberichte schon erfreuliche Fortschritte, daher steht zu hoffen, daß das Blut der zahlreichen Martyrer zu einer reichen Ernte aufsprossen wird. Die stetig abwärts gehende Entwicklung des Heidenthums ist jedenfalls so ziemlich bei ihrer äußersten Grenze angekommen.

---

[1] Freiherr v. Hübner, Spaziergang um die Welt. I. S. 392; II. S. 85.

4. Die Tibetaner.

Tibet ist das klassische Land des Lamaismus, d. h. jener Form des Buddhismus, welche die Buddhas verehrt, insofern sie in den Lamas oder Mönchen verkörpert sind. Nirgendwo ist diese Anschauung und die auf derselben gründende Hierarchie so strenge durchgeführt wie in Tibet. Der Tale (Dalai)-Lama („Meer der Weisheit") in Lhassa und der ihm zunächst stehende Pantschen Rinpoche (Bogdo-Lama) in Taschilhumpa (Teschu-Lumbu oder Schigatse) werden mehr für Götter als für Menschen gehalten. Beide sind avataras („Niedersteigungen") von Bodhisattvas. Außer den beiden obersten Lamas werden auch die Klostervorsteher, Kutuktus, der zehn angesehensten Klöster als Incarnationen gewisser Bodhisattvas betrachtet. Desgleichen gilt die Oberin der Gelong-ma oder Nonnen auf einer Insel im Terguisee als übermenschliches Wesen. Der Titel Lama (Blama), der eigentlich nur Vorstehern zukommt, wird aus Höflichkeit allen Mönchen beigelegt. Die vollständige hierarchische Ordnung Tibets mit ihren Würden und Titeln stammt erst aus dem 15. Jahrhundert n. Chr. Seit 1792 fordert die chinesische Regierung, daß immer eine ihr genehme Persönlichkeit Dalai-Lama werde. Nach tibetanischer Anschauung hat zwar der Dalai-Lama einfach die Pflicht, wiedergeboren zu werden, bis alle Menschen erlöst sind. Man wirft deshalb über die nach dem Ableben desselben geborenen Knaben das Loos, um zu erfahren, wer von ihnen die Wiedergeburt sei. Daß das Loos aber nicht auf die unrechte Person fällt, dafür sorgen die chinesischen Beamten.

Nach einheimischen Legenden wurde der Buddhismus in Tibet eingeführt durch den Bodhisattva Avalokitesvara, der darum auch ganz vorzüglich als Patron des Landes gilt. Nach der Geschichte beginnt der Buddhismus in Tibet mit der Regierung des Königs Srongtsan-Gampo (617—698 n. Chr.). Derselbe hatte eine nepalesische und eine chinesische Prinzessin zu Gemahlinnen, welche beide eifrige Verehrerinnen Buddha's waren und eine Menge Heiligthümer mit nach Tibet gebracht hatten [1]. Jetzt werden diese beiden Königinnen verehrt als die Göttinnen Dolkar und Doldschang. Um genauere Erkundigungen über den Buddhismus einzuziehen, sandte der König im Jahre 632 seinen Minister Thumi-Sambhota nach Indien, um den Buddhismus zu studiren. Auf diese Nachricht hin und durch den Ruf der großen Wohlthätigkeit der beiden

[1] Vgl. C. Ritter, Erdkunde. IV. S. 230 ff. 238 f.

Königinnen angezogen, wanderten viele Mönche nach Tibet, und von da ab ist der Anfang des tibetanischen Buddhismus zu datiren. Thumi-Sambhota erfand eine Buchstabenschrift und legte damit den Grund zur tibetanischen Literatur. Hieraus ist schon zur Genüge ersichtlich, was es auf sich hat, wenn man aus dieser Literatur beweisen will, daß das Christenthum seine Lehren zum Theil aus buddhistischen Büchern geschöpft habe.

Doch hatte der Buddhismus nicht gleich mit seiner ersten Einführung seine jetzige Stellung inne; vielmehr mußte er noch manche Wechselfälle bestehen. Das 7. Jahrhundert war durchaus eine Zeit des Niederganges. Im 8. Jahrhundert bemühte sich König Thisrong-de-tsan (728—786 n. Chr.) um eine Reformation. Er ließ den Pandit Santo-Rakschita, gewöhnlich einfach Bodhisattva genannt, aus Bengalen kommen, der durchsetzte, daß alle chinesischen Bonzen das Reich verlassen mußten und nur mehr indische geduldet wurden. König Langdar versuchte den Buddhismus auszurotten, wurde aber ermordet (900 n. Chr.). Dann erfolgte ein neuer Aufschwung unter dem Pandit Atischa und seinem Schüler Bromston. Jedoch artete das System immer mehr in eine Art Charlatanismus aus, indem man auf Amulette, Zauberformeln, vorgebliche Wunderkräfte u. dgl. das Hauptgewicht legte. Diesem Unfug trat im 14. Jahrhundert Tsonkhapa entgegen, der eine vernünftigere Form der Religion einführte, viele Schriften veröffentlichte und sich einen großen Anhang erwarb. Manche Schriftsteller, wie Huc und Gabet, glauben, daß er mit dem Christenthum bekannt war und christliche Gebräuche in den Buddhismus eingeführt habe. Wie bedeutend aber auch der äußere Erfolg des Tsonkhapa war, eine innere Umwandlung hat er nicht zu bewirken vermocht; seine Schüler preisen zwar den Meister, aber seine Lehre lassen sie außer Acht, und das schamanistische Unwesen steht unter ihnen in voller Blüte. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts haben die Chinesen die nepalesischen Buddhisten aus Tibet vertrieben und sich bemüht, das Land gegen Süden vollständig abzusperren.

Eine hierarchische Ordnung durchzuführen versuchte zum erstenmale König Thisrong, dessen System im 15. Jahrhundert durch den heutigen Lamaismus beseitigt wurde. Es gibt zwei Hauptabtheilungen unter den tibetanischen Lamas, die zahlreicheren gelben, und die rothen, welche äußerlich durch die Farbe ihrer Mützen unterschieden werden. Jene stehen unter dem Dalai-Lama, diese unter dem Bogdo-Lama. Die Gelben zerfallen in sechs Secten: Nyigmapa, Urgyempa, Gelukpa, Brikungpa, Kargyutpa, Karmapa; die Rothen in drei: Kadampa, Sakyapa, Brugpa. Die letzteren dürfen hei-

raten; im übrigen aber unterscheiden sich alle diese Secten nicht wesentlich in Glaubenssätzen und Gebräuchen.

Die höchste Verehrung wird gezollt dem Padmapani, d. h. dem Bodhisattva Avalokitesvara, der in dem jeweiligen Dalai-Lama wohnt und zuletzt als der vollkommenste Buddha in Tibet geboren werden wird. Er ist gewöhnlich mit drei Gesichtern und acht Händen, oft auch mit elf oder achtzehn oder mehr Gesichtern dargestellt[1]. Diese Vielheit von Gesichtern bedeutet Padmapani's Allseitigkeit, eine Eigenschaft, welche auch ausgedrückt liegt in dem Beiworte: Samantamukha, d. h. „dessen Antlitz nach allen Seiten gewandt ist"[2]. Er trägt noch viele andere herrliche Namen, als: Blitzlicht, prächtiger Mondschein, prächtiger Sonnenschein, Höllenaustrockner, Nirvanamacher u. s. w.

Sehr verehrt sind auch die Götter, welche man um Sündenvergebung anfleht. Die mächtigsten unter diesen sind 35 an der Zahl, welche Tungschaktschi-sangya-songa heißen. Sakya-Muni ist der 27. in der Reihe unter dem Namen Schakya Thub-pa[3]. Die Zahl der übrigen Götter und Genien ist außerordentlich groß; doch entschuldigen die gebildeteren Lamas den extravaganten Polytheismus damit, daß alle diese Wesen nur insofern Götter seien, als sie eine Partikel von der höchsten Intelligenz (dem Adibuddha) empfangen hätten. Durch diese Erklärung wollen die Lamas der Vielgötterei eine monotheistische Spitze geben. Das Volk weiß natürlich von diesen philosophischen Versuchen nichts, sondern verehrt bald diesen, bald jenen Gott, je nach dem Anliegen, welches man vorzutragen hat; denn jeder Gott hat seinen bestimmten Wirkungskreis, über welchen seine Macht nicht hinausreicht. Unter den weiblichen Göttern stehen oben an die Samvaras (Detschog) und die Herukas, welche so mächtig sind wie die Buddhas und darum häufig abgebildet werden.

Außer den Göttern werden nur noch die Menschen zu den guten Wesen gerechnet; den guten Wesen stehen vier Klassen böser Wesen gegenüber: Thiere, Gespenster, Teufel, Verdammte. Je nach Verdienst oder Mißverdienst wird man in einer der sechs Klassen wiedergeboren.

Daß die Wiedergeburt zur rechten Zeit vor sich gehe, dafür sorgt Schinje („der Herr der Todten"), auch genannt Tschoigyal („König des Gesetzes"). Derselbe besitzt einen Spiegel, welcher ihm alle guten und

---

[1] Vgl. Buddhism in Tibet. By E. Schlagintweit. Leipzig 1863. Atlas, Tafel IV.

[2] Kern, Buddhismus. II. S. 214.

[3] Tafel I. bei Schlagintweit.

bösen Thaten der Menschen zeigt. Sieht nun Schinje, daß ein Mensch wegen seiner bisherigen Thaten in einem andern Zustande wiedergeboren werden muß, so schickt er seine Diener, denselben aus dem Leben abzuholen. Diese Diener sind böse Geister und heißen Dudpos. Sie lassen sich wohl durch Gaben bestechen und bringen dann die verkehrte Seele zu Schinje. Man opfert ihnen deshalb, um so ein längeres Leben zu erkaufen. Sie setzen sich auch zur Aufgabe, das Nirvana zu verhindern und erscheinen deshalb den Betern in Gestalt von schönen Frauen oder raunen ihnen dumme Spässe ein, um so die Vertiefung in die heiligen Wahrheiten unmöglich zu machen. Gegen diese Geister kämpfen die guten Götter, die in schrecklicher Gestalt zum Streite ziehen. Das ist besonders das Geschäft jener Götter, welche Dragscheds („grausame Henker") genannt werden.

Im Zustande der Gespenster sind die Seelen in jener Zeit, welche zwischen dem Tode und der nächsten Wiedergeburt verläuft. Die Tibetaner haben keine geringe Angst vor denselben und suchen sich ihrer durch das Vorsetzen von Speise zu erwehren.

Der Endzustand, zu welchem die vollkommensten Wesen gelangen, ist das Nichtsein, das Nirvana. Eine niedrigere Stufe ist Sukhavati, der Himmel des Amitabha, der im Westen liegt. Dort ist die Wohnung der Seligen, deren Zustand die Tibetaner mit dem eines gesunden Mannes vergleichen, welcher seinen Kopf, Magen, Lunge, Herz u. s. w. nicht fühlt. In der Mitte des Himmels ist ein großer See, auf dessen Fläche angenehm duftende Lotusblätter schwimmen. Diese sind die Ruhebetten der Seligen, denen paradiesische Vögel die süßesten Lieder singen. Speise und Trank ist auf Wunsch in Fülle vorhanden. Kein Mann aus dem Volke strebt höher als nach diesem Himmel; das Ringen nach dem Nirvana überläßt man den Lamas, die ja ohnedies allein im Stande sind, dasselbe zu erreichen. Wozu sollte man auch mehr als den Himmel Sukhavati verlangen, da von demselben aus keine Wiedergeburt zu befürchten ist? Doch können die Seligen, wenn sie wollen, menschliche Gestalt annehmen und so auf die Erde niedersteigen, um den Sterblichen wohlzuthun [1].

Den Himmel verdient man durch gute, die Hölle durch böse Werke. Doch kann man sich von der Sündenschuld befreien durch Fasten und Gebet, noch leichter aber durch Bekenntniß der Schuld und Abwaschen

[1] Vgl. E. Schlagintweit, Buddhism in Tibet. p. 99 ss.

mit geweihtem Wasser. Die Gebete sind oft bloße Zaubersprüche, wie der am meisten wiederholte Spruch: Om Mani Padme Hum („O, die Perle ist im Lotus. Amen"). Was der Satz bedeuten soll, darum kümmert sich niemand; man glaubt nur, daß jede einzelne Silbe eine besondere magische Kraft habe, und deshalb sagt man die Worte nicht nur unzählige Male und bei allen Gelegenheiten her, sondern bringt sie auch an allen möglichen Orten und in allen möglichen Formen an. Diese Silben werden darum auch auf Rollen geschrieben, die man dreht; jede Umdrehung hat dieselbe Kraft, wie wenn die Worte ebenso oft gesprochen worden wären, als sie auf dem Cylinder stehen. Auch der Mühe des Umdrehens kann man sich überheben, indem man die Rolle von Windmühlen drehen läßt. Die Gebetscylinder pflegt man Tschorten zu nennen; doch wird dieser Name auch anderen heiligen Gegenständen beigelegt, wie z. B. Reliquienbehältern und Opferstöcken. Derartige Heiligthümer, wie auch Bilder und Statuen von Götzen, die ausschließlich von Lamas nach bestimmten Typen hergestellt werden, finden sich allenthalben zahlreich im Lande. Auf die Frage, was die Mönche von all diesen Dingen halten, antwortete ein tibetanischer Lama: „Man muß sich wohl hüten, die religiösen Wahrheiten mit dem mannigfachen Aberglauben zu verwechseln, in welchem die Leichtgläubigkeit der Unwissenden sich gefällt. Die Mongolen sind einfältige Leute und verbeugen sich vor allem, was ihnen in den Weg kommt; in ihren Augen ist alles Burchan." [1]

Indessen thun die Mönche nichts, um das Volk aufzuklären; im Gegentheil, der Aberglaube liegt in ihrem Interesse. Wenn in einem Lande mit nicht viel über 10 Millionen Einwohner 80 000 und mehr Mönche vorhanden sind, die nichts, gar nichts für ihren eigenen Unterhalt thun, sondern lediglich von Almosen leben, so ist ein solcher Zustand auf die Dauer nur denkbar, wenn das Volk gern und reichlich beisteuert. Das würde aber mit Beseitigung des Aberglaubens von selbst aufhören. Man muß bedenken, daß nach dem Buddhismus der Mönch sich der Arbeit und vorzüglich des Ackerbaues durchaus enthalten soll; von der andern Seite aber würde es eine Schmach für die Laien sein, wenn sie die Heiligen nicht reichlich mit allem versorgten. Nach der Anschauung Buddha's ist es im Grunde die einzige Aufgabe der Laiengemeinde, für die Mönchsgemeinde eine stets offene Hand zu haben. Im östlichen und westlichen

---

[1] Wanderungen durch die Mongolei nach Tibet. Von Huc und Gabet. 3. Aufl. Leipzig 1874. S. 109.

Tibet wird in jeder Familie der älteste Sohn zum Lama gemacht; denn damit ist seine Lebensstellung gesichert [1].

Die Mönche hüten sich übrigens nicht nur vor körperlicher, sondern auch vor geistiger Anstrengung; sie sind meistens sehr ungebildet und kennen selbst ihre heilige Literatur herzlich schlecht. Sie haben nicht viel anderes zu thun als ihre Gebetsräder zu drehen und den täglichen Gottesdienst zu besorgen, der in Gebet und Liedern mit Musikbegleitung und in der Darbringung unblutiger Opfer, besonders der Verbrennung wohlriechender Stoffe, besteht [2]. Von eigentlicher Ascese ist keine Rede. Die Lebensweise der Mönche ist in Bezug auf Speise und Trank die im Lande übliche. Sie sollten eigentlich nichts Berauschendes trinken, thun es aber oft genug unter dem Vorwande, sie gebrauchten die Spirituosen nur als Medicin. Daß der Buddhismus das Volk sittlich nicht gehoben hat, beweist die Gewohnheit der Vielmännerei mehr als genügend. Die Frivolitäten des Buddhismus, sagt Wells Williams, halten das Volk in Knechtschaft befangen [3].

5. Die Nepalesen und die Butaner.

Die Alpenlandschaften des Himalaya bieten in Bezug auf die Religion der Bewohner ein recht buntes Bild; denn Brahmanismus, Buddhismus, Dschainismus und Mohammedanismus haben von den Nachbarländern her diese Gebiete beeinflußt und miteinander um den Vorrang gestritten. Jetzt ist der mit dem Hindu-Pantheon ausstaffirte Buddhismus fast überall vorherrschend, und zwar vielfach mit Abhängigkeit von Tibet und deshalb in Form des Lamaismus.

Eine eigenthümliche Entwicklung hat der Buddhismus in Nepal genommen, und dank der langjährigen und sorgfältigen Nachforschungen, die Hodgson im Lande selbst angestellt hat, sind wir über den nepalesischen Buddhismus sehr gut unterrichtet. Es handelt sich dabei weniger um die Anschauungen des gewöhnlichen buddhistischen Volkes, welches getrost die alten Götter mit den verschiedenen Buddhas an der Spitze verehrt, als um die Auffassung der Gebildeteren. Hodgson sagt, er habe keine Lust, sich mit all dem grenzenlosen Unsinn der buddhistischen Philo-

---

[1] E. Schlagintweit, Buddhism in Tibet. p. 161.
[2] Ritter, Erdkunde. IV. S. 268.
[3] Das Reich der Mitte. S. 189.

sophie oder Religion abzugeben[1]. In dieser Beziehung bleibt der Buddhismus sich überall gleich.

Nepal (Nijam-pal = heiliges Land) ist von verschiedenen Stämmen bewohnt, die sich auch sprachlich kaum oder gar nicht miteinander verständigen können. Das Haupt-Culturvolk sind die Newaris, die ein mit vielen Sanskritwörtern versetztes Tibetanisch sprechen. Sie haben wohl Bücher, aber bis vor kurzem wenigstens weder Wörterbücher noch Grammatiken. Die Literatur wird von den Mönchen aus Tibet herübergebracht, kann aber, wie Hodgson sagt, nicht dazu dienen, den Funken des Genies zu wecken, da sie als bloße Vermittlerin der Träume einer blinden Mythologie vollständig werthlos ist[2].

Der eigenthümlichste Zug des nepalesischen Buddhismus, der wohl auf den Einfluß gewisser Strömungen des Hinduismus zurückgeführt werden muß, ist die Verehrung des Adi-Buddha.

Adi-Buddha (= Urbuddha) ist in Nepal der höchste Gott, dem alle Haupttempel geweiht sind[3]. Die Lehre über Adi-Buddha ist hauptsächlich ausgebildet worden von den Anhängern des Aiswarika-Systems (Iswara = Gott), einer Secte, welche eine durchaus theistische Tendenz hat. Ein Nepalese, der dieser Richtung angehörte, gab Hodgson folgende Aufschlüsse über die Lehre:

Bevor die Welt geschaffen war, existirte nur Adi-Buddha. Buddha ist ein Sanskrit-Wort und bedeutet: der Weise. Es ist einer von den vielen Namen, die wir Gott geben. Adi-Buddha nennen wir ihn, weil er vor allem war und nicht geschaffen, sondern Schöpfer ist. Er hat die Macht, sich durch seinen Wunsch zu vervielfältigen. Aus diesem Wunsch gingen fünf Wesen hervor, genannt die fünf Dyani-Buddhas. Jeder von diesen brachte aus sich einen Bodhisattva hervor. Von je vier von diesen ist nur der Name bekannt. Der Dyani-Buddha Amitabha aber hat zum Sohne den Bodhisattva Padmapani. Letzterer schuf den Brahma, Vischnu und Mahesa (Siva); Brahma aber schuf alle übrigen Wesen. Sakya und die übrigen sechs Buddhas waren erdgeborene Sterbliche; aber durch die Verehrung des Adi-Buddha gelangten sie zum Nirvana, d. h. sie wurden von Adi-Buddha absorbirt und eins mit diesem.

---

[1] Essays on the Languages, Literature, and Religion of Nepal and Tibet. By B. H. Hodgson. London 1874. Part I. p. 99: I had no purpose, nor have I, to meddle with the interminable sheer absurdities of the Buddha philosophy or religion.

[2] Hodgson I. p. 11. [3] Ebendas. S. 30.

Die menschliche Seele ist eine Partikel aus dem Wesen Adi-Buddha's, und im Menschen und in anderen Wesen ist wesentlich dieselbe Seele. Die sichtbare Welt ist nur ein Schein, Gott allein ist wahrhaft. Der Zustand, in welchem man die Welt für eine Wirklichkeit hält, ist Pravritti, der Zustand der völligen Befreiung von dieser Täuschung und der klaren Erkenntniß des wahren Sachverhaltes ist Nirvritti (Nirvana). Die Weisen, welche das Nirvritti erlangt haben, wissen, daß es ein Irrthum ist, anzunehmen, die Welt habe ein von Adi-Buddha verschiedenes Sein. Durch gute Thaten kehrt die Seele unfehlbar zu Adi-Buddha zurück; bis sie aber soweit geläutert ist, muß sie neue und neue Wiedergeburten durchmachen. Keiner der himmlischen Buddhas ist je Mensch geworden, wohl aber sind Menschen durch ihre Vollkommenheit zur Vereinigung mit der Gottheit gelangt. Ueberhaupt handelt die Gottheit nicht, nicht einmal in der Schöpfung, die durch untergeordnete Wesen vollzogen wird; denn Thätigkeit ist wesentlich Unvollkommenheit; deshalb muß auch der Mensch darnach streben, sich vom Handeln immer mehr loszumachen und allein der Beschauung der Wahrheit zu leben. Von den Lamaisten, sagte der Nepalese, unterscheiden wir uns dadurch, daß jene annehmen, die Oberlamas seien incarnirte Gottheiten; sonst ist die Verschiedenheit der beiderseitigen Lehren verschwindend gering [1].

Den Adi-Buddha verehrt auch das gewöhnliche Volk, ohne sich aber von seinem Verhältniß zur Welt, die man für durchaus wirklich hält, und von der Beziehung Adi-Buddha's zu den zahllosen Göttern, die man nebenbei verehrt, Rechenschaft zu geben. In den Haupttempeln, (Maha Tschaityas), deren oberste Abtheilung den Himmel Adi-Buddha's vorstellt, finden sich nur die Bilder der fünf himmlischen Buddhas aufgestellt. Die menschlichen Buddhas (Manuschi-Buddhas) haben eigene Tempel, in welchen neben ihnen ein Heer von Göttern und Göttinnen verehrt wird. Die beliebtesten sind außer Brahma, Vischnu, Siva: Maha Kala, Indra, Ganesa und Hanuman, von den Göttinnen: Lakschmi und Sarasvati.

Die Klöster, welche im Sanskrit Viharas, im Newari Bahi oder Bahal heißen, sind in Nepal säcularisirt. „Nepal ist noch mit Viharas bedeckt, aber in diesen weitläufigen und bequemen Wohnungen ertönt schon längst der Lärm der Industrie und die zarten Stimmen der Weiber und Kinder." [2] Der Mönchsorden ist seit Jahrhunderten in Nepal erloschen;

[1] Hodgson I. p. 42 ss. 76 ss. [2] Ebendas. I. p. 63.

was nach dem ursprünglichen System das wesentlichste Glied, ja eigentlich das ganze Wesen der Buddha-Gemeinde war, ist in Nepal abgestorben; ein Buddhismus im Sinne Buddha's existirt nicht mehr. Man unterscheidet zwar noch gewöhnliche Buddhisten und Bandyas (Bonzen); aber der Unterschied besteht bloß darin, daß diese den Kopf scheeren, jene nicht, und daß jene sich mehr mit Ackerbau und Handel, diese mit Handwerk und mechanischen Künsten abgeben. Es sind dieses jetzt einfach zwei streng geschiedene Kasten, aber beide ohne Klostergelübde. Dafür aber haben die Nepalesen Priester, welche dem ursprünglichen Buddhismus fremd waren. Diese sind Diener des Altares und des Wortes und heißen Gubhal, oder mit dem Sanskritnamen Vadschra Acharya. Zum Cölibat sind sie nicht verpflichtet[1].

„Schon zur Zeit des Königs Amara-Malla von Kathmandu (gegen 1550) treffen wir ein Beispiel eines buddhistischen Lehrers mit Namen Abhaya-Radscha, von dem erzählt wird, daß er mit einer seiner drei Frauen einige Jahre lang zu Gaya in Magadha als Bekenner des Buddha wohnte. Eines Tages hörte er eine Stimme aus dem Himmel, die ihm ankündigte, daß der große Buddha seine andächtige Verehrung günstig aufgenommen habe und ihn nun bäte, nach Nepal zurückzukehren, wo ihn der große Buddha besuchen werde. Die Stimme, welche so sprach, war eine himmlische Nymphe, eine Magd des großen Buddha. Als Abhaya-Radscha in sein Land zurückgekehrt war, baute er einen buddhistischen Tempel von drei Stockwerken und ein Kapellchen mit einem Bilde Sakya-Muni's. Wie wenig von dem Geiste des alten Buddhismus ist in dieser Erzählung übrig geblieben!"[2]

Es gibt freilich in Nepal auch Mönche, die unter dreitägiger großer Feierlichkeit geweiht werden und beständige Ehelosigkeit versprechen[3]; aber das Mönchsleben wird nicht länger als drei, zwölf oder dreißig Tage befolgt, niemand bleibt lebenslänglich Mönch. Wenn jemand wenigstens vier Tage Mönch gewesen ist und zurücktreten will, muß er zu seinem Guru (Lehrer) gehen und sagen: „O Guru, ich kann nicht länger ein Ascet bleiben, nimm zurück das Gewand und die anderen Abzeichen des Mönchthums, befreie mich vom Wandel der Schüler und lehre mich den Wandel der Laien." Der Guru antwortet: „Wahrlich in diesen Tagen der Verderbniß ist es schwer, die Mönchsgelübde zu halten; nimm darum

---

[1] Hodgson I. p. 51 s. 63. [2] Kern, Buddhismus. II. S. 531.
[3] Hodgson I. p. 139.

den Wandel der Laien an. Wenn du aber auch das Mönchsleben aufgibst, so bist du doch nicht der Beobachtung folgender Gebote enthoben: Nicht zu tödten u. s. w. Die Beobachtung dieser Gebote soll deine Weihe sein, und wenn du sie beobachtest, kannst du zur Erlösung kommen." Doch kümmern sich die Newaris auch wenig um die Laiengebote; sie essen das Fleisch aller Thiere und scheuen sich nicht, ihre Weiber als Sklavinnen an die Mohammedaner zu verkaufen[1].

Es gibt in Nepal noch drei andere buddhistische Secten, die Swabhawika, Yatnika und Karmika. Die Swabhawika sind Materialisten. Sie anerkennen nur einen ewigen Stoff mit stofflichen Kräften, zu denen auch die Intelligenz gehört. Ist Stoff und Kraft im Zustand vollständiger Ruhe, so ist das Nirvana; durch die Bewegung entwickelt sich die sichtbare Welt, und durch das Aufhören der Bewegung wird allmählich der bessere Zustand wieder zurückkehren. Naturordnung und Naturgesetze sind vorhanden, fordern aber keinen Ordner und Gesetzgeber, sondern liegen in der Natur der Dinge. Alles entstand aus innewohnendem Triebe; deshalb nennen sich die Anhänger dieser Lehren Swabhawika, weil sie sich zur Spontaneität (Swabhawa) bekennen.

Die Yatnika bekennen sich zu der gleichen Lehre, wollen aber die Persönlichkeit retten und setzen deshalb an Stelle des unbewußten das bewußte Streben (Yatna). Durch Yatna des Adi-Buddha entstanden die Götter, durch deren Yatna die Welt; durch Yatna kehrt der Mensch zu Nirvritti zurück.

Die Kamika setzen an Stelle des bewußten Strebens das sittliche Verdienst (Karma), doch so, daß die Ursünde Unwissenheit, Täuschung, die höchste Tugend vollkommene Erkenntniß ist. Das vollständige Aufhören der Unwissenheit ist Nirvana[2].

Das vierte herrschende System ist das schon erwähnte der Aiswarika. „Alle vier sind Anpassungen indischer Theorien an den Buddhismus; sie bekennen allerdings die drei Kleinode (Buddha, Dharma, Sangha); unter dem Buddha verstehen sie den Geist, unter Dharma den Stoff, unter Sangha die Vereinigung beider, woraus die Welt der Erscheinungen hervorgeht. Die atheistische Schule nennt den Dharma vor dem Buddha, während die Deisten die Aufzählung in alter Weise mit Buddha beginnen."[3]

---

[1] Ritter, Erdkunde. IV. S. 124. [2] Hodgson I. p. 73 ss.
[3] Kern, Buddhismus. II. S. 531.

Oestlich von Nepal liegt zunächst der kleine Staat Sikkim, der in religiöser Beziehung von Lhassa, in politischer von China abhängig ist; noch weiter östlich liegt Butan.

Die Butaner sind Lamaisten, haben aber einen eigenen Oberlama, den Dharm-Radscha, der neben dem Dalai-Lama und Bogdo-Lama als die Incarnation eines göttlichen Wesens gilt, „eine Eigenschaft, die ihn nicht abgehalten hat, seit 1865 gemeinsam mit seinem (weltlichen) Collegen, dem Deb, ein beträchtliches Jahrgehalt (2500 bis 5000 Lst.) von der indischen Regierung zu beziehen"[1]. Ein Theil der Lamas lebt in den Klöstern, ein anderer Theil ist in Staatsämtern beschäftigt. Die Secte der rothen Lamas ist vorwiegend. Jede Familie, die vier Knaben hat, muß einen dem geistlichen Stande widmen. Die einheimische Bezeichnung der Mönche ist Gylong, und der Name der Religion Duk. Wie wenig der Buddhismus das Volk sittlich gehoben hat, geht auch hier aus dem Umstande hervor, daß Polyandrie nicht ungewöhnlich ist. In der Hauptstadt Tassisudon ist innerhalb der Palasträume eine große Schmiede zur Herstellung metallener Götzenbilder. Das Ergebniß des einträglichen Handels mit denselben fällt dem Deb-Radscha, der übrigens auch ein Mönch ist, zu. Im großen und ganzen ist der butanische Buddhismus von dem tibetanischen nicht verschieden, die Zahl der verehrten Götter ist nicht geringer und die alten buddhistischen Gebote werden ebenso schlecht beobachtet[2].

6. Die Bewohner Hinterindiens.

Da die bei weitem meisten Bewohner Hinterindiens dem Buddhismus huldigen, so wäre eine eingehende Schilderung ihrer religiösen Anschauungen nur in der Weise möglich, daß schon Gesagtes wiederholt würde. Es dürfte deshalb genügen, die Eigenthümlichkeiten, welche die Formen des Buddhismus in den einzelnen Ländern voneinander unterscheiden, hervorzuheben, und die kleineren, wenig bekannten nichtbuddhistischen Religionssysteme der Halbinsel kurz zu charakterisiren.

In Birma, sowohl in dem schon längst britischen Theile des Landes wie in dem erst jüngst von den Engländern in Besitz genommenen, wohnen sehr verschiedene Stämme, deren bedeutendster die Birmanen sind, ein mongolisches und der Lehre Buddha's mit aller Entschiedenheit zugewandtes

[1] B. v. Hübner, Through the British Empire. II. p. 189.
[2] Vgl. Ritter, Erdkunde. IV. S. 164 f.

Volk. „Man darf nicht meinen,“ schreibt Bischof Bigandet, „daß der Buddhismus hier zu Lande, wie in China, Cochinchina und Korea, ein lebloser Körper sei; im Gegentheil ist er lebendig und lebenskräftig und einflußreich auf Verstand und Willen. Er wird von den buddhistischen Talapoinen aufrecht gehalten; denn diese sind die einzigen Lehrer im Lande... In Bezug auf die Sittenlehre meinen sie in ihren heiligen Büchern alles finden zu können. Wenn man ihnen sagt, daß ihre Sittenlehre zwar in sich gut, aber doch nicht hinreichend ist, weil sie kein höchstes Wesen als Belohner des Guten und Bestrafer des Bösen anerkennt, so begnügen sie sich zu antworten, die guten und schlechten Handlungen hätten in sich selbst die Kraft, die Belohnung oder Strafe des andern Lebens vorzubereiten, und so läugnen sie geradezu die Existenz eines höchsten Wesens... Eine andere große Schwierigkeit besteht darin, daß wir bei unserm Angriff auf den Buddhismus die Hand an alle häuslichen, bürgerlichen und politischen Einrichtungen der Birmanen zu legen scheinen. Der Buddhismus hat so recht eigentlich dieses Volk gebildet und all die Bande geschaffen, welche Familie, Gemeinden und Staat verbinden. Daher begreifen sie nicht, wie man eine fremde Religion annehmen kann, ohne zugleich seine Nationalität zu verlieren. Um auszudrücken: Jemand ist Christ geworden, sagen sie: Er ist ein Fremder geworden.“ [1]

Indessen haben die Birmanen bei allem Eifer für den Buddhismus weder den Geist der alten Lehre bewahrt, noch sind sie sehr treu in Ausübung der praktischen Vorschriften.

An Stelle Gottes werden Buddhas, Bodhisattvas und indische Götter (Nats) angebetet. In dem berühmten „goldenen Hause“ von Rangun werden vorzüglich acht Hauptхaare Buddha's verehrt. Die Legende erzählt, daß kurz nach der Erleuchtung Buddha's die beiden Kaufleute Trapuscha und Bhallika mit 500 Wagen in der Nähe vorbeizogen. Da hielt ein Engel sie auf und gebot ihnen, dem Herrn zu essen zu bringen. Sie thaten es, legten das Bekenntniß des Glaubens an den Buddha und das Gesetz ab und baten: Herr, gib uns etwas, das wir verehren können! Da zog der Buddha sich acht Haare aus und gab ihnen dieselben zur Verehrung [2]. Ueberglücklich reisten die Kaufleute nach Birma zurück, wo die Reliquien nebst noch drei anderen, einem Stab, einer Wasserschale und einem Badegürtel früherer Buddhas bis heute Gegenstand andächtiger

[1] „Die katholischen Missionen“, 1875. S. 64.
[2] Kern, Buddhismus. I. S. 101 f.; II. S. 159.

Verehrung sind und von zahlreichen Wallfahrern besucht werden. In der jetzt fast ganz in Trümmern liegenden alten Hauptstadt Pagham finden sich außer dem Tempel, in welchem Buddha als der „Allwissende" verehrt wird, auch Tempel des Ananda, eines Schülers des Buddha, ferner des heiligen Feigenbaumes, Tempel mit den Bildern der Götter Hanuman, Vischnu und Siva[1]. Die zahlreichen Buddhabilder sind meistens Kolossalstatuen und vielfach vergoldet.

Die Mönche sind lange nicht so zahlreich wie in Siam und theilen sich, wie es scheint, in zwei Klassen. Die höheren, Phungi, wohnen in Klöstern unter Obern und besorgen den Tempeldienst; an der Spitze des ganzen Ordens steht der Sasana-Dau-pein. Alle Phungis werden mit Phra („Herr" oder „Großer") angeredet. Die Talapoinen ziehen bettelnd im Lande herum. Auch die Nonnen pflegen zu betteln, die Phungis aber nicht; sie dürfen nur annehmen, was man ihnen bringt. Die, meist kleinen, Klöster heißen Kiaong. Sie haben ein dreifaches Dach und darüber eine Fahnenstange mit dem Bilde eines Schwanes und vielen Wimpeln. Während der Regenzeit ertheilen die Mönche in denselben ihren Zöglingen Unterricht. Auch rühmt man, daß der ermüdete Reisende dort immer freundliche Verpflegung finde.

Buddha hatte bekanntlich seinen Jüngern, und vor allem den Mönchen, das Fleischessen wiederholt und strenge verboten. „Thatsächlich haben sich die Sakya-Söhne hinsichtlich animalischer Nahrung dem Landesgebrauch anbequemt, obschon sie mitleidig von Natur sind. In dem frommen Birma essen die Mönche Fleisch, doch entschuldigen sie sich mit der Behauptung, daß die Sünde des Tödtens von Thieren nicht sie selbst, sondern die Schlächter treffe; daß es ihre Pflicht ist, diese Schlächter von der sündhaften Handlung abzuhalten, sagen sie dabei nicht." Zwei andere Birmanen erklärten die Sache so: „Wir dürfen allerdings Fleisch und Fisch essen, wenn wir uns nur stets vor Augen halten, wie sündhaft es ist, dies zu thun."[2] Stehlen ist ebenfalls den Buddhisten streng verboten. „Aber", schreibt Dr. Kellogg, „Bekannte, die zuerst in Hindostan und dann in Birma wohnten, haben mir versichert, daß die Hindus, welche im Punkte der Ehrlichkeit nicht zu streng sind, doch wahre Ehrenmänner sind im Vergleich mit den Birmanen."[3]

---

[1] Ritter, Erdkunde. V. S. 216.
[2] Kern, Buddhismus. II. S. 75 f.
[3] The Light of Asia, and the Light of the World. p. 362.

Merkwürdig ist, wie verschieden die Berichte über die Auffassung der Birmanen in Betreff des **Nirvana** lauten. Bastian, der sich eine Zeit lang in Birma aufgehalten hat, versichert als Ergebniß seines Verkehrs mit den Gebildeten: „Nachdem genügende Vertrautheit mit dem Vernacular erlangt war, um bei den Gesprächen discutirend auf den einheimischen Gedankengang einzugehen, wurde es bald genug deutlich, daß die bei uns damals geläufige Auffassung des Nirvana die Erklärung von der Kehrseite genommen, sie also am unrechten Ende gerade angefaßt hatte, und daß im Sinne des Abhidamma das Nirvana nicht nur nicht ein Nichts, wie man gemeint hatte, sondern in diametraler Umdeutung vielmehr das eigentlich und alleinige Reale zu bedeuten habe." [1] Bischof Bigandet dagegen, der lange Jahre unter den Birmanen gelebt hat, behauptet, Nirvana bedeute Vernichtung. „Meine Ueberzeugung stützt sich auf die Lesung der religiösen Bücher der Birmanen und auf häufige Gespräche über Religion mit den Bestunterrichteten unter Laien und Mönchen, mit denen ich viele Jahre hindurch Gelegenheit hatte zusammenzukommen." [2] Man kann den Widerspruch wohl mit Hellwald dahin erklären: „Die vulgäre Auffassung des Nirvana ist in jedem Kopfe eine andere." [3]

Am Ende des vorigen Jahrhunderts entstand eine Secte, welche die Verehrung des Buddha verwarf und nur einen allmächtigen und allwissenden Geist als Schöpfer der Welt verehren wollte. Doch unterlagen die Anhänger dieser Secte blutigen Verfolgungen.

Das **politische Regiment** in Birma war bekanntlich ein durchaus despotisches. Der Kaiser (Boa = Herr der Welt) verfügte mit absoluter Willkür über Gut und Blut seiner Unterthanen. Er stand so hoch, daß nicht einmal sein Name genannt werden durfte; er wurde als „golden" bezeichnet, und so redete man von dem goldenen Ohr, der goldenen Nase u. s. w. Die übermäßige Tyrannei des letzten Königs Theebaw (Tibo) bot den Engländern eine willkommene Gelegenheit, dem Despotismus des „Herrn der Welt" ein Ende zu machen. Es scheint, die Mönche fanden sich leicht in das neue Regiment; denn eines Tages überraschten sie Lord Dufferin mit der Bitte, ihnen ein geistliches Oberhaupt, einen „Erzbischof" zu geben. Die Antwort lautete: „Es werden wohl Anordnungen getroffen werden müssen, daß die birmanischen Bud-

---

[1] Religionsphilosophische Probleme. Berlin 1884. I. S. 3.
[2] The Legend of Gaudama. 3. ed. London 1880. p. X. XIII.
[3] Hinterindische Länder und Völker. Leipzig 1876. S. 100.

dhisten sich in einer ebenso günstigen Stellung in Bezug auf die oberste Kirchenleitung und Kirchenzucht befinden wie früher. Es wird ihnen alle Beihilfe geleistet werden, um jene Form des Kirchenregimentes zu erleichtern, die sie unter sich aufzurichten wünschen." [1]

Ein anderer in Birma ansässiger Stamm sind die Talaings, welche früher ein eigenes Reich mit der Hauptstadt Pegu bildeten. Sie sind ebenfalls Buddhisten und weichen von den Birmanen nur durch eine eigenthümliche Art der Geisterverehrung ab. Alle bringen ihre Jugend in einem Kloster zu; beim Austritt wählt sich jeder einen Schutzgeist oder Nat, dem er ein Häuschen erbaut und Nahrung, zuweilen auch Weihrauch und anderes opfert [2].

Ein nichtbuddhistisches Volk Birma's sind die Karenen, unter denen eine Weissagung herrschte, weiße Männer würden aus dem Westen mit dem guten Brode kommen und sie die Anbetung des wahren Gottes lehren. Das Christenthum hat unter ihnen bereits so gute Fortschritte gemacht, daß gegründete Hoffnung auf die Bekehrung des ganzen Volkes vorhanden ist. Die Karenen werden nach der vorwiegenden Farbe ihrer Kleidung in weiße und rothe Karenen unterschieden. Die weißen sind hauptsächlich im südlichen Birma zerstreut, während die rothen mehr im Norden am Fuße des Schangebirges wohnen.

Ihre religiösen Anschauungen und Ueberlieferungen zeigen so merkwürdige Uebereinstimmungen mit dem alten Testamente, daß man glaubt, diesen Umstand nur aus ihrer Berührung mit den schon früh im südlichen China bestehenden jüdischen Ansiedlungen erklären zu können. So nennen sie Gott Juwah und sagen, derselbe habe einst seinen Willen und sein Gesetz auf eine Büffelhaut geschrieben und die Völker der Erde zusammenberufen, um eine Abschrift davon zu nehmen. Alle hätten es gethan mit Ausnahme der Karenen, denen wegen ihrer vielen Arbeit die Zeit dazu fehlte. Daher seien sie so unwissend geblieben. Sie unterscheiden gute Engel, die Gott immer treu blieben, und böse Geister, „die vor alten Zeiten heilig waren, aber von der Liebe Gottes abwichen und von Gott verjagt wurden". Vor dem Teufel haben sie außerordentlich große Furcht; überall vermuthen sie seine Einflüsse, und ohne irgend welchen erkennbaren Grund können sie plötzlich auf den Einfall kommen, daß ein Gegenstand von Teufeln bewohnt und unantastbar sei. In der

[1] The daily Telegraph. London, March 2. 1886.
[2] Hellwald, Hinterindische Länder. S. 32.

Ausübung ihrer religiösen Gebräuche sind sie in guten Tagen nicht sehr eifrig; kommt aber Krankheit oder sonst ein Unglück, dann lehrt die Noth auch sie beten. In Krankheitsfällen wendet man sich meistens an den Hausgott. Zauberei ist sehr häufig[1].

Die Siamesen sind ein indo-chinesisches Volk und heißen mit ihrem einheimischen Namen Thai. Siam ist eines der Länder, in welchen der Buddhismus am festesten eingewurzelt ist und am meisten von seinem ursprünglichen Wesen bewahrt hat, freilich trotzdem genug entstellt.

Eine der eigenthümlichsten Einrichtungen ist die, daß jeder männliche Bewohner, der König nicht ausgenommen, für einige Zeit Mönch, Talapoine[2], werden muß. Bis zum 13. oder 15. Jahr läßt man den Knaben auf dem sonst geschorenen Kopfe einen Haarbusch wachsen. Dann aber wird auch dieses Haar abgeschnitten und der junge Siamese unter die Mönche aufgenommen. In diesem Stande bleibt er einige Zeit, wenigstens drei Monate, kehrt dann in die Welt zurück und verheiratet sich. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die Klöster sehr zahlreich oder sehr groß sein müssen. Nach siamesischen Begriffen gehört zu jedem Tempel nothwendig auch ein Kloster. Die Vorsteher dieser Klöster, dann aber auch die Mönche überhaupt, stehen in solchem Ansehen, daß überall, wo sie erscheinen, das Volk sich vor ihnen auf die Kniee wirft. An der Spitze der Geistlichkeit steht im nördlichen Siam der Phra-Sangkharat, im südlichen der Phra-Vanarata. Die Siamesen, welche Priester werden wollen, müssen Examina aus ihren heiligen Büchern bestehen. Auch dem Volke ertheilen die Mönche ein wenig Unterricht.

Der Inhalt der umfangreichen buddhistischen Literatur ist so ziemlich derselbe wie in den alten Pali-Schriften anderer Länder; nur ist die Lehre vom Jenseits, von den 22 Himmeln und 24 Höllen viel mehr ausgebildet und die Giltigkeit der Lehre eines Buddha wird auf 5000 Jahre beschränkt. Dann kommt ein neuer Buddha und hebt die Lehre des frühern auf. Tausende von Buddhas sind schon erschienen, und Tausende werden noch kommen.

Ebenso ist die Art, die Buddhas zu verehren, nicht wesentlich von der in anderen buddhistischen Ländern gebräuchlichen verschieden. Die Hauptsache ist die recht lärmende Tempelmusik. Die verschiedenen

---

[1] „Die katholischen Missionen", 1873. S. 111; 1876. S. 110. 165. Ritter, Erdkunde. V. S. 187. Hellwald, Hinterindische Länder. S. 33.

[2] So genannt von dem Palmfächer, Talapat, den sie tragen.

heiligen Fußstapfen des Buddha, die im Lande gezeigt werden, stehen in hohem Ansehen und ziehen zahlreiche Wallfahrer herbei. Charakteristisch für Siam ist der Cult der weißen Elephanten. Jeder weiße Elephant gilt als ein heiliges Thier, in welchem die Seele eines berühmten Vorfahren Platz genommen hat. Deshalb reitet sogar der König nie auf einem solchen Thiere, da dasselbe möglicherweise eine ebenso große Majestät sein kann wie der König selbst. Sobald sich ein weißer Elephant (sie sind übrigens sehr selten und nie rein weiß), irgendwo in den Wäldern zeigt, muß er eingefangen und nach Bangkok gebracht werden. Der glückliche Entdecker erhält eine Silberkrone und ein Landgut und wird von allen Abgaben befreit. Unter großen Festlichkeiten wird der Elephant in einen prächtig ausgestatteten Stall geführt und dort von eigenen Dienern mit allem, was einem Elephanten behagt, auf das ehrfurchtvollste versorgt.

Aus dem Hindu-Pantheon scheinen die Siamesen keine eigentlichen Götter herübergenommen zu haben. Allein „sie glauben an alle jene buckligen, gehörnten und geschwänzten Teufel des himmlischen Reiches im Norden; sie sind fest überzeugt von dem Dasein der Sirenen, der menschenfressenden Riesen, der Berg- und Waldnymphen, der Feuer-, Wasser- und Luftgeister, kurz aller jener fabelhaften Ungeheuer des brahmanischen Teufelsdienstes, angefangen von den Nagas oder göttlichen Schlangen, welche Feuer speien, bis zum Adler Garuda, der die Menschen raubt. Sie haben ein unerschütterliches Vertrauen auf die Kraft gewisser Amulette und Talismane, welche den Menschen unverwundbar machen, ihm Gesundheit, Glück und Kindersegen verleihen, oder ihn vor den Nachstellungen und dem bösen Blick seines Feindes schützen. Zudem bezahlen Hoch und Nieder, König und Volk eine Menge von Sterndeutern und Wahrsagern, welche Regen und Trockenheit, Krieg und Frieden, glücklichen und unglücklichen Erfolg im Spiel oder Handel vorherverkünden müssen; von ihnen lassen sie sich die Tage bezeichnen, welche günstig und glückbringend sind für Geburt und Heirat, für Abreise und Rückkehr, für den Beginn des Häuserbaues, kurz für alle Ereignisse und Verrichtungen des täglichen Lebens.“

Das sind übrigens unschuldige Dinge im Vergleich mit dem grausamen und dem Geiste des Buddhismus so durchaus widerstrebenden Gebrauche, von welchem Bischof Bruguieri im Jahre 1832 berichtet: „Wenn man an den Stadtmauern ein neues Thor baut oder ein altes wiederherstellt, so ist es Vorschrift, daß dabei drei unschuldige Menschen ge-

schlachtet werden. Dabei geht man folgendermaßen zu Werk. Der König beruft seine Räthe zu einer geheimen Sitzung, in welcher der Beschluß gefaßt wird. Dann schickt er einen seiner Officiere an das Thor, welches neu gebaut werden soll. Der Officier muß von Zeit zu Zeit den Namen, welchen man dem Thore geben will, den vorübergehenden Leuten nachrufen. Wer in der Meinung, er sei gerufen worden, den Kopf umwendet, den läßt der Officier durch seine Soldaten festnehmen, und so wacht er, bis er die drei Opfer hat. Ihr Tod ist von diesem Augenblicke an unwiderruflich beschlossen, und kein Versprechen, kein Lösegeld, keine höhere Verwendung kann sie retten. Nun gräbt man unter dem Thorweg ein tiefes Loch und hängt an Stricken über demselben einen dicken, schweren Baumstamm senkrecht auf. Am Tage, der für das Opfer bestimmt ist, wird den drei Verurtheilten ein glänzendes Henkermahl gegeben. Dann führt man sie in feierlichem Zug zu der Grube und stellt sie nebeneinander hinein. Nun kommt der König und der ganze Hof, sie zu begrüßen. Der König trägt ihnen besonders auf, das Thor, das ihnen jetzt anvertraut werde, treu zu bewachen und es anzuzeigen, wenn die Feinde vor demselben erscheinen würden, um die Stadt zu nehmen. Endlich werden die Stricke durchgeschnitten, und die unglücklichen Opfer dieses Wahnes werden von dem schweren Balken zermalmt. Die Siamesen glauben, daß diese Opfer sich in Schutzgeister verwandeln, denen sie den Namen Phi geben. Selbst einfache Privatleute verüben dieses greuliche Verbrechen an ihren Sklaven, die sie zu Wächtern ihrer Häuser oder ihrer vergrabenen Schätze machen wollen."[1] Glücklicherweise ist diese barbarische Sitte vollständig verschwunden.

In der Beobachtung der buddhistischen Gebote sind die Siamesen so wenig genau wie die Birmanen. So machen sie sich z. B. kein Gewissen daraus, das erste Gebot durch den Fischfang beständig zu übertreten. Der kriecherische Sklavensinn ist durch den Buddhismus nur gefördert worden.

Die buddhistischen Tempel des Landes haben durch ihre überaus reiche Ausstattung manchen Reisenden nicht wenig imponirt, so daß sie meinen, ein Europäer könne sich schwerlich einen richtigen Begriff von der Großartigkeit derselben machen. Andere dagegen sagen, die Pagoden glichen mehr einem Kinderputzwerk als einem Tempel, da dieselben der edlen Einfachheit entbehrten. „Es fehlt diesen Tempelbauten mit ihren

[1] „Die katholischen Missionen", 1883. S. 35 f.

vielen hundert Statuen und dem Flitterstaat die Höhe, die Eleganz der Formen, das Gewölbe, die Bogen, die Säulenwerke, die Colonnaden; in ihrer Geringfügigkeit und Vergänglichkeit stehen sie im größten Contrast gegen die ehrwürdige Größe und Dauer der Hindu- und Aegypter-Architekturen. Was sie auszeichnet, ist ihre erhabene, schöne Lage, das künstliche, aber phantastische Holzschnitzwerk und die reiche, vielmehr überladene Vergoldung, die doppelt zu bewundern ist, da die Goldminen im Lande unbekannt sind."[1] Am berühmtesten ist die große Pagode Wat-tschang in Bangkok, deren Kloster Raum für 5—600 Talapoinen und 1000 Zöglinge enthält[2]. Es sind, sagt Bastian, hauptsächlich die Pagoden und Klöster, denen die Stadt Bangkok ihr wunderbares Aussehen verdankt[3].

In einer Vorstadt von Bangkok wohnen die Kha, welche hauptsächlich die Geister ihrer Vorfahren verehren und deren Bilder aufstellen. Doch beten sie auch zur Sonne und opfern ihr Reis.

Die Bewohner von Anam, Cochinchina und Cambodscha haben einen solchen Einfluß von China aus erfahren, daß man sagen kann, die religiösen Zustände seien dieselben wie im Reich der Mitte, nur noch etwas verwirrter. Nach den Berichten der Missionäre gibt es in diesen Ländern fünf Religionen: Verehrung des Tien, Lehre des Konfuzius, Geisterdienst, Ahnencult und Buddhismus. Die öffentliche Verehrung des Tien war ausschließlich Recht des Königs, der sich auch, wie der Kaiser von China, „Sohn des Himmels" nannte. Die Gelehrten und Mandarine sind Konfuzianer, wobei es ihnen weniger darum zu thun ist, eine Religion zu haben, als vielmehr sich als die Erbpächter aller Weisheit gegen die übrigen Stände kastenmäßig abzuschließen. Der ganze Konfuzianismus ist darum auch bei ihnen weiter nichts als ein leeres Ceremonienwesen. Die eigentliche Religion der großen Masse des Volkes ist die Verehrung der Geister. Es herrscht aber die Sitte, daß der König bestimmt, welchen Geist jedes einzelne Dorf verehren solle. So wurden manchen Dorfbewohnern höchst sonderbare Wesen zur Verehrung aufgedrungen: der Geist eines tapfern Kriegers, eines berühmten Diebes, eines gewöhnlichen Thieres u. s. w. Am 1. und 15. jedes Monats findet eine Feier in der Weise statt, daß die Aeltesten sich im Gemeindehaus versammeln, um ein Festessen zu halten. Das Haus besteht aus einem

---

[1] Ritter, Erdkunde. IV. S. 1114.

[2] Abbildungen in den „Katholischen Missionen", 1873. S. 132 f.; 1883. S. 36.

[3] Reisen in Siam. Jena 1867. S. 119. 346 ff. Schilderung der religiösen Ansichten.

nur auf Säulen ruhenden Dache. An einem Ende befindet sich ein verschlossener Raum mit einer Steintafel, auf welcher der Name des Geistes mit großen Buchstaben eingegraben ist. Bevor das Festessen beginnt, bringt man eine kleine Portion der Gerichte vor dieser Steintafel dar und wirft sich vor derselben nieder. Das ist das Wesentlichste im Cult der Geister. Der Ahnencult wird hauptsächlich im Familienkreise geübt und beschränkt sich darauf, den verstorbenen Voreltern bei ihrem Begräbniß und an gewissen Tagen des Jahres Weihegaben und Verbeugungen darzubringen. Der Buddhismus stand einst in Tongkin in hoher Blüte, und noch heute hat jedes Dorf eine oder mehrere Pagoden, welche die einstige Macht Buddha's verkünden; aber seit dem Anfange dieses Jahrhunderts eilt der Buddhismus rasch seinem Untergange entgegen. Die Tempel stehen leer und fallen der Zerstörung anheim, kaum trifft man einen, der ordentlich unterhalten wäre. Die wenigen Bonzen sind so verachtet, daß die Kinder ihnen nachschreien. Da aber der Buddhismus allein ein einheitlich geordnetes Religionssystem bildete, so steht das Christenthum nicht mehr einer geschlossenen Macht, sondern einem Wirrwarr von volksthümlichem Aberglauben gegenüber [1].

Ein durch verschiedene hinterindische Reiche zerstreutes Volk sind die Lao, die sich mit Ackerbau abgeben und hauptsächlich die Berggegenden im Westen von Tongkin bewohnen. Das Land ist in Schaus oder Districte getheilt. Die Ortschaften sind sehr klein, weil der Boden bei seiner gebirgigen Beschaffenheit keine dichte Bevölkerung zu ernähren vermag. Sie verehren besonders die Phi oder Schutzgeister, deren jedes Dorf einen eigenen hat. Diesem Schutzgeiste erbaut man eine Tempelhütte, in welcher man die Opfer darbringt, z. B. einen Ochsen vor der Erntezeit; denn wenn dies unterbliebe, würde der Phi die Ernte verderben. Sie weihen den Geistern auch gewisse Haine, deren Bäume dann niemand fällen kann, ohne sich der Rache der Phi auszusetzen. Amulette und alle Arten von Zaubergegenständen, wie sie mit dem Geisterdienst verbunden zu sein pflegen, finden sich natürlich auch unter den Lao. Doch war das Volk im allgemeinen geneigt, die christliche Religion anzunehmen, und das Werk der Mission machte die erfreulichsten Fortschritte, als die jüngsten politischen Unruhen alles wieder in Frage stellten [2].

In den Bergen Kambodscha's wohnen die Stieng, ein nomadisches Waldvolk. Sie glauben an ein höchstes Wesen, Bra, dem sie alle Er-

---

[1] „Die katholischen Missionen", 1877. S. 127. [2] A. a. O. 1884. S. 117 ff.

eignisse, gute und böse, zuschreiben. Sie glauben auch an eine finstere Macht, welche hauptsächlich Krankheiten verursacht. Wenn jemand an Uebelbefinden leidet, so sagt man: Es ist der Teufel, der ihn plagt. Um denselben zu verscheuchen, macht man Tag und Nacht bei dem Patienten einen unausstehlichen Lärm, bis einer der Betheiligten einen Anfall bekommt und schreit: „Er ist in meinen Leib gefahren und erstickt mich." Dann stellen sie an den neuen Patienten die Frage, welche Heilmittel man dem Kranken geben und wie man den Teufel bewegen könne, seine Beute zu verlassen. Zuweilen wird das Opfer eines Schweines oder eines Ochsen gefordert, oft auch ein Menschenleben. In diesem Falle ergreifen sie unbarmherzig einen Sklaven und opfern ihn dem bösen Geiste. Priester und Tempel haben sie nicht. Die Begräbnisse sind oft sehr feierlich. Auch pflegt man den Todten Speiseopfer zu bringen, damit dieselben nicht hungern. Da man glaubt, daß auch die Thiere Seelen haben, so bittet man dieselben vor dem Schlachten um Verzeihung und bringt ihnen Opfer, damit sie nicht zürnen. Vorzüglich pflegt man den Elephanten Opfer darzubringen. Die Polygamie ist nicht nur gestattet, sondern gilt als ehrenvoll[1].

Auf der Halbinsel Malakka laufen Brahmanismus, Buddhismus und Islam unverstanden durcheinander. Es herrschen die gleichen Zustände wie auf den ostasiatischen Inseln, von denen später die Rede sein wird. Die Eingeborenen der Halbinsel, die Orang Binua, verehren den Gott Pirman, der unsichtbar in der Höhe wohnt. Zwischen ihm und den Menschen vermitteln die Dschin, Geister. Dschin Bumi verzehrt das Leben der Menschen durch Krankheit. Gegen die Krankheit hilft der Zauberer, Poyan, dessen Diener die Tiger sind. Flüsse und Berge sind von Geistern belebt. Bei Urbarmachung von Land wird dem Dschin Bumi stets ein Opfer gebracht. Geistercult und Zauberwesen stehen in hoher Blüte[2].

Geisterdienst herrscht auch auf den Andamanen-Inseln, westlich von Hinterindien, bei den Minkopie, welche Wasser-, Wald- und Berggeister verehren. Den Sturm schreiben sie einem bösen Geiste zu, den sie durch Gesang zu beschwichtigen oder durch Pfeile einzuschüchtern suchen. Ferner beten sie Sonne und Mond als Götter an[3]. Sie glauben an ein

---

[1] Travels in the central parts of Indo-China, Cambodja and Siam. By Henry Mouhot. London 1865. I. p. 250 ss. F. v. Hellwald, Hinterindische Länder. S. 118.

[2] Reisen im indischen Archipel. Von A. Bastian. S. 36.

[3] Réville, Religions des peuples non-civilisés. II. p. 163.

künftiges Leben und haben die Sitte, nach einiger Zeit die Skelette der Todten auszugraben, von denen dann jeder Verwandte einen Theil erhält.

7. Die Singhalesen.

Die Insel Ceylon wird heutzutage von sehr verschiedenen Völkern bewohnt, von Hindu, Mohammedanern, Europäern, sogar von Kaffern. Doch diese Stämme interessiren uns hier nicht. Wer Ceylon sagt, denkt unwillkürlich an das klassische Land des Buddhismus, und zwar jenes Buddhismus, der in Literatur und Leben am meisten Ursprünglichkeit bewahrt hat. So wenigstens geht die gewöhnlichere Meinung, der allerdings andere mit großer Entschiedenheit widersprechen. Soviel ist gewiß, daß der Buddhismus auf Ceylon eines der bedeutendsten, wenn nicht das bedeutendste Glied des sogenannten südlichen Buddhismus ist.

Der weitaus größte Theil der Urbewohner Ceylons, die Singhalesen, sind Anhänger der Lehre Sakya-Muni's. Die Chroniken des Landes wissen sehr Genaues und Wunderbares über die Einführung dieser Lehre zu berichten[1]. Wer aber glaubte, aus all den Erzählungen viel mehr Geschichtliches herausfinden zu können als die ohnedies feststehende Thatsache, daß Ceylon einmal buddhistisch geworden ist, der würde keinen Begriff haben von dem durch und durch geschichtslosen Sinn der buddhistischen Märchenerzähler. Nur soviel kann wegen der Uebereinstimmung der verschiedenen Berichte noch etwa mit Sicherheit angenommen werden, daß die Bekehrung der Insel zur Zeit des Königs Asoka von Magadha, etwa um das Jahr 250 v. Chr., erfolgt sei. Doch hängt das Jahr davon ab, in welche Zeit der Tod des Buddha zu setzen ist. Da aber rücksichtlich dieser Zeit, ganz abgesehen von den fabelhaften Zahlen der Buddhisten, die Uneinigkelt der europäischen Gelehrten sich über mehr als anderthalb Jahrhunderte erstreckt, so wissen wir im Grunde nicht viel.

Der Apostel des Buddhismus für Ceylon soll der Mönch Mahendra gewesen sein. Er hatte die vollständige heilige Ueberlieferung aus Indien mitgebracht, und die Buddhisten auf Ceylon sind nicht wenig stolz darauf, daß sie aus ungetrübter Quelle die Lehre empfangen und stets unverfälscht bewahrt haben. König Asoka hatte die große Freundlichkeit, seine Tochter Sanghamitra, die Nonne war, mit einem Zweige des heiligen Bodhibaumes (unter welchem Buddha seine Erleuchtung er-

[1] Vgl. Kern, Buddhismus. II. S. 405 ff.

halten hatte) nach Ceylon zu senden. Der Zweig wurde zu Anuradhapura in die Erde gesteckt und entwickelte sich zu einem heiligen Baume, der bis heute noch nicht abgestorben ist. Ob der eindringlichen Predigt des Mönches Mahendra und der Nonne Sanghamitra und der vielen großartigen Wunderzeichen wurde ganz Ceylon in sechs Monaten bekehrt. Um die Zeit von Christi Geburt faßten, wie erzählt wird, die Mönche auf einer Versammlung den Entschluß, der bisher nur mündlich überlieferte Canon solle aufgeschrieben werden. Zu welcher Zeit die einzelnen Theile desselben thatsächlich entstanden oder aufgeschrieben worden sind, ist mit Sicherheit nicht zu ermitteln.

Die Schicksale des Buddhismus in den folgenden Jahrhunderten waren bald fröhliche, bald traurige, je nachdem gute oder schlechte Herrscher auf dem Throne saßen. Einige stifteten und beschenkten die Klöster, andere plünderten sie aus. Zudem konnte die rechte Lehre zeitweise gegen eindringende Ketzereien nur schwer behauptet werden. Im 5. Jahrhundert n. Chr. lebte auf der Insel der berühmte Mönch Buddhaghoscha, der den Canon in die Pali-Sprache übersetzt und nach Birma gebracht haben soll, woher es kommt, daß die Bewohner von Birma, Siam und Kambodscha dem südlichen Canon folgen. Im 12. Jahrhundert hatte Ceylon die Höhe seiner Macht erstiegen; von da ab ging es schnell abwärts, und das Land wurde wiederholt von fremden Eroberern heimgesucht. Der Hinduismus drang nach und nach wieder ein, und obschon die Singhalesen dem Namen nach Anhänger der Buddhalehre blieben, waren sie doch in der That von den Verehrern des Vischnu nicht wesentlich verschieden[1]. Auf diesem Wege sind die Singhalesen auch wieder zu einer Gottesidee gekommen, die dem ursprünglichen Buddhismus durchaus fehlte. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn Reisende wiederholt versichern, aus dem Munde singhalesischer Mönche vernommen zu haben, daß die Buddhisten Ceylons an einen höchsten Gott glauben, der durch niedere Götter die Angelegenheiten der Menschen leite, und daß Buddha nur ein Erlöser sei, der die Seelen vom Verderben errettet habe. So berichtet im 17. Jahrhundert der Kapitän Knox; ähnlich in neuester Zeit Edwin Arnold. Wenn aber letzterer von dem Oberbonzen Sri Weligama die Versicherung erhielt, daß der Begriff „einer schützenden Gottheit, eines liebenden Schöpfers und gerechten Richters aller" echt buddhistisch sei, daß aber „die wahre Erklärung der Lehre des Herrn

[1] Kern, Buddhismus. II. S. 486 f.

Buddha über jeden dieser Punkte selbstverständlich über die geistige Fassungskraft und Einsicht gewöhnlicher theologischer Disputanten hinausgehe" — so ist das nur ein Beweis, wie wenig den Buddhisten der klare Widerspruch solcher Ansichten mit der alten Lehre zum Bewußtsein gekommen ist. Freilich eine Verschlechterung kann diese Veränderung nicht genannt werden; denn mag der Gottesgedanke auch von voller Läuterung noch sehr weit entfernt sein, so steht er doch jedenfalls der Wahrheit viel näher als der ursprüngliche Agnosticismus des Buddha.

Was die Insel Ceylon den Buddhisten so werth macht, sind die berühmten Heiligthümer: der heilige Bodhibaum, die Fußstapfen des Buddha, ein Augenzahn des Buddha u. s. w.

Der heilige Baum des Buddha befindet sich auf einer Terrasse inmitten der Ruinen der alten Hauptstadt Anuradhapura. Der Bau, über welchem der Baum sich erhebt, ist aus Granit aufgeführt. Er bildet vier rechtwinklige Erhöhungen, deren jede untere breiter ist als die darüberstehende. Die Structur wird als eine einfache, aber so vollendete geschildert, daß sie mit griechischen Bauwerken wohl verglichen werden dürfe. Am Fuße der Haupttreppe stehen Pfeiler mit kühn ausgemeißelten Figuren. An der östlichen Mauer befindet sich eine Kolossalstatue Buddha's. An mehreren Stellen sind Altäre angebracht, auf welchen Blumenopfer für den Buddha niedergelegt werden. Oft kommen die Andächtigen von weit her und bewegen sich feierlich beim Schalle des Tamtam und unter Absingung von Liedern heran, ziehen mehrmals auf den Terrassen um den Baum herum, legen Weihrauch in ein Kohlenbecken und Geld in einen Opferstock und rufen bei jedem Umzug: Saddhu, saddhu, saddhu! in aufsteigendem Tone und mit über dem Haupte gefalteten Händen[1].

Fußstapfen, Sripadas, des Buddha finden sich an verschiedenen Orten Ceylons. Die berühmtesten sind auf dem Adamspik, dessen Gipfel nur mit Mühe und Gefahr zu erklettern ist. Oben angekommen, findet man einen drei Meter hohen Felsblock, auf dessen Oberfläche Buddha seine Fußspur eindrückte, als er vom Himmel auf die Erde stieg. Das heilige Zeichen ist $1^1/_4$ m lang und 1 m breit. Nach den Brahmanen ist es eine Fußstapfe Siva's; nach den Mohammedanern stammt die Spur von Adam, der dort zum letzten Male das Paradies sah. Oben hat ein Priester seine Hütte und empfängt die Pilger, spricht ihnen

[1] Vgl. Abbildung und Beschreibung des heiligen Baumes in den „Katholischen Missionen", 1879. S. 180 ff.

die Gebete vor, segnet sie und hält ihnen eine Ansprache. Die Opfer bestehen in Reis, Früchten und Blättern. Neben Buddha wird dort oben auch noch der Berggott Samen verehrt, der seinerseits ein besonderer Verehrer Buddha's war.

Das größte Heiligthum jedoch ist der Zahn Buddha's, der im Tempel Maligawa zu Kandy aufbewahrt wird. Derselbe ruht in einer goldenen Lotusblume in sechs ineinandersteckenden kostbaren Schreinen und wird zuweilen unter großen Feierlichkeiten zur Verehrung ausgesetzt. Er ist ein Stück Elfenbein von zwei Zoll Länge und unten einem Zoll im Durchschnitt, etwas gebogen. Er hat nach E. Arnold „nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einem menschlichen Zahn, sondern gleicht eher dem eines Krokodils oder eines großen Schweines". Im Jahre 1560 ließen die Portugiesen den Zahn in einem Mörser zerstoßen und ins Feuer werfen. Doch behaupten die Singhalesen, den Portugiesen sei damals ein falscher Zahn in die Hände gespielt, der echte aber glücklich geborgen worden.

Von der ehemaligen Pracht der buddhistischen Bauten geben heutzutage hauptsächlich großartige Trümmer Zeugniß. Immerhin ist noch genug erhalten. Die Bauwerke kann man eintheilen in Viharas, Tschaityas, Stupas und Dagobs. Vihara bedeutet bald Kloster (wofür gewöhnlich Sangharama), zuweilen Tempel, zuweilen die Verbindung von beiden. Der berühmteste Vihara auf Ceylon war der Mahavihara. 1600 Granitsäulen in vierzig Reihen von je vierzig geordnet, trugen das gewaltige neunstöckige Gebäude, welches von der Metallbedachung den Namen „eherner Palast" trug. Dasselbe faßte 900 Zimmer, die den einzelnen je nach dem Range ihrer Heiligkeit angewiesen wurden. Jetzt stehen als Ueberreste des gewaltigen Baues nur noch Säulen von etwa drei Meter Höhe über dem Boden heraus. Die Mönche leben heutzutage meistens in kleinen hübschen Wohnungen, die Pansal („Laubhütte") heißen. Gewöhnlich versteht man unter Viharas Pagoden, in welchen Bilder aufgestellt sind. In Ceylon sind dieselben meist mit beworfenen Mauern und Ziegeldächern gebaut. „Am Eingang sieht man gewöhnlich in Stein gehauene Figuren, welche die Hüter des Tempels vorstellen sollen. Um das Allerheiligste ist gemeiniglich ein enger Raum mit Statuen und Malereien; doch häufig herrscht dort ein geheimnißvolles Dunkel, welches geeignet ist, den Gläubigen, der plötzlich aus dem hellen Tageslicht hineintritt, mit Ehrfurcht zu erfüllen; wenn er nachts hineintritt, muß das Flackern der Lampen denselben Eindruck hervorbringen. Gegenüber dem Haupteingang ist ein anderer, der durch einen Schirm abgetrennt ist.

Sobald der Schirm weggezogen wird, erblickt man das Buddhabild, das beinahe das ganze Gemach einnimmt, davor einen Altar, vor dem Blumen niedergelegt sind. Die Mauern sind bedeckt mit Abbildungen, die meistens irgend ein Ereigniß aus dem Leben des Buddha oder aus einer seiner frühern Existenzen als Bodhisattva darstellen."[1] Bei den Viharas, zuweilen unter demselben Dache, finden sich kleine Tempel für die alten, vorbuddhistischen Götter. Die dazu gehörigen Priester, die Kapuwa heißen, tragen die gewöhnliche Kleidung des Volkes.

Tschaitya ist der allgemeinste Name für Heiligthum, mag dasselbe nun ein Tempel oder ein bloßes Denkmal sein. Ja selbst heilige Orte, Bäume, Inschriften werden so genannt.

Der eigentliche Name der Denkmäler ist jedoch Stupa oder Thupo („Haufe"); sie gleichen an Gestalt und Umfang oft einem ordentlichen Hügel. Der Unterbau ist kreisförmig; auf demselben erhebt sich eine kugel- oder eiförmige Kuppel, darüber ein viereckiger Bau und zu oberst eine pfahlförmige Spitze[2]. Enthält die Kuppel einen Reliquienschrein, so wird das Gebäude zu einem Dagob (dhatugarbha = Reliquienhaus). Ein Dagob braucht übrigens keinen leeren Raum zu enthalten, sondern kann auch ganz ausgefüllt sein. Oefter ist er jedoch zugleich Tempel.

Das Leben der Mönche ist nicht gerade ein beschwerliches; denn Kasteiungen verwarf Buddha und die Arbeit lehrte er als ein Hinderniß der Vollkommenheit betrachten. Der ganze Wandel des Mönches soll so eingerichtet sein, daß die Betrachtung der „erhabenen Wahrheiten" möglichst gefördert werde. „Früh am Morgen vor Sonnenaufgang erhebt sich der Mönch aus dem Schlafe. Nachdem er aufgestanden ist und sich die Zähne gereinigt hat, beschäftigt er sich mit dem Kehren verschiedener Stellen bei dem Kloster, um nach Vollendung dieses Geschäftes Trinkwasser zu holen und es zu seihen. Wenn er dies gethan hat, begibt er sich an einen einsamen Ort, um daselbst ungestört in der Stille eine Weile über seine Pflichten und seine Mängel nachzudenken. Alsbald hört er die Glocke und erfährt dadurch, daß es Zeit ist, nach dem Dagob, bezw. nach dem Bodhibaum zu gehen, wo er dem Buddha Blumen zu opfern, über dessen Vollkommenheiten nachzudenken und um Vergebung für seine Mängel und Fehler zu bitten hat. Nachdem er dies fromme

[1] Kern, Buddhismus. II. S. 57 f.

[2] Abbildungen in den „Katholischen Missionen", 1879. S. 184.

Werk vollbracht, sucht er andere Orte der Verehrung auf, breitet dort ein Tuch oder Fell wie eine Matte aus und sinkt in Anbetung auf seine Knie nieder, während er mit der Stirn die Erde berührt. . . Unterdessen ist es Zeit geworden, den Bettelnapf zur Hand zu nehmen und die Runde anzutreten. Bei dem Rundgang muß der gesittete Mönch natürlich die Regeln des Decorums sorgfältig wahren und vor allem den Anblick von Frauen, Elephanten, Pferden, Wagen und Soldaten zu meiden suchen. . . Zu Hause angelangt, legt er das Kleid an die Stelle, wohin es gehört, setzt für den Obern einen Stuhl hin, wäscht dessen Füße, giebt ihm einen Zahnstocher und bietet ihm die empfangene Nahrung an. Vor dem Essen muß er passende Verse oder Sprüche für sich aufsagen. . . Nach der Mahlzeit wird der Topf gewaschen, getrocknet und weggestellt; ein Oberer oder Lehrer thut dies nicht selbst, da die Arbeit ihm von einem Jüngern abgenommen wird. Der letztere bereitet sich nun vor, seine tägliche Ausspannung anzutreten; er wäscht vorerst sein Gesicht, zieht das Obergewand an, grüßt den Obern und sucht einen stillen und kühlen Ort im Umkreise auf. Dort bleibt er eine Weile, indem er passende Strophen für sich her aufsagt und in der Stille darüber nachdenkt, ob und inwiefern er in der Erfüllung seiner Pflichten etwas unterlassen habe; dort ist auch zugleich der Ort, wo er sich in der Erweckung der Stimmung allgemeinen Wohlwollens zu üben hat. Nachdem er eine Weile geruht hat, beginnt er zu studiren, d. h. ein Buch der heiligen Schrift zu lesen oder abzuschreiben. Der Tag wird gewöhnlich mit der Verlesung eines Kapitels aus den heiligen Büchern beschlossen." [1] Zweimal im Monate kommen die Mönche zum Patimokkha zusammen, zu einer Art Kapitelversammlung, bei welcher die Regeln des Ordens verlesen werden, jeder seine Fehltritte gegen dieselben bekennt und Lossprechung erhält, worauf Buddha gepriesen, das Bekenntniß des Glaubens an sein Gesetz erneuert und das Ganze mit einem Gesange beschlossen wird.

Wird aber einem Mönche das Klosterleben zu hart, so kann er jederzeit austreten. In der That ist auf Ceylon die Zahl derer, welche auf kurze Zeit im Kloster waren, ebenso groß, wie die Zahl derer, die zeitlebens Mönche bleiben, gering ist. Auch sonst ist der religiöse Eifer auf der Insel nicht sehr groß, wie schon der übermäßige Genuß des Arrak beweist, der doch in einem der fünf Hauptgebote des Buddhismus streng untersagt ist.

---

[1] Kern, Buddhismus. II. S. 152 f.

8. Die Bewohner Vorderindiens.

Vorderindien ist das Geburtsland des Buddhismus, und eine Zeitlang schien es, als ob die Lehre des Sakya-Weisen die alte vedische Religion verdrängen würde. Indessen verlor der Buddhismus seit dem 7. und besonders seit dem 8. Jahrhundert n. Chr. nach und nach seinen Halt in Indien. Zwar behauptete er sich in einzelnen Gegenden bis ins 11. oder 12. Jahrhundert; aber nach hartnäckigem Widerstande mußte er das Feld räumen und ganz Indien, mit Ausnahme von Nepal, an die früheren Götter zurückgeben.

Freilich sind in der indischen Religion die Spuren des buddhistischen Einflusses nie ganz verwischt worden. Buddha selbst wurde unter die Götter aufgenommen und als eine Erscheinungsform des Vischnu erklärt. Es bildete sich die Secte der Buddha-Vischnuisten, welche die Verehrung des Buddha und Vischnu sowie die Lehren der Buddhisten und der Brahmanisten miteinander zu vereinigen suchten. Der den Indern so heiligen Stadt Benares am Ganges sind buddhistische Spuren bis heute unverwischbar aufgedrückt. Bau- und Bildwerke und Inschriften erinnern an den Königssohn von Kapilavastu, der jetzt dort als Gott verehrt wird, freilich wenig beachtet unter zahlreichen mächtigeren Nebenbuhlern. Edwin Arnold erzählt, wie er zu Benares in ein kleines Heiligthum eintrat und dort ein Buddhabild fand, welches von Hindu-Frauen eifrig verehrt wurde, um Kindersegen zu erlangen. Aehnliches findet sich überall in jenen Landstrichen des nördlichen Indiens, an welche sich die Legenden aus Buddha's Leben knüpfen.

1. Der Hinduismus. Viel wichtiger ist indes die innere Veränderung, welche in der alten indischen Religion unter der Einwirkung des Buddhismus vor sich ging. Der Glaube sank auf eine viel tiefere Stufe hinab, welche man im Gegensatz zum frühern Brahmanismus als Hinduismus zu bezeichnen pflegt. Götter, welche ehemals wenig verehrt worden waren, traten jetzt in den Vordergrund, besonders Vischnu und Siva. „Eine Linie, durch die beiden Küstenstädte Bombay und Madras gezogen, theilt Indien in zwei Confessionslager: in der kleinern südlichen Hälfte ist Siva Hauptgott, nördlich davon ist Vischnu Volksgott.“ [1] Doch werden die beiden Götter fast überall nebeneinander verehrt; nur ist

[1] Indien in Wort und Bild. Von Emil Schlagintweit. Leipzig 1880. I. S. 167.

der Cult des einen oder des andern in den verschiedenen Gegenden vorwiegend. Der Haß, mit welchem die beiden Religionsparteien einander verfolgten, ist einer gewissen Duldung gewichen. Immerhin sagt Freiherr von Hübner von den Brahminen in Condscheveram: „Diese heiligen Leute sind in zwei große Parteien getheilt — die Anhänger des Vischnu und des Siva, die wieder in kleinere Secten zerfallen, — und befeinden einander ohne Aufhören, selbst innerhalb des Tempelbezirkes, der infolge dessen oft der Schauplatz blutiger Schlägereien wird." [1]

Siva ist der Gott der Zeugung und der Zerstörung; er ist der Mahadeva, der „große Gott" schlechthin und gilt vorzüglich als ein gewaltiges, schreckenerregendes Wesen. Sein Sinnbild ist das Feuer, dessen Hitze ja auch zugleich belebend und verderbend wirkt [2]. Sein Cult, in den viele fremde Elemente eindrangen, artete zu wüsten Orgien aus, bei denen nur Eingeweihte zugegen sein durften. Sivas Gemahlin, meist unter dem Namen Kali („Schwarze")-Durga („Fruchtbare"), ist ebenfalls gütig und schrecklich zugleich, doch hauptsächlich das letztere. Ihr wurden ehedem Menschenopfer dargebracht. Sie ist die am höchsten verehrte Göttin und wird deshalb auch einfach Devi („Göttin") genannt.

Viel weiter verbreitet ist die Verehrung des Vischnu, der gleichsam als die personificirte Liebe zu allen Wesen, als eine durchaus gütige Gottheit angesehen wird. Seine Verehrung nahm besonders im 15. Jahrhundert n. Chr. einen großen Aufschwung. Von seinen zehn Erscheinungen auf Erden ist die achte am meisten berühmt, in welcher er als Krischna („der Blaue") unter den Menschen wandelte und mit bösen Wesen kämpfte, aber auch zahlreiche galante Abenteuer hatte, die ihn zum Lieblingsgott der Inder machten. Mit ihm in seinem Paradiese wohnt die Göttin Sri oder Lakschmi, die Göttin der Schönheit und Fruchtbarkeit, welcher die Kuh und die Lotusblume heilig ist.

Das dritte Götterpaar ist Brahma mit seiner Gemahlin Sarasvati, die aber vom Volke wenig verehrt werden. Alle drei Götter zusammen bilden die sogen. Trimurti. „Es ist dabei an keine ideale Dreieinigkeit zu denken, wie im Christenthum, sondern die Dreigestalt von Göttern, von denen der erste Gott (Brahma) ein Product der priester-

---

[1] Through the British Empire. I. p. 427.

[2] Unter den Siva-Verehrern verdient eine besondere Beachtung die um 1000 n. Chr. gestiftete Secte der Lingaiten. Vgl. über dieselbe „Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibel-Gesellschaften", Jahrg. 1853, Heft 1, S. 65 ff.; Jahrg. 1854, Heft 1, S. 102 ff.; Heft 2, S. 133 ff.

lichen Reflexion, die beiden anderen aber, jeder im Kreise seiner Verehrer, beim Volke großes Ansehen genießen, verdankt ihre Entstehung dem Bestreben, äußerlich die verschiedenen im Brahmanismus vertretenen Religionselemente als eine Einheit hervortreten zu lassen." „Von Trimurti wird in Europa mehr gesprochen als in Indien, im Hindu-Cultus suchen wir vergebens nach Trimurti-Tempeln und -Festen." [1]

Die indische Religion wurde hauptsächlich dadurch so verdorben, daß Vischnuiten und Sivaiten sich in Zugeständnissen an den Aberglauben des Volkes überboten, um dadurch dasselbe für sich zu gewinnen. Wie groß die Zahl der Götter ist, die jeder nach Belieben verehrt, weiß niemand zu sagen. Hindu-Schriftsteller geben die Zahl auf 330 Millionen an. Alles wird vergöttert, und nicht an letzter Stelle die Thiere, vorzüglich Kühe, Schlangen und Affen. Hanuman, der König der Affen, ist eine der am meisten verehrten Gottheiten. Einen Affen oder eine Kuh zu tödten, hält ein Inder für ein viel schrecklicheres Verbrechen als den Mord eines Menschen. Das Heidenthum ist eben in Indien durch alle Stufen der Entwicklung bis zur äußersten Entartung hindurchgegangen. Von der einen Seite hat es sich in manchen seiner Tempel Cultusstätten geschaffen, welche auch den europäischen Reisenden Staunen abnöthigen; andererseits aber zeigt eben die Art des Cultus, wie wenig auch ein sonst hochgebildetes Volk sich aus eigenen Kräften in religiöser Beziehung vor den allergröbsten Verirrungen zu bewahren vermag. Ganz abgesehen davon, daß einzelne Secten die widerlichste Zügellosigkeit als Religionsübung betrachten, können die Darstellungen der Götter und die Art ihrer Verehrung jeden gesunden Sinn nur anekeln.

Ob die Witwenverbrennung eine religiöse Bedeutung hatte, ist ungewiß; aber gewiß ist, daß diese gräßliche Sitte durch die Religion nicht gehindert wurde und noch in diesem Jahrhunderte jährlich Hunderte von Opfern forderte und von der englischen Regierung nur mit Mühe unterdrückt werden konnte. Religiöse Bedeutung hat jedenfalls der Selbstmord, wie er früher z. B. in großem Maßstabe in Puri stattfand. Dort wird Vischnu unter dem Namen Dschaggernath („Weltbeherrscher") in der Gestalt eines unförmlichen Götzenbildes verehrt [2]. Um den Hauptgötzen stehen 120 andere Idole in verschiedenen Räumen herum. Einmal im Jahre wird der Dschaggernath auf einem über 25 m

[1] E. Schlagintweit, Indien. I. S. 69 u. 173.
[2] Abbildung in den „Katholischen Missionen", 1879. S. 85.

hohen, sechszehnräderigen Wagen durch die Stadt gefahren, wobei ehedem „Hunderte von blutigen Menschenopfern sich selbst in die Schwerter stürzten und von dem Triumphwagen der Brahmanengötzen zerquetschen ließen, um die Heiligkeit nach dem Tode zu erlangen“[1]. Doch hat der Fanatismus in unserer Zeit bedeutend abgenommen, wohl zumeist weil die Regierung den Ausbrüchen desselben einen Damm entgegenzusetzen sucht.

Aber auch jene Religionsübungen, die sich von diesen äußersten Greueln fernhalten, sind nichts weniger als herzerhebend und geistbildend. Hören wir, wie einer der neuesten Reisenden, der sich gewiß bemüht, alles im mildesten Lichte anzuschauen, den Eindruck schildert, welchen die Stadt Benares auf ihn gemacht hat:

„Wir kommen in die Hindu-Stadt. . . Häßliche Götzenbilder, die an den Mauern der Häuser und Heiligthümer befestigt sind, starren einen mit ihren dummen und schläfrigen Augen an. Die Broncethüren der Tempel dagegen sind Wunderwerke der Kunstfertigkeit. Die dargestellten Gegenstände sind aber immer dem Hindu-Olymp entlehnt. Alle Mittel der Kunst werden auf die Darstellung von Ungeheuern verwendet. Eine bunte Menge, Brahminen, Tänzerinnen, Andächtige aus der Stadt, Pilger aus weiter Ferne sitzen auf den Stufen des Tempels und füllen die gewundenen Wege, die zu diesem führen. In kleinen Buden werden Nippsachen aus Neusilber, Stein, Stuck und Pappdeckel verkauft, die als Weihgeschenke dienen sollen. Auch werden Götzenbilder zum Verkauf ausgeboten, die aus schwarzem Stein, Marmor oder Gips gemacht sind. In kleinen, nach der Straße offenen Werkstätten werden echte Götter fabricirt. Die Pandits (Gelehrten) geben die Thatsache zwar nicht zu, aber das Volk hegt keinen Zweifel an der wirklichen Göttlichkeit dieser Erzeugnisse der Brahminen-Industrie. Obschon die Sonne niemals bis hierher durchdringt, herrscht doch in diesem Labyrinth enger, von hohen Häusern umgebener Gassen eine glühende Atmosphäre. Eine dichte Menge ist in der schmalen Durchfahrt zusammengedrängt, und vier bewaffnete Polizisten können uns mit Mühe einen Weg bahnen. Ich werde nicht verweilen bei dem Schmutz und den mephitischen Dünsten eines Tempels, dessen Hof als Aufenthaltsort heiliger Kühe benutzt wird. Man wird mich auch nicht der Respektlosigkeit beschuldigen, wenn ich mich schleunigst zurückziehe. Wenige Schritte weiter steht Bischeswar oder der goldene

[1] Ritter, Erdkunde. VI. S. 546.

Tempel, der so genannt wird, weil seine Kuppeln und der mittlere Thurm über dem Heiligthum mit vergoldetem Kupfer bedeckt sind. . . Eine Schaar Frauen füllt das Innere des Tempels. Sie bringen Blumenopfer dar, machen Verbeugungen, beten und schwätzen. Eine große Glocke im Hof mischt beständig ihren dumpfen Ton unter das verworrene Gemurmel menschlicher Stimmen. Hinter dem Tempel ist der heilige Brunnen Manibarinka, der, wie man mir sagt, mit dem Schweiße des Vischnu gefüllt ist. Eine Menge Männer und Weiber werfen Blumen hinein. Der Fäulnißgeruch des stehenden Wassers und der modernden Pflanzenstoffe zwingt uns, auf eine Thüre zuzueilen, die sich nach einem kleinen Platze öffnet. Als ein Stück Landschaftsbild kann nichts anziehender und malerischer sein als dieser kleine, unregelmäßige Raum, der von heiligen Gebäuden umgeben und von den Kuppeln und Pyramiden des goldenen Tempels überragt wird. In der Mitte steht auf einem niedern Sockel das Kolossalbild einer Kuh, das aus einem Blocke gehauen ist. Wenige Schritte davon sitzt eine Gruppe Fakire um das ‚ewige Feuer'. Vierzig Tage und vierzig Nächte müssen diese Männer ununterbrochen dort sitzen bleiben, ohne sich zu rühren. Die Hitze des Feuers zusammen mit der Sonnenhitze während des Tages hat keine Wirkung auf die Andächtigen, die einer andern Welt anzugehören scheinen. Ungefähr nackt, das Gesicht wie mit einer Maske von Staub und Schweiß überkrustet, das Haar ungescheitelt und ungekämmt, sehen sie eher Götzen als menschlichen Wesen ähnlich. Einer von ihnen heftet sein lebloses Auge auf mich. Er ist ein ganz junger Mann. Die Locken der geflochtenen Haarmasse, steif und wie zusammengeleimt, stehen aufrecht auf seiner niedern und vorzeitig gefurchten Stirn. Er ist regungslos wie eine Bildsäule. Mich wundert, ob auch nur ein Hauch von Leben in diesem Bündel fleischloser Gebeine und verdorrter Glieder, in diesem nackten und scheinbar leblosen Körper wohnt. Was geht in dem Gehirn und Herzen dieser Heiligen des Hindu-Volkes vor? Sie sind, sagt man mir, entweder Heuchler oder Schwärmer. Aber diese baldfertigen Erklärungen erklären nichts. Für mich sind diese Männer lebende Räthsel, und ich schaue mich vergebens nach der Sphinx um, die mir den Schlüssel geben kann oder will." [1] Diese wenigen Züge schildern uns das religiöse Leben der Inder besser, als lange theoretische Erörterungen es vermöchten. Die übrigen heiligen Gebräuche, Gebete, Hersagen heiliger Sprüche, Baden in heiligen Wassern, besonders im

[1] B. v. Hübner, Through the British Empire. II. p. 170 ss.

Ganges, Gebrauch von Kuhmist und Kuhurin, die verschiedenen Arten der Opfer, der Bußübungen und der Wahrsagerei[1] sind oft genug geschildert worden, so daß eine Wiederholung an dieser Stelle nicht nöthig ist.

Ebenso wenig ist es erforderlich oder auch nur möglich, alle einzelnen Secten des Hinduismus zu beschreiben[2]. Die große Verkommenheit und Widersinnigkeit der meisten derselben hat schon mehrmals denkende Hindus veranlaßt, eine Reform zu versuchen. Der letzte derartige Versuch, der mit einem gewissen Erfolge gekrönt wurde, ging aus von Rammohun Roy (geb. 1774 oder 1775, † 1833), der in Calcutta die „Gesellschaft Gottes", Brahmo-Samadsch-Gemeinde, gründete. Er läugnete die Vielheit der Götter sowie die Menschwerdung Gottes. Darum wollte er in Jesus Christus zwar einen Propheten anerkennen und bewunderte die Erhabenheit seiner Lehre, aber seine Göttlichkeit verwarf er. Im Anschluß an diese Lehren sind in Indien mehrere Secten entstanden, die ähnlichen Anschauungen huldigen. Ob dieselben eine Vorstufe zum Christenthum bilden oder an ihrer innern Kraftlosigkeit zu Grunde gehen werden, muß die Zukunft lehren. Letzteres war das Schicksal aller früheren Secten, welche sich aus dem Polytheismus zu einer reinern Gottesanschauung emporzuarbeiten suchten.

2. Die Sikh-Religion. Eine solche Secte waren die Sikh, die bis zum Jahre 1849 im Pendschab einen eigenen Staat bildeten. Stifter der Sikh-Religion ist Nanak, geboren im Jahre 1469 in dem Dorfe Talvandi, nicht weit von Lahore[3]. Sein Leben ist selbstverständlich in einen Mythenkreis eingehüllt, aus welchem soviel mit Gewißheit zu erkennen ist, daß Nanak von früher Jugend an keine äußeren Beschäftigungen liebte, sondern so in sich gekehrt und in Betrachtungen versunken war, daß seine Familie ihn für einen Narren hielt, während er sich von Gott selbst zum Propheten berufen glaubte. Er vertheilte seine Habe unter die Armen, verließ Haus und Familie, und zog in Begleitung des Bettlers und Musikanten Mardana predigend umher. Seine Anhänger nannten sich Sikh („Schüler"), während er selber Guru („Meister") hieß. Die Guruwürde übertrug er bei seinem Tode auf seinen Schüler Angad. Seine Lehre hat er in Versen niedergelegt, welche zugleich mit den Ge-

[1] Vgl. Die Wahrsagerkünste der Hindu's. Von Missionär G. Kies in Guledgudd. Im „Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibel-Gesellschaften", Jahrg. 1856, Heft 3, S. 68 ff.

[2] Vgl. Artikel Indien bei Ersch und Gruber. S. 209 ff.

[3] Vgl. Die Religion der Sikhs. Von Ernst Trumpp. Leipzig 1881.

dichten seiner Nachfolger zum heiligen Granth (Buch) der Sikh vereinigt wurden.

Nanak war selbst kein schöpferisches Genie, seine Sprache war mittelmäßig, seine Gedanken dunkel, was freilich von seinen Schülern als ein Beweis für ihre tiefe Weisheit aufgefaßt wurde. Aber „er war nach allem, was wir von ihm lesen, mild, freundlich und mitleidig, und da er von einem heiligen Eifer beseelt war, das in die tiefste Unwissenheit und Aberglauben versunkene Volk zur Verehrung des Einen höchsten Wesens zurückzurufen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn der einfache, ungelehrte Fakir (Bettler) in seinem grotesken Aufzug, begleitet von seinem Spielmann Mardana, die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zog, der mit unerschütterlichem Selbstvertraueu sich für den wahren Guru erklärte, der die, die sich seiner Leitung anvertrauen wollten, über den Ocean der individuellen Existenz hinüberzuführen versprach“[1].

Nanaks Auftreten war vorbereitet worden durch die Reform des Sufi Kabir, eines geborenen Mohammedaners, der sich aber dem Hindu-Lehrer Ramanand anschloß und so gewissermaßen Mohammedanismus und Hinduismus in seiner Person und seiner Lehre vereinigte. Er durchschaute die Schwächen beider Systeme, die Starrheit des Allahcultus und die Narrheit des indischen Pantheons. Er gründete deshalb einen neuen Panth (Weg = Religionssystem), dessen Anhänger bis heute noch im Nordwesten Indiens als Kabir Panth fortbestehen und nur Einen Gott verehren.

Nanak nahm die Ideen Kabirs in sich auf und behauptete demgemäß: „Es gibt keinen Hindu und keinen Muselmann“, sondern alle sollen Verehrer des Einen wahren Gottes sein. Ein großer Theil der Sprüche Kabirs ist in das heilige Granth aufgenommen, wodurch die Abhängigkeit genugsam gekennzeichnet ist.

Als Nanak starb, war die Zahl seiner Anhänger noch gering; aber er gab denselben eine feste Einheit durch die Einsetzung eines neuen Guru, was von um so größerer Bedeutung war, als sich die Lehre ausbildete, der Geist des Nanak gehe in jeden folgenden Guru über. Der fünfte Guru, Ardschun (1581—1616), sammelte das Granth und ordnete an, daß alle Sikh eine Steuer an den Guru zu entrichten hätten. Der zehnte Guru, Govind Singh (1675—1708), organisirte seine Anhänger militärisch, drang auf vollständige Scheidung von den Hindu und Moham-

[1] Trumpp a. a. O. S. 14.

medanern und schrieb deshalb für die Sikh eine eigene Tracht vor. Er verfaßte sogar ein neues, kriegerisches Granth, das aber nie zum Ansehen des frühern Granth gelangte. Es glückte ihm zwar nicht, seine Pläne vollständig durchzuführen, aber „er hat mehr als irgend einer seiner Vorgänger dazu beigetragen, die Sikh zu einem Soldatenvolke umzuschaffen, dem nichts anderes mehr übrig blieb, als auf der betretenen Bahn weiter zu gehen oder vernichtet zu werden"[1]. Zuerst entstand unter stetigen Kämpfen, besonders mit den Mohammedanern, eine Sikh-Republik und dann am Ende des vorigen Jahrhunderts unter Randschid Singh eine Sikh-Monarchie. Nachdem dieser im Jahre 1839 gestorben war, riß unter seinen Nachfolgern eine Verwirrung ein, welche zu Verwicklungen mit den Engländern und zur Annectirung der Sikh-Staaten durch diese führte (1849). Mit dem Zusammenbruch der politischen Macht verlor auch die Sikh-Religion ihre Bedeutung. Der Hinduismus erobert das verlorene Gebiet Schritt um Schritt zurück, und die Sikh sind nur mehr eine der vielen Hindu-Secten.

Das Hauptdogma Nanaks war die Lehre von der Einheit Gottes.

„Wen soll ich den Zweiten nennen? Es gibt keinen.
In allem ist jener Eine, Höchste."

Das höchste Wesen wird zuweilen Brahma oder Paramesur („höchster Herr") genannt, gewöhnlich aber Hari, Rama oder Govinda, drei Beinamen, welche in der Hindu-Mythologie Vischnu trägt. Dieses Wesen ist unerschaffen, ewig, übersinnlich, der Hervorbringer aller Dinge. Doch wird dieses Hervorbringen meistens im pantheistischen Sinne als eine Emanation gefaßt und die übrigen Wesen ausdrücklich als eins mit Hari bezeichnet. Das ist nicht wunderbar bei einer Lehre, die sich ihrem speculativen Theile nach durchaus an den spätern Brahmanismus anlehnt.

Für die praktische Religionsübung aber ist Gott ein persönliches Wesen, „sehr weise, bekannt mit den Geheimnissen des Herzens, gütig, barmherzig, gerecht".

„Du bist mein Vater, du bist meine Mutter,
Du bist mein Neffe, du bist mein Bruder,
Du bist mein Beschützer an allen Orten.
Was sollte ich mich fürchten und grämen, o Herr?"

Die Götter der Hindu werden nicht geläugnet, sondern als Mittelwesen zwischen dem höchsten Herrn und den Menschen betrachtet. Die

[1] Trumpp a. a. O. S. 49.

Seele des Menschen ist ganz wie in der Lehre der Brahminen ein Funke des göttlichen Wesens, der nach vielen Wanderungen zu seinem Ursprung zurückkehrt, wie der Tropfen zum Ocean. Der jedesmalige Zustand des Menschen ist die Frucht der vorausgegangenen Werke. Je besser die früheren Werke, in einem desto höhern Zustande wird die Seele wiedergeboren, bis sie endlich von der Maya (der Scheinwelt) befreit und vom Absoluten absorbirt wird. Doch denkt sich das Volk Gott immer als ein selbstbewußtes Wesen, zu dem es dereinst zu gelangen hofft. „Praktisch haben daher die Sikh im Verlaufe der Zeit die Anbetung eines einzigen, persönlichen Gottes aufgenommen, mit Ausschluß aller Hindu-Götter, und das Volk hat kaum eine Ahnung von den pantheistischen Definitionen des Absoluten, wie sie sich im Granth finden.“ [1]

Die Uebung der guten Werke wird genau in der Weise empfohlen, wie im Brahmanismus; nur mit dem Unterschiede, daß kein Werk im Stande ist, unmittelbar zur Erlangung des Endzieles zu verhelfen. Das vermag allein das Aussprechen des Namens Hari's (Rams, Govinds), das sofort die Seele von aller Sünde reinigt und von aller Wiedergeburt befreit. Doch kann man diesen Namen sich nicht selbst aneignen, sondern muß ihn vom Guru empfangen. Der Guru aber gibt den Namen nur den Auserwählten. Der Guru ist der Mittler zwischen Hari und den Menschen; was er thut, wird von Hari bestätigt. Bei der Einweihung sagt der Guru dem Schüler den Namen Hari's ins Ohr und ermahnt ihn, denselben stets zu murmeln. Damit ist die Erlösung besiegelt und der Betreffende wird nie wiedergeboren. Kasten und Mönchsleben haben keinen Werth; denn auch der niedrigste Mensch kann durch das Aussprechen des Namens Hari in einem Augenblicke der vollständigen Befreiung theilhaftig werden. Später wurden noch einige Ceremonien eingeführt, die jedoch höchst einfach waren, und gewisse Gebete vorgeschrieben, anstatt deren die Sikh bloß zu sagen pflegten: Sati akal, siri Guru! „Wahrhaftig der Zeitlose, der heilige Guru“. Diese Worte, meinte man, ersetzten jegliches Gebet.

Die Sikh-Religion zerfiel in fünf größere und mehrere kleinere Secten. In neuerer Zeit haben manche Sikh sich dem Atheismus und Materialismus in die Arme geworfen, während einige sich dem Christenthume zuwandten. Wie die Secten einander befehdeten, so waren alle Sikh einig im Hasse gegen Andersgläubige, besonders gegen die Mohammedaner und die Dschaina. Diese letzteren werden als Nihilisten (Nastika) eigens verflucht.

---

[1] Trumpp a. a. O. S. 111.

3. Der Dschainismus ist eine Anleitung zur Glückseligkeit, die fast vollständig mit dem Buddhismus übereinstimmt, so daß viele[1] denselben für eine der späteren buddhistischen Secten halten. „Es ist mir höchst wahrscheinlich," sagt Benfey, „daß das Dschainathum zu einer Zeit aus dem Buddhismus hervortrat, in welchem dieser in einem Zustande der Degeneration sich befand." Die Dschaina selbst dagegen bestehen darauf, daß sie älter seien als die Buddhisten; und hierin geben ihnen manche Gelehrte[2] Recht. So schreibt Professor H. Jacobi: „Woher kommt es, daß so viele Schriftsteller geneigt sind, der Dschaina-Secte ein anderes Alter und einen andern Ursprung zuzuweisen, als aus ihrer eigenen Literatur hergeleitet werden kann? Der naheliegende Grund ist die wirkliche oder scheinbare Aehnlichkeit, welche europäische Gelehrte zwischen dem Dschainismus und Buddhismus entdeckt haben. Zwei Secten, die so viel gemeinsam haben, konnten, meinte man, nicht unabhängig voneinander entstehen, sondern die eine muß nothwendig aus der andern hervorgegangen sein oder sich von derselben abgezweigt haben. Diese aprioristische Meinung hat das Urtheil mancher Kritiker beeinflußt und thut es noch. Ich werde im Folgenden versuchen, dieses Vorurtheil zu zerstören und den heiligen Büchern der Dschaina jenes Ansehen und jene Glaubwürdigkeit zuzueignen, auf welche sie Anspruch haben."[3]

Professor Jacobi macht dann durch äußere und innere Gründe wahrscheinlich, daß der Dschainismus und Buddhismus nicht innerlich voneinander abhängen, sondern vielmehr ihre gemeinsame Wurzel im Brahmanismus haben, und daß der Ursprung des heutigen Dschainismus etwas früher anzusetzen ist als der des Buddhismus, während der Canon der Dschaina in dem Zeitraum zwischen den ältesten buddhistischen Pali-Werken (Dhammapada) und dem Canon der nördlichen Buddhisten zu stande kam, genauer gegen den Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr. Selbstverständlich wurden die dschainistischen Bücher so gut wie die buddhistischen erst viele Jahrhunderte später niedergeschrieben. Die endgiltige Redaction des Canons (Siddhanta) fand statt im Jahre 454 oder 467 n. Chr.[4] Professor Oldenberg hat nachgewiesen, daß der Stifter der Dschaina-Secte vor Buddha gestorben ist[5], und Kern schließt sich dieser

---

[1] U. a. Benfey, Wilson, Lassen, Weber, Barth.

[2] So schon Colebrooke und Stevenson; sodann Jacobi, Bühler, de Willoué.

[3] Dschaina Sutras. Translated by Hermann Jacobi S.B.E. Vol. XXII. p. IX sq. [4] A. a. O. p. XXXVII.

[5] Zeitschrift der deutsch-morgenländischen Gesellschaft. XXXIV. S. 749.

Meinung an: „Die Untersuchungen der letzten Zeit haben ans Licht gebracht, daß der anerkannte Stifter des gegenwärtig noch bestehenden Dschainismus, Vardhamana, genannt Jnataputra und gewöhnlich mit dem Titel Mahavira, d. h. großer Held, großer Mann bezeichnet, ein älterer Zeitgenosse des Buddha war.“ [1]

Mahavira ist nach der Lehre seiner Anhänger eigentlich nur der letzte in der Reihe der großen Lehrer, da ihm andere Dschinas vorausgingen, wie dem Sakya-Muni andere Buddhas. Dschina = Sieger hat dieselbe Bedeutung wie Buddha; denn es bezeichnet einen Mann, der zur höchsten Stufe der Vollkommenheit gelangt ist. Daher trägt auch Buddha selbst häufig den Beinamen Dschina. Dschaina ist so viel wie Dschinisten, d. h. Verehrer der Dschinas, wie Bauddha = Buddhisten, d. h. Verehrer der Buddhas.

Mahavira wurde geboren in Kundagrama, nicht weit von Vesali. Er soll der Sohn eines mächtigen Königs gewesen sein, was aber wie bei Buddha nichts weiter bedeutet, als der Sohn eines reichen Gutsbesitzers. Sein Vater hieß Siddhartha, seine Mutter Trisala. Mahavira war vermählt mit Yasoda und lebte mit ihr, wie es scheint, im Hause seiner Eltern bis zum Tode seines Vaters. Dann trat er, 28 Jahre alt, in den Mönchsstand und übte sich zwölf Jahre lang in den größten Strengheiten und in steter Betrachtung der Wahrheit. Diese Zeit hielt Vardhamana nicht gleich Buddha für verloren, sondern er war und blieb der Ueberzeugung, daß die Ascese zur Erlösung nothwendig sei. Nach Verlauf der zwölf Jahre besaß er die Fülle der Weisheit, war allwissend und trägt von da ab die Titel Vira = Held, Mahavira, Dschina, Tirthakara = Wegweiser oder Lehrer u. s. w. Dreißig Jahre verwendete er dann noch auf die Predigt und auf die Gründung seines Ordens und starb in Papa.

Die Legende Mahavira's wird erzählt im Anfange des Kalpa Sutra, welches die Lebensgeschichten der Dschinas enthält. Sie ist der Legende Buddha's sehr ähnlich, wie denn die Legenden aller indischen Asceten in den Hauptzügen einander gleichen, da es einem Inder von vornherein feststeht, wie das Leben eines vollkommenen Mönches gewesen sein muß. Das allgemeine Schema ist gegeben, und die Legende hat nur die einzelnen Fächer auszufüllen.

Die Dschaina sind wie die Buddhisten eigentlich ein Mönchsorden (Sadhus oder Yatis); denn die Laien (Sravakas) haben nur die Bedeutung von Almosengebern. Deshalb ist auch nur den Mönchen Erlösung

[1] Kern, Buddhismus. I. S. 17.

unmittelbar erreichbar; die guten Werke der Laien bahnen nur den Weg zu einer bessern Wiedergeburt. Die Mönche müssen fünf Gelübde ablegen:

1. Kein lebendes Wesen zu tödten.
2. Nicht zu lügen.
3. Nichts zu nehmen, was ihnen nicht gegeben wird.
4. Sich allen geschlechtlichen Umgangs zu enthalten.
5. Aller Anhänglichkeit an weltliche Dinge zu entsagen [1].

Die Dschaina ziehen wie die Buddhisten bettelnd im Lande herum, nur zur Regenzeit müssen sie an einem bestimmten Orte bleiben. Diese heilige Zeit heißt Padschusan und für dieselbe sind besondere Regeln vorgeschrieben [2]. Zur Tilgung der Schuld ist das Bekenntniß derselben angeordnet. Beiden Gemeinschaften ist auch das Verwerfen der Veden eigenthümlich, an deren Stelle sie einen neuen Canon gesetzt haben, der bei den Dschaina in elf Theile oder Angas zerfällt. Der erste Theil, Adscharanga Sutta, enthält Vorschriften über das klösterliche Leben und zerfällt in zwei Bücher, von denen das erste als das älteste Stück des Dschaina-Canons angesehen wird. Dschaina und Buddhisten gemeinsam ist auch die große Verachtung des Weibes, welches sie als die Quelle alles Unglücks betrachten [3].

Doch gibt es auch wesentliche Unterschiede zwischen Dschaina und Buddhisten. Die strengere Secte der Dschaina, Digambara (mit Luft bekleidet) genannt, pflegten, um sich gegen die Wirkungen des Wetters unempfindlich zu machen, keine Kleider zu tragen. Diese Sitte wird in den buddhistischen Büchern oft mit Abscheu erwähnt [4]. Ueberhaupt halten die Buddhisten auf Selbstpeinigungen nichts, während dieselben unter dem Namen Tapas bei den Dschaina im höchsten Ansehen stehen. Wegen einer dieser Uebungen, nämlich wegen des Gebrauches, sich zur Abtödtung die Haare auszureißen, werden die Dschaina auch wohl spottweise „Haarpflücker", Lunchitakesas, genannt.

In Bezug auf den mehr speculativen Theil der Lehre wollte Buddha von dem Atman der Brahminen nichts wissen. Ihm ist die Welt nichts als eine stets wechselnde Verbindung der fünf Skandhas oder Elemente ohne substantielle Unterlage. Die Dschaina dagegen bekennen sich zur Lehre vom Atman, d. h. von einem der äußern Scheinwelt zu Grunde liegenden unwandelbaren Sein. Aus dem Atman kommen die Seelen und zum Atman gehen sie zurück, nicht nur die Menschenseelen, sondern auch

---

[1] S. B. E. XXII. p. 202 ss. [2] A. a. O. p. 296 ss.
[3] A. a. O. p. 21. [4] Kern, Buddhismus. I. S. 142. 222.

die Seelen der Thiere, der Pflanzen, der Erde, des Wassers, des Feuers u. s. w.; denn jedes Wesen ohne Ausnahme hat eine Seele (Dschiva). Diese Lehre ist das gerade Gegentheil der buddhistischen Metaphysik. Solcher Gegensätze gibt es noch manche[1].

Indessen interessiren uns hier diese metaphysischen Spitzfindigkeiten weniger; was aber die Gottesidee anbelangt, so sind die Dschaina als Philosophen so gut wie die Buddhisten Agnosticisten, und beide werden von den übrigen Indiern als Nastika, „Nihilisten" bezeichnet. Die Dschaina als Philosophen; denn das Volk, welches dieser Secte angehört, verehrt einfach die Hindu-Götter, besonders den elephantenköpfigen Gott der Weisheit Ganesa und Krischna unter dem Namen Vasudeva; nur sind diese den Mahaviras als den höchsten Wesen untergeordnet. In den Dschaina-Tempeln werden die Bilder der Dschinas aufgestellt und verehrt, wie in den Bauddha-Tempeln die Bilder der Buddhas und Bodhisattvas. Berühmte Dschaina-Tempel und Statuen gibt es in Ahmedabad und auf dem Berge Abu im Pendschab, wo der Dschainismus in den höheren Kreisen der Gesellschaft sehr verbreitet ist[2]. Kolossalstatuen ihrer apotheosirten Heiligen sind bei den Dschaina wie bei den Buddhisten beliebt[3].

Der Dschainismus hat übrigens im entferntesten nie die Bedeutung des Buddhismus erlangt und ist in vielen Gegenden Indiens den Verfolgungen seiner Gegner, besonders der Sivaiten, erlegen.

Außer den bisher besprochenen Cultusformen gibt es in Indien noch einige andere, wenig bekannte, welche kleinen, von den Hindu verschiedenen Stämmen angehören. So wohnen in einer Gebirgswildniß nördlich von dem Plateau von Dekan die Bhil, ein seiner Abkunft und seinen Bräuchen nach sehr eigenthümliches Volk, das sich früher auf das Raubhandwerk verlegte. Sie mögen sich zwar vielfach mit umwohnenden Hindu vermischt haben; aber dennoch ist nach den Berichten der Reisenden ein ursprünglicher Kern deutlich zu unterscheiden, der aus der Barbarei eines frühern Zeitalters wie eine wilde Völkerruine in die Gegenwart hineinragt.

Ihre Religion ist ebenfalls ein Gemisch aus ihren eigenen und verschiedenen von fremden Rassen entlehnten Gebräuchen. Aus dem Hindu-Pantheon haben sie besonders die Kali herübergenommen, der sie vor

[1] S. B. E. XXII. p. XXXIII. Vgl. über die Dschaina auch Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte. Freiburg 1887. I. S. 386 ff.
[2] B. v. Hübner, Through the British Empire. p. 32. 51. 56.
[3] Vgl. Ritter, Erdkunde. V. S. 734 u. 746.

allen Göttern Verehrung zollen. Außerdem erhält Hatipowa Opfer bei den Ackerfesten, Waghacha Kunwer gegen die Ueberfälle wilder Thiere, Halk Mata zur Erlangung guten Erfolges bei Raubzügen, Khorial Mata gegen die Krankheiten des Viehes, Behya Badschi um Regen u. s. w. Die Zahl der Götter ist sehr groß, die Idole unförmlich. Merkwürdig ist, daß sie um dieselben Thonbilder von Pferden aufstellen, wie denn überhaupt die Pferde in ihren religiösen Sagen eine bedeutende Rolle spielen. Die Opfer, Ziegen, Vögel, Oel, selten größere Thiere, bringen sie auf Steinblöcken unter Bäumen dar; denn Tempel haben sie nicht. Ihr großes Herbstfest Dasahara dauert neun Nächte, in der zehnten Nacht wird das Bild der Kali ins Wasser geworfen, und am zehnten Tage, der Siegestag heißt, der Göttin ein Opfer dargebracht. Auch ist bei ihnen ein gewisser Cultus der Heroen im Brauch, deren Thaten von fahrenden Sängern (Bhats) gepriesen werden. Die Barwa sind eine Art Schamanen, die in wilden Verzückungen weissagen, Hexen aufspüren, Krankheiten heilen, bei Raubzügen als Auguren dienen. Das Rauben selbst gilt den Bhil als eine Art Gottesdienst, und sie vertheidigen ihr Treiben mit den Worten: „Ich bin nicht schuldig, ich bin Mahadeva's (Siva's) Raubknecht." [1]

Ein ebenfalls sehr interessantes Volk sind die Toda in den Nilgiri-Bergen, ein sehr kräftiger, schöner Menschenschlag, der sich von jedem Einflusse der Hindu frei erhalten hat. Sie wohnen nicht in Dörfern beisammen, sondern familienweise in wenigen Hütten. Diese fern voneinander liegenden Weiler nennen sie Morrts. Sie leben hauptsächlich von Viehzucht, und jene Hütte, in welcher die Milchwirthschaft betrieben wird, ist zugleich das Tempelheiligthum, zu welchem keinem Fremden der Zutritt gestattet wird, weil das die Götter, Deotis, erzürnen würde. Auch die Frauen dürfen die heilige Milchkammer nie betreten. Götzenbilder haben sie nicht, wohl aber heilige Haine mit geweihten Hütten, Teriri genannt. Für jeden dieser Haine wird ein Priester, Polaul, und ein Gehilfe, Kapilaul, unterhalten, die schwarze Gewänder tragen. Die Tempelhütten heißen „Tempel der Wahrhaftigkeit". In denselben hangen Glocken, denen Milchlibationen dargebracht werden. Beim Beten wenden sich die Toda gen Himmel; ebenso erheben sie bei den Thieropfern Hände und Augen zum Himmel und rufen: „Möge das Opfer willkommen sein." Von dem Opferfleisch wird einiges verbraunt, das übrige gegessen. Bei den Todtenfeiern schlachten sie Kühe, welche den Verstorbenen in das

[1] Ritter, Erdkunde. VI. S. 607 ff.

große Land, Huma norr, begleiten sollen. Zuweilen versetzen sie sich in einen Zustand heiliger Raserei und fangen dann an, orakelartige Ermahnungen auszustoßen, z. B.: „Böses Geschlecht, wie lange willst du die Gaben des Himmels mißbrauchen? Diese Heerden wurden dir gegeben zu deinem Bedürfniß. Sie gaben dir Trank und Kleidung und was du bedurftest. Die Begierde nach Reichthum hat dich knechtisch gemacht. Die freien Gaben des Himmels willst du nur zum Verkaufe für Geld darbieten. Eine böse Seuche hat deine Heerde ergriffen. Schwarzes Gewölk hängt über dem Land deiner Väter." So haben also die Toda, weit entfernt, ein religionsloses Volk zu sein, wie man ihnen wohl nachgesagt hat, vielmehr eine Religion, die sich von der Verkommenheit des Hinduismus sehr vortheilhaft unterscheidet[1].

Ganz verschieden vom Hinduismus sind auch die religiösen Anschauungen der Kolh in Westbengalen. Sie verehren Sonne und Mond und andere wohlthätige oder schädliche Naturwesen. Vorzüglich suchen sie den Gott, welcher die Tiger überwacht, durch Opfer zu bewegen, daß er seine Schützlinge von ihren Dörfern fernhalte. Die Zauberei, besonders auch zur Heilung der Krankheiten, steht bei ihnen sehr im Schwunge. Vor dem bösen Geiste, Bonga, haben sie keine kleine Angst. Die Opfer pflegen sie in einem Sarna, heiligen Haine, darzubringen. Nur die vornehmen Kolh verehren auch die Hindu-Götter[2].

Viel grausamer ist die Religion der Konden, eines wilden Bergvolkes westlich von Madras, über welche ein Missionär im Jahre 1879 berichtete: „Sie bewohnen ein sehr ausgedehntes Bergland, dessen Thäler so ungesund sind, daß kein Europäer und kein Hindu aus der Ebene dieselben betreten kann, ohne sich ein überaus hartnäckiges und gefährliches Fieber zuzuziehen. Das haben die Engländer wohl erfahren, namentlich seit sie regelmäßige Streifzüge in das Gebirge unternehmen, um die Menschenopfer zu verhindern und den Bergbewohnern die zahlreichen Meriahs — so heißen die für den spätern Opfertod bestimmten Kinder — abzunehmen... Die Formen dieser Opfer waren sehr verschieden, je nach dem Zwecke, den die Opferer beabsichtigten. Handelte es sich um eine gute Ernte, so wandte man sich an den Gott Dschenkerg. Das Opfer wurde vor den Götzen geführt, man streute ihm etwas mit Safran gefärbten Reis aufs Haupt, machte den Unglücklichen betrunken

[1] E. Schlagintweit, Indien. I. S. 139. Ritter, Erdkunde. V. S. 1030 ff.
[2] „Die katholischen Missionen", 1875. S. 128; 1883. S. 16.

und ließ ihn mit voller Freiheit nach Lust und Laune im Dorfe herumtaumeln, bis die Opferstunde schlug. Dann schleppten sie das bewußtlose Opfer abermals vor den Götzen, der Opferer schnitt ihm ein Loch in die Brust und bestrich das Götzenbild mit dem strömenden Herzblute. Sofort stürzten sich, wie Raubvögel auf ihre Beute, die Bewohner der Nachbardörfer auf den Leichnam, um die blutigen Stücke ihren Götzen zuzutragen. Zu Ramgherry findet sich eine enge Höhle, in welche ein Mensch kaum hineinschlüpfen kann; da wohnt nach der Sage der Konden die Göttin Gurbones Hanny. Um ihre Gunst zu gewinnen und sie mit Menschenblut zu berauschen, gräbt man das Opfer in der dunkeln Grotte bis an die Schultern ein; zwei Männer halten seine Arme; der Priester der Göttin ritzt ihm mit dem Opferschwerte den Nacken von einem Ohr zum andern, und sobald das Blut auf den Grund der dunkeln Götterwohnung geronnen ist, trennt ein Schwerthieb das Haupt vom Rumpfe. Der Kopf wird dem Leichname auf die Kniee gelegt und das Ganze zum Gedächtniß der Blutthat mit einem Stein- und Erdhaufen überdeckt. Auch der Sonne opfert man Menschenblut und zwar wählt man die Opferstätte östlich oder westlich vom Dorfe. Die Opfer werden mit ihren langen Haaren an große Holzpflöcke gebunden, neben denen man kleine Gruben geöffnet hat. Vier Männer halten den Unglücklichen an Armen und Beinen, und der Opferpriester schneidet ihm den Hals durch unter dem Rufe: ‚O mächtiger Monikſoro, heute ist dein Fest. Würdige dich, das Opfer zu verzehren, das wir dir darbringen. Verwandle unsere Streitäxte in Säbel und unsere Pfeile in Pulver und Blei; und wenn wir mit anderen Stämmen zu kämpfen haben, so gib uns den Sieg.‘ Dann redet er sein Opfer an: ‚Wir opfern dich unserm Gotte Monikſoro; er wird nicht säumen, dich aufzuzehren; sei also stolz darauf, daß wir dich opfern.‘ Und der Kopf fällt unter dem Beile.“ [1]

Südwestlich von Maisur, etwa unter dem 12. Breite- und dem 44. Längegrade liegt das kleine Land Kurg mit gegen 90 000 kanaresisch sprechenden Einwohnern, von denen ungefähr 30 000 „Kurgleute“ sind, ein kriegerischer Stamm von Ackerbauern. Da die Kurgsprache der verachtete Dialekt eines abgeschlossenen Bergstammes war, so ist sie dem Einfluß der Brahmanen entgangen. Eine Literatur besitzt sie nicht, mit Ausnahme höchst merkwürdiger Volkslieder, von denen sich Manuskriptsammlungen in den meisten Kurghäusern befinden. Diese Lieder beanspruchen einen eigenthümlichen Werth als anziehende Schilderungen der

[1] „Die katholischen Missionen“, 1880. S. 235.

Sitten und Gebräuche jenes einsamen Gebirgsvolkes. Die meisten poetischen Ergüsse beginnen mit dem Lobe des Schöpfers und dem Lobe der Sonne und des Mondes und des Heimatlandes:

„Leb', o lebe, unser Gott! Lebe, großer Herr und Gott!
Leb' als König, Sonne du! Leb' als Königin, du Mond!
Aller Königreiche Kron' Ist das kleine Bergland Kurg.
Dieses Land hat zwölf Distrikte Und der Gaue fünfunddreißig.
Weißt du, wer das Land zertheilt In zwei Hälften schön und gleich?"

Außer Gott verehren die Kurg ihre Ahnen, besonders mehrere Geschwister, welche in der Urzeit von Malabar nach Kurg gekommen sind und deshalb hier wie dort Tempel haben. Zwei von diesen Göttern, Palurappa und Igütappa, werden besonders bei Aussaat und Ernte verehrt.

„Gegen Osten schau'n die Stiere, Paarweis an den Pflug gespannt.
Und dem Palurappadeva Opfert Reis und Milch der Hausherr,
Breitet himmelwärts die Hände, Die gleich Lotosblumen glühen."

Um die Erntezeit aber versammelt man sich im Tempel,

„Um nach Igütappa's Ausspruch Zeit und Stunde zu bestimmen
Für das Fest der neuen Aehren. Abends, als der Blütenbäume
Dunkle Schatten länger wurden, Kamen Alt und Jung zusammen
Auf des Dorfes großer Matte, Tanzend und mit Stöcken fechtend,
Igütappa's Lob verkündend. Sieben Tage währt die Feier."

Manche Abgestorbene gelten als böse Geister, die durch wilde Tänze und blutige Opfer besänftigt werden. Ehemals brachte man nach der Ueberlieferung Menschenopfer dar. Die Opfer wurden früher von einem eigenen Priestergeschlechte, den Amakurgs, besorgt, später kam das Volk immer mehr unter den Einfluß der Brahmanen. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele zeigt sich in den Todtenliedern:

„Wehe, du bist hingeschieden, Wehe, du dahin mein Vater!
Was soll noch das Leben mir? Hin ist deine edle Seele!
Und das Theil, das dir gewährt Von des Allerhöchsten Hand,
Ist dahin und aufgezehrt, Und kein weit'res Theil beschieden...

Wie der Feinde böse Rotte Nachts in Friedensstätten einbricht
Und die Hausbewohner tödtet: So ist Gott der Herr gekommen,
Wie ein Dieb in finst'rer Nacht...

Wehe, wehe, gestern, Vater, Sankest stöhnend du danieder;
Heute stehst du vor den Füßen Des allmächt'gen Herrn und Schöpfers.
Morgen gleich der gold'nen Sonne, Scheidend in den Abendwolken,
Sinkest du hinab ins Grab."

„Es ist zu verwundern, wie manche der edleren Züge des Kurg-charakters, welche dieses kleine Volk vor den anderen Hindu auszeichnen, Menschenalter der schmachvollsten Bedrückung überdauert hat.“ [1]

Ueber die religiösen Ueberzeugungen der Bandscharen, eines Wandervolkes Südindiens, das unter einem Oberpriester dem Dienste der Geister huldigt [2], sowie der sehr heruntergekommenen Kasten an der Malabar-Küste ist wenig bekannt. Nur soviel steht fest, daß bis heute in Indien kein Stamm entdeckt worden ist, der nicht Götter und Götterdienst gehabt hätte. Religionslose Völker gibt es in Indien nicht.

9. Die Bewohner der ostasiatischen Inseln [3].

Die Sunda-Inseln, die höchst wahrscheinlich ehedem mit dem asiatischen Festlande zusammenhingen, haben auch zum großen Theile die religiösen Wandlungen des Festlandes mitgemacht, und weisen deshalb, abgesehen vom Christenthume, brahmanische, buddhistische und mohammedanische Glaubensformen auf, daneben noch schwache Ueberreste der früheren Religionen. Diese letzteren finden sich hauptsächlich bei den Papua und Alfuru oder Arafura, während die weit zahlreicheren Malayen und Chinesen Mohammedaner oder Buddhisten sind.

Im Nordwesten von Sumatra lebt das eigenthümliche Volk der Batta, das sich von der einen Seite eine ziemlich hohe Civilisation erworben hat, von der andern Seite aber so barbarische Gebräuche, wie das Gefressenwerden für gewisse Vergehen, in seinen Gesetzen vorschreibt. Sie scheinen ein von einem weit höhern Standpunkte heruntergesunkenes Culturvolk zu sein [4]. Sie glauben an einen höchsten, allmächtigen Gott, Diebata, an dem sie den allweisen Willen, die Schöpfer- und die Erhaltermacht unterscheiden. Er wohnt im siebenten Himmel, hat aber nach der Schöpfung die Regierung der Welt drei anderen Göttern überlassen, nämlich seinen Söhnen Batara Guru, Sri Padi und Mangala Bulan, von denen der erste im Himmel regiert, Vater der Menschen ist und zur Bildung der Erde mitgewirkt hat, während der zweite den Luftraum, der dritte die Erde beherrscht. Diese drei, welche auch beziehungsweise als Gott der Gerechtigkeit, als Gott der Gnade und als das böse Princip aufgefaßt

[1] A. Graeter, Die Lieder des Kurgvolkes. Zeitschrift der deutsch-morgenländischen Gesellschaft. XXXII. S. 665 ff.

[2] Schlagintweit, Indien. I. S. 132.

[3] Vgl. Völkerkunde von Dr. Friedrich Ratzel. Leipzig 1886. II. S. 463 ff.

[4] Die Ostasiatische Inselwelt. Von Dr. S. Friedmann. Leipzig 1868. II. S. 44.

werden, haben die Sorge für die Einzeldinge der Welt ihrerseits niederern, guten und bösen Geistern übertragen, von denen die einen im Himmel, die anderen mächtigeren und darum mehr verehrten in der Unterwelt wohnen. Zu den guten Geistern gehören außer den abgeschiedenen Seelen großer Häuptlinge auch die Seelen derjenigen, welche keines natürlichen Todes gestorben sind. Dem Einflusse der bösen Wesen schreibt man verschiedene Arten von Krankheiten zu, die demgemäß durch Zauber gehoben werden müssen. Vorzüglich um Gefahr und Unglück abzuwenden, bringt man den Göttern Opfer dar, und zwar den wohlthätigen Mächten nur weiße Thiere. Die guten Menschen, welche dem Diebata fleißig geopfert, ihre Eltern geehrt, mit anderen in Frieden gelebt und ihnen Gutes gethan haben, gelangen nach ihrem Tode in den Himmel, aber nur in den dritten, falls sie keine Adeligen sind; denn für diese ist der sechste Himmel bestimmt. Die Seelen der schlechten Menschen müssen zu ihrer Qual auf Erden umherirren [1]. Wer an einer Krankheit stirbt, ist von dem bösen Geiste Begu aufgefressen worden; wer aber eines plötzlichen Todes stirbt, steigt mit dem guten Geiste Dondi als Gott aufwärts. Die Batta haben Priester und heilige Bücher, welch letztere Putaka heißen [2]. Die Kunst zu lesen und zu schreiben ist bei dem Volke sehr alt und sehr allgemein.

Die Malayen auf Sumatra haben meistens den Mohammedanismus angenommen, aber manche Gebräuche aus ihrer frühern Religion beibehalten. Diese war hauptsächlich Geisterdienst. Die guten Geister werden an einigen Orten mit dem Sanskritnamen Deva belegt. Tritt Unglück ein, so opfert man den Geistern in kleinen viereckigen Tempeln, die mitten in den Dörfern stehen, fastet oft lange Zeit, spricht Gebete und bittet auch die Geister der Vorfahren um ihre Verwendung. Die verstorbenen Vorfahren sowohl wie die guten Geister haben ihren Wohnsitz auf dem Berge Dempo. Den Devas gegenüber stehen die Dschins, die bösen Geister, und in der Mitte zwischen beiden die Orang Alus, unsichtbare Menschen, die sich zuweilen mit den Sterblichen in Verkehr einlassen und sich sogar mit ihnen verheiraten. Die Geister der Todten gehen häufig in Tiger ein, daher diese heilig gehalten und nicht leicht getödtet werden. Opfer von Böcken oder Ziegen wurden und werden noch bisweilen bei heiligen Steinen oder Bäumen oder bei Gräben dargebracht. Nach alledem scheint die religiöse Verehrung der Ahnen, verbunden mit

---

[1] Waitz-Gerland, Anthropologie. 5. Th. 1. Abth. S. 192 ff.
[2] Bastian, Reisen im indischen Archipel. S. 45.

einem regen Glauben an höhere Geister, an den sich allerlei Zauberwesen und vielgestaltiger Aberglaube knüpft, den Hauptbestandtheil der früheren malayischen Religion gebildet zu haben [1]. Die Religion der Batta und Malayen auf den übrigen Sunda-Inseln ist dieselbe wie auf Sumatra.

Die Javanesen haben in Sprache und Religion mannigfache Veränderungen durchgemacht. Sie waren nacheinander Brahmanisten, Buddhisten, Mohammedaner. Der Buddhismus soll im ersten Jahrhundert n. Chr. eingeführt worden sein. Noch jetzt sagen die Javanesen, daß ihre Väter ehedem Orang-Buda = Buddha-Leute waren. Den Mohammedanismus fanden die Javanesen auf Malakka vor, als sie im 13. Jahrhundert die Halbinsel eroberten. Damals nahmen sie diese Religion an, die jetzt die herrschende auf Java ist, obschon nicht nur zahlreiche Tempeltrümmer an die frühere Cultur erinnern [2], sondern auch das Andenken an die heidnischen Götter nebst manchem Aberglauben im Gedächtniß des Volkes wach geblieben ist. Im Südwesten der Insel glauben die Bedawi an den höchsten Gott Pun, der aber zu erhaben ist, um verehrt zu werden. Deshalb verehren sie nur die niederen Götter, deren Idole sie aus Reis formen. Ihre früheren Götter theilten die Javanesen in neun Klassen ein. Der höchste war Sang Yang Batara Guru, dem sein Bruder Pati als Willensvollstrecker zur Seite stand. Darauf folgten 20 Devas, die im Reiche Surabaya (Himmel) wohnen; 14 weitere besorgen die irdischen Dinge u. s. w., so daß es im ganzen 84 hohe und niedere Götter gab [3].

Die Dayaken auf Borneo, von denen die Malayen meinen, dieselben seien von Allah den Gläubigen als Knechte geschenkt, verehren als höchsten Gott Hatalla „den Einzigen", der auf dem stets fortschreitenden Berge Bikit Negantong Gandang wohnt. Ihm zunächst steht Radscha Ontong, der Gott des Reichthums, während Radscha Sial ein Unglücksgott ist. Jener große Gott heißt auch Tapa und gilt als Vater und Beschützer der Menschen. Als Schöpfer der Erde betrachten sie den Tenali; Dschirong ist der Gott, welcher der Geburt und dem Tode vorsteht. Außerdem gibt es Walddämonen, Baum- und Erdgeister. Den Geistern zu Ehren hängt man an den Bäumen Lappen auf. Man glaubt ebenfalls, daß Geister in den Götzenbildern wohnen, die man in sehr roher Form herstellt. Außer den Priestern gibt es auch Zauberer, die zugleich

[1] Waitz-Gerland a. a. O. S. 166.
[2] Friedmann, Die ostasiatische Inselwelt. I. S. 122.
[3] Friedmann a. a. O. S. 190.

Aerzte sind. Mit der Schädelverehrung der Dayaken hängt die grauenhafte Sitte der Kopfjägerei zusammen. Ratzel[1] weist auf die enge Verbindung der Schädelverehrung mit der Ahnenverehrung hin und führt die Worte Beths an: „Der Behandlung der Köpfe, die bei den verschiedenen Stämmen sehr verschieden ist, liegt oft der Gedanke zu Grunde, dem Stamme einen Geist zu gewinnen. Darum widmen die Seedayaken von Bruni den Köpfen monatelang besondere Auszeichnung, sprechen ihnen mit Liebkosungen zu, geben ihnen die besten Bissen bei jeder Mahlzeit, Sirihblätter und Betelnüsse und selbst Cigarren."

Die Dusan im äußersten Norden der Insel nennen das höchste Wesen Kin a Hoingan. Priester gibt es bei ihnen nicht, sondern nur Priesterinnen. Die Männer sind überhaupt höchst gleichgiltig in religiösen Dingen und verweisen, um solche befragt, stets an ihre Frauen[2].

Auf Celebes ist ebenfalls der Mohammedanismus herrschend. Doch verehren die Makassaren Sonne und Mond, welche sie sich als lebendige Wesen denken und denen sie Thiere opfern. Die Arafura glauben an einen höchsten Gott und viele niedere Götter. Weil diese letzteren unbotmäßig waren, wurden sie auf die Erde verbannt und mit dem Auftrage betraut, die Menschen zu schützen[3].

Dieselbe Erscheinung, daß die niederen Götter oder Geister in den Vordergrund des Cultus treten, und daß infolge dessen Zauberei im Schwunge geht, findet sich auch auf den kleinen Sunda-Inseln, die überhaupt in religiöser Beziehung wesentlich dasselbe Bild bieten wie die großen. So wird z. B. von der Insel Flores geschrieben, daß gerade die Neigung zu Zauberei und Wahrsagerei selbst den Christen schwer auszutreiben ist. Jedes heidnische Dorf hat sein Geisterhaus, Kocke, in welchem Schweine, Ziegen und Hühner geopfert werden. Der Hexenwahn ist sehr groß. Geschieht ein Unglück, fällt die Ernte schlecht aus, will eine Krankheit nicht weichen, dann sind die Swangi, Hexen, im Spiele, und die verdächtigen Personen, oft eine ganze Familie, müssen das Leben lassen. Da man jede Krankheit einem bösen Geiste zuschreibt, so schlachtet man ein Thier, oder legt Reis oder Früchte vor das Haus, damit der Geist diese anstatt des Menschen weghole[4].

---

[1] A. a. O. S. 466 f.

[2] Bastian, Reisen im indischen Archipel. S. 70. Réville, Les Religions des peuples non-civilisés. II. p. 161. „Die katholischen Missionen", 1887. S. 207. 228. [3] Bastian a. a. O. S. 75. 85.

[4] „Die katholischen Missionen", 1885. S. 239.

Die Einwohner der Philippinen theilen sich in Negrito und Malayen, von denen jene als die ältesten Insassen gelten. Die größte Mehrzahl der Bewohner der Philippinen bekennt sich jetzt zum katholischen Glauben. Als die Spanier im 16. Jahrhundert die Inseln besetzten, fanden sie ein Volk vor, das neben dem Cult der übermenschlichen Götter ganz besonders den Ahnendienst pflegte. Der höchste Gott hieß bei den Tagalen Bathala Mey-Capal, „Gott der Erschaffer", bei den Bissayern Laon, „alter Gott". Die Mandaya auf Mindanao nehmen zwei gute Götter an: Mansilatan, den Vater, und dessen Sohn Badla; und zwei böse Geister: Pandaugnon und dessen Frau Malimbong. Die beiden ersten werden hauptsächlich gegen Krankheiten angerufen. Sonne, Mond und Regenbogen gelten als Gottheiten, ebenso manche Thiere, besonders der Kaiman, den sie Nuno, „Ahnherrn" nennen und in zärtlichen Gebeten anflehen, er möge ihnen kein Unheil zufügen. Außer den allgemein verehrten Gottheiten hat jede Familie ihre eigenen Hausgötter, die bei den Tagalen Anito, bei den Bissayern Divata heißen. Der Cult derselben wird vom Vater auf den Sohn vererbt. Es gibt eine große Zahl solcher Götter, von denen einige um Schutz beim Bergbesteigen, andere für die Meerfahrt, andere für die Flußfahrt, andere für den Ackerbau, andere bei der Geburt eines Kindes angerufen werden. Außerdem besteht ein sehr eifriger Ahnencult, namentlich bei gewissen Stämmen, wie bei den Ygorroten und den Manitobo. Die Gebeine der Todten werden entweder an heiligen Plätzen begraben oder auch zu Hause in eigenen Schreinen aufbewahrt. Vorzüglich wird den Schädeln der Ahnen Verehrung gezollt. Götzenbilder werden zahlreich verfertigt, sowohl größere als auch kleine, die man leicht überallhin mitnehmen kann, und die Lichan oder Laravan genannt werden. Dieselben sind aus Stein oder Holz, zuweilen aus Gold oder Elfenbein gemacht. Die Mandaya brauchen zu ihren Götzenbildern ausschließlich das Holz des Bajogbaumes. Die Figur wird roh geschnitzt, das Gesicht mit dem Safte der Narra gefärbt, anstatt der Augen die rothen Früchte der Magubajaj eingesetzt. Nur die besseren Bilder erhalten auch Arme. Soll das Idol eine Göttin vorstellen, so bekommt es einen Kamm auf den Kopf gesteckt. Die Opfer werden von Priesterinnen dargebracht, welche, um die Gunst der guten Götter zu erlangen, die Bilder der bösen Götter durchprügeln und dabei herumtanzend singen: „Mansilatan wird vom Himmel herabsteigen und Badla wird die Erde regieren!" „Das vornehmste und feierlichste Opfer der Mandaya ist der Balilik. Dazu sind wenigstens zehn, zwölf oder

noch mehr Priesterinnen erforderlich, je nach dem Grade der Feierlichkeit, den man dem Feste geben will. In ihren Staatskleidern begeben sich diese Weiber nach der Wohnung des Mannes, der die Kosten des Festes bestreitet, und errichten der Thüre gegenüber einen kleinen Altar, um den sich 100 oder 200 Eingeladene aufstellen. Dann tritt der Herr des Hauses vor und übergibt den Händen der Priesterin ein fettes Schwein. Das Thier wird auf den Altar gelegt, den die Balaines (Tänzerinnen = Priesterinnen, sonst auch Catalonas genannt) umringen; zwei Mandaya schlagen das Tamburin, ein Instrument, welches nur bei religiösen Festen gebraucht wird, und die Priesterinnen tanzen und springen im Takte um das Schwein und den Altar her, wobei sie immerfort ihr Zauberverslein wiederholen: ‚Mansilatan wird vom Himmel herabsteigen und Badla wird die Erde regieren!' Dann fangen sie an mit dem Kopfe und mit den Füßen zu zittern, neigen sich nach rechts und links, machen die verzwicktesten Geberden, strecken die Rechte bei Tag nach der Sonne, bei Nacht nach dem Monde aus und beten nach der Meinung dessen, der den Balilik bestellt hat. Jetzt ist der Augenblick des Opfers gekommen. Die Oberpriesterin reißt sich von ihren Gefährtinnen los und sticht mit einem kleinen Dolche das auf dem Altar liegende Thier. Sofort setzt sie ihren Mund an die Wunde, saugt und trinkt das Blut. Ein Gleiches thun der Reihe nach die übrigen, und das wäre eine schlechte Balaine, die Ekel vor diesem Tranke zeigte. Noch tödtet man das Thier nicht völlig, die Tänze und Krämpfe beginnen von neuem, dann speien sie aus und setzen sich zusammen, um mit Mansilatan zu reden; denn Mansilatan, sagen sie, ist vom Himmel herabgekommen, um ihnen zu sagen, daß sie eine gute Ernte, die Genesung von einer Krankheit, einen nahen Sieg über die Feinde weissagen sollen. Jetzt endlich gibt man dem Thiere den Gnadenstoß, opfert ein Stück Fleisch dem Götzen, und ein wildes Gelage schließt das Fest."[1] Außer diesen großen Opfern sind kleinere Opfer im Familienkreise sehr häufig, wobei um eine Rauchpfanne Götzenbilder aufgestellt und unter vielen Ceremonien Hühner, Hummern, Krebse, Tabak, Kohl, Blätter oder Früchte geopfert werden. In einigen Gegenden findet sich vor jeder Hütte ein Götze und rund um ihn die Weihegaben. Auch auf dem Flusse hat der Götze eine eigene Barke mit Mundvorrath. Am Morgen und Abend schlägt man den Götzen zu Ehren das Tamburin. Ein paarmal im Jahre ziehen die Priesterinnen

---

[1] „Die katholischen Missionen", 1880. S. 243.

durch alle Hütten und singen: „Gestellt zwischen Gut und Böse, bitten wir den Befreier, daß er zu unserer Wohlfahrt an diesem Feste vom Himmel herabsteige." Wahrsagungen und Zaubereien, besonders zur Heilung von Krankheiten, sind sehr beliebt; günstige und ungünstige Vorzeichen haben entscheidenden Einfluß auf das Unternehmen oder Unterlassen einer Handlung. Den Todten pflegt man Waffen und Korn mit ins Grab zu geben, damit sie auf der großen Reise keinen Hunger leiden und sich gegen ihre Feinde vertheidigen können. Neben all diesem Aberglauben herrschte unter den heidnischen Bewohnern der Philippinen eine große Sittenlosigkeit und unüberwindliche Rachsucht, Umstände, die das Missionswerk nicht wenig erschwerten [1].

Man hat schon oft die Vermuthung ausgesprochen, daß die wilden Stämme auf der Insel Formosa mit den Bewohnern der Philippinen stammverwandt seien. Daraus würde sich die Aehnlichkeit in der Art der Götterverehrung erklären. Denn auch auf Formosa werden die Gebete und Opfer den Göttern durch Priesterinnen dargebracht, welche heftige Bewegungen ausführen und endlich unter Augenverdrehen und Kreischen zu Boden stürzen, außer sich gerathen und in diesem Zustande die Gottheit zu sehen behaupten [2].

Bisher haben wir solche Völker besprochen, die ihrer großen Mehrzahl nach nicht zu den „Wilden" gerechnet werden können, sondern die entweder eigentliche Culturvölker sind oder doch einen gewissen Grad der Civilisation sich angeeignet haben, und die ferner jenen Theil der Menschheit repräsentiren, der sich zum Buddhismus bekennt oder wenigstens von buddhistischen Lehren nicht ganz unbeeinflußt geblieben ist. Es erübrigt noch, die eigentlichen Naturvölker zu betrachten, welche die drei Welttheile Australien, Afrika, Amerika bewohnen, und fast unberührt von jeglicher Cultur ihre religiösen Anschauungen und Gebräuche entwickelt haben, aber freilich ihre Heimat schon zum großen Theil den vorrückenden Culturvölkern einräumen mußten und sich auch dem geistigen Einflusse derselben auf die Dauer nicht entziehen können.

[1] Vgl. „Die katholischen Missionen", 1880. S. 162 ff. 241 ff. Semper, Die Philippinen und ihre Bewohner. Würzburg 1869. S. 48 ff. The Philippine Islands. By A. de Morga. Translated by H. Stanley. London. p. 305 ss.

[2] Perty, Anthropologie. II. S. 96.

Der Gottesbegriff

in den

heidnischen Religionen der Neuzeit.

Eine Studie zur vergleichenden Religionswissenschaft

von

Christian Pesch S. J.

Zweite Hälfte.

(Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". — 42.)

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1888.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

II. Die Bewohner Australiens und der Südsee-Inseln.

Bekanntlich hat die Gestaltung und Lage des kleinsten der fünf Welttheile zu verschiedenartigen Benennungen Veranlassung gegeben, von denen keine allgemein angenommen worden ist. Die Franzosen verstehen unter Oceanien nicht nur das australische Festland und die Inseln im Stillen Ocean, sondern auch die Inseln des indischen Archipels. Die Engländer unterscheiden zwischen dem Continent, Australien, den nächstliegenden Inseln, Australasien, und den entfernteren Inseln, Polynesien. Australien und die Südsee-Inseln ist die bei deutschen Geographen gewöhnliche Bezeichnung. Andere unterscheiden zwischen den nördlichen Inselgruppen, Mikronesien, den südlichen, Melanesien, und den östlichen, Polynesien. Für unsern Zweck können wir am füglichsten die ethnologische Eintheilung in die hellfarbigere malayische Bevölkerung und die dunkelfarbigen Negervölker beibehalten. Jene wohnen in Polynesien, diese in Melanesien, den Continent einbegriffen, während die Mikronesier ein Mischvolk darstellen. Die Schwarzen theilt man ein in Negrito oder Australneger, die auf dem Continent wohnen, Alfuru auf Neuguinea und Papua auf dem innern Inselgürtel. Auf Neuseeland und den östlichen Inseln wohnt die hellere Rasse der malayischen Polynesier, die jedoch große Unterschiede aufweisen und sich z. B. auf Viti stark den Australnegern nähern, während die Markesas-Insulaner fast weiß sind. Eine strenge Scheidung zwischen den einzelnen Stämmen ist darum unmöglich, wie auch die Verwandtschaft der Polynesier mit den Malayen des indischen Archipels und des indischen Festlandes allgemein anerkannt ist. Es herrscht zwischen all diesen Völkern eine große Uebereinstimmung in Bezug auf Sprache, Sagen, Religion, Sitten, Künste. Alles weist auf das indische Festland als die Urheimat dieser Insulaner hin[1].

---

[1] Vgl. O. Peschel, Völkerkunde. 5. Aufl. Von A. Kirchhoff. S. 346 f.

In einer der neuesten Reisebeschreibungen lesen wir: „Der in den officiellen englischen Correspondenzen ständig gebrauchte Ausdruck ‚Western Pacific‘ ist bis jetzt noch nie genau amtlich definirt worden. Man nimmt an, daß derselbe alle Inselgruppen Oceaniens umfaßt, die zwischen den beiden Wendekreisen und zwischen dem 140. Grad östlicher und dem 170. Grad westlicher Länge liegen. Drei verschiedene Rassen theilen sich in dieses weite Gebiet: Papua, Melanesier und Polynesier. Rücksichtlich der Civilisation ist, mit Ausschluß der Viti-Inseln, die eine englische Kolonie geworden sind, Dreitheilung anerkannt. Die erste Klasse umfaßt die Neu-Hebriden, Santa Cruz, die Salomons-Inseln, Neu-Caledonien, Neu-Britannien, Neu-Irland u. s. w., deren Bewohner zu der melanesischen Rasse gehören. Sie sind Wilde und zum größten Theil Heiden und Kannibalen. Auf anderen Gruppen, namentlich auf Tonga und Samoa, ist die Bevölkerung christlich und dem Namen nach halb civilisirt. . . Endlich gibt es eine dritte Klasse von Inseln, deren Bevölkerung einigen Fortschritt auf dem Wege zur Civilisation gemacht hat, die Autorität ihrer Häuptlinge achtet und an den Gebräuchen und Sitten festhält, aber keine staatliche Organisation hat. Neu-Guinea ist ein noch beinahe unerforschtes Land. Doch weiß man, daß die Eingebornen, obschon in verschiedene, in ihrer äußern Erscheinung und ihren Sitten sehr voneinander abweichende Stämme getheilt, trotzdem eine Art Bauerschaften bilden, in großen, gutgebauten Dörfern leben, Ackerbau treiben und ihr Eigenthumsrecht sehr eifersüchtig wahren.“ [1]

1. Die Polynesier.

Die Polynesier werden von fast allen Reisenden als ein schöner Menschenschlag geschildert, dem es durchaus nicht an Begabung, nicht einmal an künstlerischer Anlage gebricht. Nach Baron von Hübner „sind sie mit außerordentlicher Gedächtnißkraft und Beobachtungsgabe ausgestattet. Sie benennen die kleinsten Einzelheiten der Landschaft, jedes Riff und die winzigste Bucht. Sie kennen genau die Gewohnheiten der verschiedenen Thiere. Im allgemeinen sind sie bis zu einem gewissen Grade auffassungsfähig und bis zu einer gewissen Grenze intelligent; aber darüber hinaus kommen sie nie“ [2]. Sie sind froh, lebenslustig, gutmüthig; dabei aber

---

[1] Through the British Empire. By Bar. of Hübner. London 1886. II. p. 390 sqq.

[2] The same II. p. 368 sq.

unbeständig, genußsüchtig und unter Umständen überaus grausam, kurz sie haben alle Vorzüge und Fehler unerzogener Kinder. Daher erklärt sich auch die auf einigen Inseln vorkommende Vereinigung verhältnißmäßig hoher Civilisation mit abscheulichem Kannibalismus.

Die religiösen Vorstellungen der Polynesier sind im wesentlichen überall die gleichen. Es kann niemand läugnen, daß dieselben eine große Aehnlichkeit mit der vorbuddhistischen Religion der mongolischen und altaischen Völker zeigen, so daß man unwillkürlich an einen ehemaligen Zusammenhang denkt. Hier wie dort herrscht der Glaube an einen höchsten Himmelsgeist, dessen Cult aber zurückgedrängt wird durch die Verehrung der niederen Geister und der Todten.

Tangaloa (Tangaroa, Taaroa, Tagaloa, Kanaloa) ist der höchste Gott aller Polynesier[1]. Bekanntlich werden in den polynesischen Sprachen die Buchstaben l und r sowie k und t sehr leicht miteinander verwechselt (z. B. Honoruru statt Honolulu, Kamehameha statt Tamehameha). Daher die Verschiedenheit des Namens. Die Wurzel dieses Wortes ist keine andere als jenes Ten oder Tan, das sich auch in Tien, Tangri, Tangara u. s. w. findet. Wir haben also hier die besonders unter mongolischen Völkern so weit verbreitete Gottesbezeichnung vor uns. Die enge Beziehung der Polynesier zu den Mongolen ist ja auch aus anderen Gründen allgemein anerkannt. Tangaloa gilt als eine so große Gottheit, daß man in manchen Gegenden seinen Namen gar nicht aussprechen darf[2]. Er ist es, der die übrigen Götter und die Menschen erschaffen hat und regiert. Er gilt als der Geber alles Guten. Deshalb trat bei großen Festen ein Redner auf, zählte alle Speisen der Reihe nach her und rief zum Schlusse: „Dank dir hierfür, großer Tangaloa!" So geschah es auf Samoa. Auf den Markesas-Inseln wird Tangaloa als Schöpfer gefeiert:

„Im Anfang der Raum und Gefährte,
Der Raum in des Himmels Höh'n.
Tanaoa erfüllte, durchwaltet den Himmel,
Und Mutuhei schlingt drüber sich hin.
Keine Stimme damals, kein Laut noch war,
Nichts Lebendes in Bewegung.
Noch Tag war nicht, noch war kein Licht,
Eine finstere, schwarzdunkelnde Nacht.

---

[1] Dr. E. Meinicke, Die Inseln des Stillen Oceans. Leipzig 1875. I. S. 46.

[2] Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker. V. 2. Abth. S. 194. Dr. W. Schneider, Die Naturvölker. Paderborn 1885—1886. II. S. 368.

Tanaoa war's, der die Nacht beherrscht.
Aus Tanaoa hervor Atea (Licht) entsprang,
In Lebenskraft schwellend, mächtig und stark.
Atea war's nun, der den Tag beherrscht" u. s. w.[1]

Auch besang man ihn folgendermaßen:

„Taaroa als Wurzelgrund,
Als Unterbau der Felsen,
Taaroa als der Meeressand,
Taaroa in weitester Breitung,
Taaroa bricht hervor als Licht,
Taaroa waltet im Innern,
Taaroa im Umkreis,
Taaroa hienieden,
Taaroa die Weisheit." [2]

Ratzel meint: „Wenig fehlt, um ihn zum polynesischen Jupiter zu machen. Eine Sage auf Raiatea schildert seine durch das All wirksame Macht also: Tangaloa schwebte zuerst, in ein Ei gehüllt, in noch finsterem Luftraume umher. Der ewigen einförmigen Bewegung müde, streckte er seine Hände heraus, richtete sich auf, und sogleich wurde alles um ihn hell. Er schaute zum Sande der Küste herab und sprach: ‚Komm herauf!' Der Sand antwortete: ‚Ich kann nicht zu dir in den Himmel fliegen.' Dann sprach er zu den Felsen: ‚Kommt herauf zu mir!' Sie erwiederten: ‚Wir sind im Boden gewurzelt und können nicht zu dir in die Höhe springen.' Darauf kam der Gott hernieder zu ihnen, warf seine Schale ab und fügte dieselbe der Erdmasse zu, so daß die letztere bedeutend größer ward. Aus den Splittern der Schale wurden die Inseln. Dann bildete er die Menschen aus seinem Rücken und verwandelte sich selbst in ein Boot. Wie er nun im Sturme ruderte, füllte sich der Raum mit seinem Blute, das dem Meere seine Farbe gab. Und von dem Meere verbreitete er sich in die Luft und ließ die Morgen- und Abendwolken erglühen. Zuletzt wurde Tangaloa's Gerippe, das Rückenbein oben, auf dem Boden liegend, eine Wohnung für alle Götter und zugleich das Vorbild für den Bau der Tempel: er wurde, mit andern Worten, zum Himmel." [3]

---

[1] Naturgeschichte des Menschen. Von F. v. Hellwald. Stuttgart 1883. S. 185. Die Polynesier hatten zahlreiche religiöse und mythologische Dichtungen, die zum Theil zeitig genug von Europäern aufgeschrieben worden sind, um vor dem Untergange gerettet zu werden. Vgl. Myths and Songs from the South-Pacific. By the Rev. William Wyatt Gill. London 1876.

[2] Ratzel, Völkerkunde. Leipzig 1886 ff. II. S. 309.

[3] Ratzel a. a. O. S. 308.

Es hatte eine, besonders auf Tahiti, reich ausgebildete Mythologie die höchste Gottheit in die dichterische Sage hineinverwoben und ihr Vater, Mutter, Geschwister, Weib und Kinder gegeben. Nach dieser Theogonie zeugten Rangi (Himmel) und Papa (Erde) die fünf großen Götter, welche dann ihrerseits die verschiedenen Wesen hervorbrachten. Rongo ist der Gott der Patate, Tane der Gott der Vögel, Tangaroa der Gott der Fische, Weri der Gott der Winde, Tu der Schöpfer der Menschen, Maui der Schöpfer der Erde, Wiro der Kriegsgott, Tawaki der Donnergott u. s. w.[1] Allein weder die Begriffe noch die Namen der Götter noch auch die sich daran knüpfenden Sagen waren etwas Festes und Beständiges; sie gingen vielmehr häufig ineinander über. So wird Maui auch als Sonnengott verehrt und mit Tangaroa in der Weise identificirt, daß beide gleichmäßig als Schöpfer der Erde angesehen werden[2]. Nach Gill galt auf Mangaia Tangaroa als Zwillingsbruder des Rongo und Sohn des Vatea und der Tapa, während Rangi der Sohn des Rongo und der Taka war.

Die Zahl der Götter war, wie dies bei allen mythologischen Processen geschieht, mit der Zeit außerordentlich groß geworden. So verehrte man auf den Tonga-Inseln 360 Götter, die alle in ein ordentliches hierarchisches System gebracht waren[3]. Doch scheint das Pantheon auf Tahiti das entwickeltste von allen gewesen zu sein. An der Spitze der Götterwelt standen nicht überall die gleichen Götter. Bei den Tonganern z. B. waren neben Maui und Tangaloa die höchsten Hikuleo, Herr der Unterwelt, und Heumooma, der Gott des Meeres. Bei den Samoanern waren die angesehensten Götter neben Tangaloa dessen Tochter Sina, dann die Kriegsgötter Moso und Sepo, ferner Lesaa, die Göttin der Feldfrüchte u. s. w. Die Hawaier verehrten Kanaloa, Kai, Kaili, Ku, Lono als die höchsten Götter. Bei den Maori auf Neu-Seeland stand über allen einzelnen Göttern „Atua", d. h. die Gottheit im allgemeinen, so daß bei diesem Volke eine Art Monotheismus zum Ausdruck kam[4]. Dasselbe gilt von den Bewohnern der Osterinsel, die den „Etua" auch

---

[1] Meinicke, Die Inseln des Stillen Oceans. I. S. 321 f., und „Die katholischen Missionen", 1877. S. 30 f.

[2] A. Réville, Les Religions des peuples non-civilisés. Paris 1883. II. p. 44.

[3] Für die Sandwichinseln wird sogar die Zahl 40 000 angegeben. So Bastian, Religionsphilosophische Probleme. Berlin 1884. II. S. 17, woselbst auch Listen von polynesischen Göttern.

[4] Meinicke a. a. O. S. 322.

unter dem Namen „Ko-Make-Make“ als Schöpfer und Herrn und Leiter der Natur und des Sittengesetzes verehrten. Ruinen von Tempeln und kolossalen Steinbildern zeigen, daß dieses Volk früher eine höhere Cultur besessen hat [1].

Atua bedeutet in der gewöhnlichen Sprache soviel als „Herr“; eigentlich aber bezeichnet es „Kern“ oder „Mark“ oder überhaupt das innerste Wesen eines Gegenstandes. Der Name wird Gott beigelegt, um ihn als den höchsten und letzten Grund des menschlichen Lebens zu kennzeichnen [2]. Zur Zeit des ausgebildeten Polytheismus wurde das Wort auf alle Götter übertragen und für den höchsten Gott der Name Tangaloa Langi, „Tangaloa der Himmlische“ gewählt.

Die Zahl der Götter wurde nicht nur vermehrt durch die Annahme niederer göttlicher Wesen unter Tangaloa, sondern auch durch die Verehrung von Gottheiten, die entweder mit den Naturmächten für identisch galten oder als in denselben wohnend gedacht wurden. Der Sonnengott empfing unter dem Namen Ra religiöse Huldigung; die Mondgöttin hieß auf Tahiti und den Sandwichinseln Hina, auf Samoa war sie als Masina Gemahlin des Tangaroa. Rehua war der Gott der Luft, und so waren in gleicher Weise alle Kräfte und Erscheinungen der Natur personificirt. Auch der berühmte Kriegsgott Tairi auf den Sandwichinseln zeigt durch seine Haizähne, daß er mit dem größten Raubthiere des Meeres in Verbindung gebracht wird. Wie weit man in der Vermehrung der Götter ging, läßt sich daraus erkennen, daß selbst die Spitzbuben einen eigenen Gott, Hiro, hatten, den sie vor ihren Raubunternehmungen anflehten [3].

Nicht selten gelang es den späteren Göttern, in der allgemeinen Gunst hoch zu steigen und die früheren zu verdrängen. So erzählt eine Sage, daß Rongo seinen Bruder Tangaloa überflügelt und zum Auswandern von Tahiti veranlaßt habe; darum werde Tangaloa hier wenig verehrt, Rongo dagegen oder Oro sei der Hauptgott, und ihm müßten die Hauptopfer, besonders auch Menschenopfer dargebracht werden. Als Kapitän Cook die Sandwichinseln besuchte, glaubten die Einwohner, Rongo sei in sichtbarer Gestalt zu ihnen gekommen [4].

Den guten Göttern stehen böse gegenüber, die bei den Tonganern Poh hießen.

---

[1] „Die katholischen Missionen“, 1881. S. 11.
[2] Gill, Myths and Songs. p. 34.
[3] Fr. Christmann u. R. Oberländer, Oceanien. Leipz. 1873. II. S. 256.
[4] Gill l. c. p. 14 sq.

Eine viel größere Rolle als die Götter spielen in der praktischen Religionsübung die Geister, Tiki, bei den Hawaiern Aumakua, „Greise" genannt. Jeder Polynesier hat seinen besondern Schutzgeist, und da diese Geister in Thierformen erscheinen, so hat jeder Insulaner auch ein heiliges Thier, dessen Fleisch er nie essen würde. Unter den Geistern gab es schädliche, denen man Tod, Krankheiten, Ohnmachten, Niesen u. dgl. zuschrieb, weshalb die Hauptmittel gegen alle Uebel in Zauberkünsten bestanden. Auch die Seelen der Verstorbenen, wenigstens der vornehmen, gehörten zu den Geistern, hießen aber bei einigen Stämmen Wairua; anderswo glaubte man, sie würden als Sterne an den Himmel versetzt.

Die Art und Weise, die Götter zu verehren, war nicht überall dieselbe[1]. So hatten die Maori keine Tempel, sondern opferten auf den Gräbern der Fürsten; wohl zumeist aus dem Grunde, weil sie überhaupt den Cult der großen Götter sehr vernachlässigten und fast nur die Geister zu ehren pflegten. Ebenso verehrten die Samoaner ihre Götter nicht in Tempeln, sondern in heiligen Hainen oder kleinen Hütten. Auf den Tonga-Inseln dagegen gab es eine Art Tempel, und auf Tahiti war die Kunst des Tempelbaues sogar bis zu einer gewissen Höhe gediehen. Die Tempel, Marae genannt, waren abgestumpfte Pyramiden, kunstvoll aus Steinen ohne Mörtel zusammengefügt, von heiligen Bäumen und Priesterwohnungen umgeben. Ebenso hatten die Bewohner von Hawai zahlreiche Tempel gebaut, in denen besonders die beiden volksthümlichsten Götter Rono und Pele, eine Vulkangöttin, verehrt wurden. Auch gab es fast überall zahllose Götterbilder, die gekleidet und gesalbt, und in deren Mund die Opfer gesteckt wurden. Eines der größten Feste war Pae Atua, „die Erneuerung der Götter", an welchem die Idole geputzt, geölt und mit neuen Federn versehen wurden[2]. Der Gott Tane auf Tahiti hatte in seinem Tempel ein Bett, in dem er schlief, und bekam jedes Jahr ein neues Kleid.

Fast alle Stämme hatten Priester, Pia-Atua, deren Hauptaufgabe es war, in den Tempeln zu opfern, ferner zu beschwören, zu tättowiren, durch Zauber zu heilen. Das gewöhnliche Volk durfte die Tempel nicht betreten, sondern die Priester allein verrichteten in den Marae Gebete und Opfer. Die Göttin Pele hatte Priesterinnen; sonst aber waren die Frauen von fast allen religiösen Festen ausgeschlossen. Das Priester-

---

[1] Vgl. Ratzel a. a. O. S. 326 ff.

[2] Abbildungen von Idolen in den „Katholischen Missionen", 1876. S. 75.

thum war in gewissen Familien erblich. Die Priester wurden zuweilen der Heimsuchung der Götter theilhaft, d. h. sie versetzten sich in eine Art Raserei, die oft so groß war, daß sie an den Wuthanfällen starben.

Die Götter wurden hauptsächlich durch Darbringung von Opfern geehrt. Da das Hauptvergnügen der Götter und Geister, gerade wie das der Insulaner selbst, hauptsächlich in reichen Mahlzeiten bestand, so wurde vorzüglich Speise als Opfer dargebracht, und die Mäuler der Idole waren zum Zweck der Aufnahme dieser Opfer recht breit und groß. Beim Opfer wurden Gebete gesprochen, z. B. folgendes auf Samoa: „Hier ist Ava (Libation) für euch, ihr Götter. Blicket freundlich auf diese Familie; lasset sie wachsen und gedeihen, und erhaltet uns alle bei guter Gesundheit. Lasset unsere Pflanzungen fruchtbar sein, lasset Futter wachsen und möge Ueberfluß an Nahrung herrschen für uns, eure Geschöpfe. Hier ist Ava für euch, ihr Kriegsgötter. Lasset ein starkes und zahlreiches Volk für euch in diesem Lande sein!"[1] Da man jedoch wußte, daß die Götzenbilder die dargebotene Speise nicht wirklich aufaßen, so begnügte man sich auch wohl, ihnen anstatt echter Speise gemalte vorzusetzen. Von der andern Seite aber dachten sich die Polynesier, daß die Götter mit ihnen im Geschmack übereinstimmten und Menschenfleisch für das beste hielten. Daher galten Menschenopfer auch als die höchsten von allen. Selbst bei den sonst so gutmüthigen Bewohnern von Tahiti fehlten diese nicht[2]. Auf den Tonga-Inseln opferte man zur Zeit der Yamswurzelernte dem Regengotte Alo-Alo ein junges Mädchen. Beim Tode des Fürsten und bei der Einsetzung des neuen waren fast allenthalben Menschenopfer im Gebrauch, die überdies zuweilen nicht in einem schnellen Tödten, sondern in einem qualvollen Hinmartern der Opfer bestanden. Uebrigens hielt man die Menschenopfer für gar nichts so Grausames; denn man dachte sich, die Götter verzehrten die Seelen der Geopferten und machten diese dadurch selbst zu Göttern. Ein noch widerwärtigerer Zug der polynesischen Religion ist es, daß, besonders auf Tahiti, die abscheulichste Wollust als Götzendienst galt, und daß zur Pflege derselben sich religiöse Vereine gebildet hatten, deren Mitglieder, Areoi genannt, vorgeblich von Göttersöhnen abstammten. Ueberhaupt gehörten die Polynesier in dieser Beziehung zu den verkommensten Völkern des Erdkreises.

---

[1] G. Roskoff, Das Religionswesen der rohesten Naturvölker. Leipz. 1880. S. 94.
[2] Meinicke a. a. O. II. S. 181.

Auch das Tättowiren, d. h. das Bemalen des Körpers durch Einätzen von Farbstoffen, ist nicht bloß eine Sache der Eitelkeit, sondern hat zugleich eine religiöse Bedeutung; denn man läßt sich das Sinnbild des Schutzgeistes auf den Leib eingraben und glaubt, daß der Geist den zu Tättowirenden durch die Hand des Priesters heilige. Auf Samoa wurde der Oberpriester nicht tättowirt, weil er an sich schon zur Familie der Götter gehörte[1]. Hauptsächlich wegen dieser religiösen Bedeutung mußten die Missionäre das Tättowiren bekämpfen[2].

Eines der Hauptmerkmale der polynesischen Religionen ist aber das Tabu, so daß man diese ganze Klasse nicht selten als Tabu-Religion bezeichnet. Was ist Tabu? Es ist die Ausscheidung einer Sache aus dem allgemeinen Gebrauch und die Erhebung derselben zu einem heiligen Gegenstande. Einige Dinge sind von Natur aus Tabu. Die von Männern bereitete Nahrung ist Tabu d. h. unberührbar für Frauen, die von Frauen bereitete für Männer; daher kann auch nie die ganze Familie mitsammen ihre Mahlzeit einnehmen, sondern die weiblichen Mitglieder müssen für sich allein essen. Gewisse Thiere dürfen nur von den Häuptlingen genossen werden und sind für andere Tabu; Tabu ist auch für jeden das Thier seines Schutzgeistes. Tabu sind die Tempel, die Opfer, die Priester, die Könige und alle vornehmen Familien als Nachkommen der Götter. Weil die Tempel Tabu sind, darum sind sie auch Zufluchtsstätten, aus denen niemand zur Bestrafung herausgeholt werden darf. Alles, was von einer Person, die Tabu ist, z. B. vom Könige, berührt wird, ist sofort selbst Tabu. Aus diesem Grunde ging der König nie in ein fremdes Haus, weil dasselbe sonst für andere unbewohnbar geworden wäre; der Becher, aus dem er getrunken hatte, wurde sogleich zerstört. Außer den Dingen aber, die an sich Tabu waren, konnten noch andere als solche erklärt werden. Dieses Tabu wurde durch Priesterherolde ausgerufen und bezog sich entweder auf einzelne oder auf alle, auf eine gewisse Zeit oder auf immer, auf Gegenstände, die man nicht mehr gebrauchen, oder auf Orte, die man nicht mehr betreten durfte. Eine solche Sache war Tabu, weil die Gottheit sich auf derselben niedergelassen hatte. Doch wurde das Tabu auch aus praktischen Gründen auf eine Sache gelegt; z. B. nach großen Schwelgereien wurden bestimmte Früchte oder Thiere als Tabu erklärt, um ihre Ausrottung zu verhüten. Die Ver-

[1] Réville l. c. II. p. 71.

[2] Vgl. „Die katholischen Missionen", 1879. S. 104 ff.

letzung des Tabu zog den Zorn der Götter nach sich und wurde nicht selten mit dem Tode bestraft. Unter diesen Umständen ist es leicht erklärlich, wie das Tabu zu einem Mittel unerträglicher Tyrannei in der Hand der Götzenpriester werden konnte[1]. Was nicht Tabu war, war Noa, d. h. zum allgemeinen Gebrauche bestimmt. Die Weiber waren fast überall vom Tabu ausgenommen, während für sie selbst zahllose Dinge Tabu waren. Sie durften nicht über Wege gehen, die von Männern gebahnt, nicht in Kähnen fahren, die von Männern gebaut waren. Ueberhaupt nahm das Weib eine sehr tiefe Stellung ein, aus der auch wohl die sittliche Verkommenheit sich zum großen Theil erklären mag.

Es erübrigt noch, ein paar Worte zu sagen über die Ansicht der Insulaner von der Schöpfung und dem Leben nach dem Tode. Die Erschaffung der Welt oder vielmehr der jedesmaligen Insel stellt man sich fast überall so vor, daß die Insel aus dem Meere gefischt worden sei; im einzelnen wechseln aber die Sagen von Insel zu Insel.

Die Maori auf Neu-Seeland z. B. haben über den Ursprung der nördlicheren ihrer beiden größeren Inseln folgende Sage. Maui war ein gewaltiger Held und Zauberer, der viele erstaunliche Thaten vollbrachte. Eines Tages sagte Maui zu seinen fünf Brüdern, er wolle fischen gehen, aber einen so großen Fisch fangen, daß ihn die Brüder nicht würden aufessen können. Die Brüder fürchteten sich und wollten ihn nicht mit ins Boot nehmen. Aber Maui verwandelte sich in einen kleinen Vogel und flog in das Kanoe; erst auf offener See gab er sich zu erkennen. Maui hatte einen kostbaren Angelhaken bei sich; aber die Brüder weigerten sich, ihm Köder zu geben. Da schlug sich Maui ins Gesicht, so daß seine Nase blutete, und mit diesem Blute tränkte er etwas Flachs: das war sein Köder. Dann warf er die Angel aus, und es dauerte nicht lange, so biß es an und zog mit solcher Gewalt, daß die Brüder fürchteten, das Boot möchte umschlagen, und riefen: „Maui, laß los!" Aber Maui antwortete: „Was Maui hält, läßt er nicht wieder los." Und diese Antwort ist seitdem bei den Neu-Seeländern zum Sprichwort geworden. Maui zog mehr und mehr und zog ein ganzes Land heraus. Da riefen die Brüder: „Der Fisch ist ein Land." Als der ganze Fisch an der Oberfläche des Wassers war, eilten die Brüder, ihn unter sich zu vertheilen; weil sie von allen Seiten zogen und zerrten, gab es viele Unebenheiten auf der Insel. Das Kanoe aber strandete, und

[1] Vgl. Perty, Anthropologie. II. S. 106 f.

heute noch erzählen die Eingeborenen, es liege auf dem Gipfel des Berges Ikaurangi bei Waipiro, wo auch Maui seine Ruhestätte gefunden habe [1].

Die Tuamotu-Insulaner berichten über den Anfang der Dinge also: Im Anfange war das Himmelsgewölbe ganz nahe bei der Erde. Da befahl Tane den Himmelsgeistern, dasselbe höher zu heben. Alle, Kurze und Lange, Kleine und Große, Schlanke und Buckelige halfen sich brüderlich und hoben und schoben, stemmten und stützten, stiegen einer auf den andern, bis endlich das Firmament seinen heutigen Platz einnahm. Dort wurde es dann festgenagelt, gehobelt und geglättet. Hierauf erhob sich die Erde allmählich aus dem Wasser, von dem sie bis dahin überflutet war. Anfangs war die Heimat der Insulaner ein großes Festland. Aber aus irgend einem Grunde hat die Göttin Pele das Land hinweggenommen und nur die Inseln übrig gelassen. Tiki (Liki), der erste Mensch, entstand aus einem Kieselstein, beging aber ein Verbrechen und brachte dadurch den Tod über sich und seine Nachkommen. Darum wird auch bei Leichenfeiern Tiki von dem Priester öffentlich angeschuldigt als die Ursache der allgemeinen Sterblichkeit [2].

Uebrigens glauben die Insulaner durchaus nicht, daß mit dem Tode alles aus sei, wie dies schon der ausgebreitete Ahnencult beweist; vielmehr geht von den zwei Seelen, die jeder Mensch hat, eine, von Geistern begleitet, in die Unterwelt, an deren Eingangsthor sie den Gott Tama vorfindet, der sie vor den bösen Geistern warnt, damit sie von diesen nicht in die Abgründe gestürzt wird. Das Leben in der Geisterwelt ist dem irdischen durchaus ähnlich, nur frei von Plagen. Die andere Seele bleibt im Grabe, bei dem man von Zeit zu Zeit Nahrungsmittel niederlegt, damit die Seelen keinen Hunger leiden. Auch verwundete man sich gegenseitig bei den Todtenfeiern, sei es, um den Blutdurst der Verstorbenen zu stillen, sei es, um die dem Verstorbenen etwa feindlichen Götter dadurch zu versöhnen. Unbeerdigte Todte irren nachts umher, jammern über Kälte, plagen die Lebenden und fahren zuweilen in dieselben und veranlassen sie zum Weissagen [3].

---

[1] Christmann und Oberländer, Oceanien. I. S. 28 f.

[2] „Die katholischen Missionen", 1876. S. 72 ff. Andere Schöpfungssagen bei Bastian, Religionsphilosophische Probleme. II. S. 19 ff.

[3] Perty, Anthropologie. II. S. 106 ff. Knabenbauer S. J., Das Zeugniß des Menschengeschlechtes für die Unsterblichkeit der Seele. S. 155 f.

2. Die Melanesier.

Ueber das Verhältniß der religiösen Anschauungen der Polynesier zu denen der Melanesier äußert sich Ratzel dahin: „Die Hauptzüge melanesischer Geister- und Götterlehre ähneln so sehr denjenigen der polynesischen, daß an naher Verwandtschaft beider nicht zu zweifeln ist. Bastian hebt einmal hervor, daß in dem auf der Grenze Polynesiens im Uebergange zu Melanesien gelegenen Fidschi sich auch die Mythen der beiden Areale in vielerlei Durcheinanderverschiebungen berühren, während Mikronesien, wohin die Gruppen der Ralik und Ratik überleiten, eine eigenartigere Gestellung bewahre. Allein diese Anklänge reichen viel weiter, auch selbst über das mit polynesischen Kolonien besonders stark durchsetzte Gebiet der Neuen Hebriden hinaus. Man geht nicht zu weit, wenn man sagt, daß das Grundgewebe der melanesischen Mythologie aus polynesischen Fäden besteht, und daß die eigenthümlichen Züge in diese nur hineingewoben sind, häufig aber auch nur in einer Abschwächung schon vorhandener Fäden und Farben beruhen." [1]

Einen Uebergang von der höher stehenden hellfarbigen Bevölkerung Oceaniens zu der tiefer stehenden dunkelfarbigen bilden die Bewohner der Viti- (Fidschi-) Inseln, einer aus über 150 Inseln bestehenden Gruppe, von denen aber nur etwas über 60 immer bewohnt sind. Schon der Umstand, daß die Vitier bald den Polynesiern, bald den Melanesiern zugezählt wurden, zeigt, daß dieselben ein Mischvolk sind. Meinicke schreibt: „Genauere Untersuchungen über die natürliche Bildung der Vitier wie über ihre Sprachen haben ergeben, daß sie ursprünglich ein melanesischer Volksstamm sind, der sich jedoch in seinem Bildungszustande von den übrigen Melanesiern weit entfernt hat und darin den Einfluß der Polynesier in nicht geringem Grade aufweist, wenn er gleich an Bildung diesen immer noch nachsteht. Wie diese Umbildung stattgefunden, läßt sich nicht nachweisen." [2] Eben weil zwischen den verschiedenen Stämmen eine schroffe Trennung gar nicht durchführbar ist, und weil andererseits aus der geschichtlichen Zeit sich keine Verbindung von Polynesiern und Melanesiern nachweisen läßt, welche eine so völlige Umbildung des frühern Zustandes genügend erklärt, darum ist die schon oft ausgesprochene Vermuthung gerechtfertigt, daß die jetzt allerdings sehr weit voneinander abstehenden Völker auf eine gemeinsame Wurzel zurückzuführen sind [3].

[1] Ratzel, Völkerkunde. II. S. 311. [2] Meinicke a. a. O. I. S. 27.
[3] Vgl. P. Gloatz, Speculative Theologie. Gotha 1884. I. S. 1005.

Die Vitier waren die ärgsten Kannibalen. Nicht nur sämmtliche Kriegsgefangene wurden verzehrt, sondern die Stammesgenossen fraßen auch einander, die Männer ihre Weiber und die Eltern ihre Kinder auf. Freunde machten einander Geschenke von Menschenfleisch. Ein bekehrter Häuptling zeigte einem protestantischen Missionäre eine Reihe Steine, die sein Vater aufgestellt habe, um genau zu wissen, wie groß die Zahl der von ihm verzehrten Menschen sei, und er bemerkte ausdrücklich, sein Vater habe diese allein aufgegessen. Der Missionär zählte die Steine; es waren deren 872 [1]. Seit dem Jahre 1874 stehen die Inseln unter englischer Oberhoheit, und seit der Zeit haben sich die Zustände bedeutend gebessert. Baron v. Hübner sagt: „Viti bietet jetzt ein merkwürdiges und, wie mir scheint, befriedigendes Schauspiel. Die Häuptlinge der großen Stämme sind Staatsbeamte geworden und versehen ihre Stelle in der Verwaltung und im Parlament. Sie sind zwar nicht freundlicher gegeneinander gesinnt als früher, ohne jedoch die öffentliche Ordnung irgendwie zu stören. Im allgemeinen kommen wenig Gewaltthaten vor. Das Volk ist glücklich, ruhig, nichts weniger als betriebsam, aber mit seinem Loos zufrieden. Bis jetzt hat die den Eingebornen innerhalb gewisser Grenzen gestattete Selbstverwaltung (Home rule) nur gute Früchte hervorgebracht.“ [2] Viele Insulaner sind Christen geworden, theils protestantische, theils katholische.

M. Müller meint, die Religion der Melanesier biete ein gutes Beispiel, wie die Gottesidee aus der unbestimmten Auffassung des Unendlichen entstanden sei. Er führt die Worte eines protestantischen Missionärs an: „Die Religion der Melanesier besteht, was Glauben betrifft, in einer Ueberzeugung, daß es eine übernatürliche Macht gibt, die aber zum Kreise des Unsichtbaren gehört; und was Cultus betrifft, im Gebrauch von Mitteln, um diese Macht zu unserem eigenen Vortheil zu verwenden. Die Idee eines höchsten Wesens ist ihnen ganz fremd, ja selbst die Idee von irgend welchen Wesen, die eine sehr hohe Stellung in der Welt einnehmen. Es gibt einen Glauben an eine Kraft, ganz verschieden von Naturkräften, die in allen möglichen Weisen Gutes und Böses schafft, und die zu besitzen oder zu beeinflussen zum größten Vortheil gereicht. Dies ist Mana ... Es ist eine Macht oder ein Einfluß,

---

[1] „Die katholischen Missionen“, 1880. S. 216.

[2] Through the British Empire. II. p. 346. Vgl. S. 327 ff. die Schilderung der Verwaltung des Landes.

nicht natürlich, sondern in gewissem Sinne übernatürlich; aber es zeigt sich in natürlichen Kräften und in irgend welcher Macht oder Uebermacht, die einzelne Menschen besitzen. Dieses Mana ist nicht an irgend etwas gebunden und kann nach überallhin mitgetheilt werden. Geister, vom Körper getrennte Seelen, übernatürliche Wesen besitzen es und können es mittheilen. Seinem Ursprunge nach geht es immer von persönlichen Wesen aus, aber es kann sich vermittelst des Wassers, vermittelst eines Steines oder eines Knochens äußern. Alle melanesische Religion besteht darin, dieses Mana's für sich habhaft zu werden, oder es zu unserem Nutzen verwendet zu sehen — alle Religion, d. h. soweit sie in religiösen Gebräuchen, in Gebeten und Opfern besteht." [1]

Daß diese Mittheilung des gelehrten Oxforder Theologen R. H. Codrington nur eine falsche Abstraction ist, die er sich von der melanesischen Religion gebildet hat, wird das Folgende zur Genüge zeigen. Alle Melanesier anerkennen ein durchaus übermenschliches höheres Wesen, dem sie Verehrung zollen. Neben ihrer Gottesverehrung aber läuft das Mana als Zauberglaube nebenher. Noch verkehrter ist es, wenn M. Müller das Mana als etwas Ursprüngliches ansieht, da es doch erst auf einer tiefen Entartungsstufe der Religion zum Vorschein kommt. Ehedem scheint die Religion der Melanesier dieselbe gewesen zu sein, wie die der Polynesier, und in der Verehrung des Himmelsherrn bestanden zu haben.

Unter den zahllosen Göttern der heidnischen Vitier ist Ndengei (Tengei, Dengei, Ndengeh) der zumeist als höchster verehrte Gott. Er ist, wie vor allem aus seiner Verbindung mit Mautu-Maui in der Schöpfungssage hervorgeht, der Tangaloa Polynesiens [2]. Nach der Sage soll er aus einem Felsen geboren worden sein und einen Schlangenleib haben. Er wohnt auf Viti Levu in einer Höhle; wenn er sich in derselben umwendet, so entsteht Erdbeben. Er ist der Hervorbringer und Erhalter aller Dinge [3]. Die Menschen verdanken ihm insofern ihr Dasein, als er das Urei ausbrütete und das aus demselben hervorgehende Menschenpaar Speise und Trank bereiten lehrte [4]. Ehemals regierte er die Welt unmittelbar, vernichtete aber die Menschen bis auf wenige durch eine Flut und übergab die Regierung der Welt seinen Söhnen Tokairambe

[1] Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion. Von M. Müller. Straßburg 1881. S. 59 f.

[2] Ratzel, Völkerkunde. II. S. 302.

[3] Meinicke, Die Inseln des Stillen Oceans. II. S. 27.

[4] Der Mensch. Von Dr. B. Platz. Würzburg 1887. S. 534.

und Tulakemba Radinandina. Diese nehmen auch die Gebete der Menschen entgegen und überbringen sie dem Ndengei. Auf Viti Levu heißen diese Söhne Uto, Rockomautu und Nanggai. Weil Ndengei das Erdbeben verursacht, wird dasselbe unter dem Namen Mavuike auch wohl als seine Frau bezeichnet[1].

Wie Ndengei in der Erde, so wohnt der zweithöchste Gott Ove im Himmel. Letzterer scheint zuweilen sogar für ein höheres Wesen als jener gehalten worden zu sein[2]. Zuweilen wird die Sonne oder der Mond als sein Wohnsitz bezeichnet. Auch er wird als Schöpfer der Welt und der Menschen gefeiert; die Geburten beeinflußt er durch den Wechsel des Mondes.

Die höchsten Götter sind aber keineswegs die am meisten im Vordergrunde des Cultus stehenden; vielmehr wird die häufigste Verehrung dem Lichtgotte Ndanthina und dem Gotte der Fruchtbarkeit der Felder Ratumaimbulu zu theil[3]. Vor Kriegszügen pflegt man vorzüglich dem Gott Dhangonvala Opfer von Walfischzähnen und Lebensmitteln darzubringen. Mit Ausnahme von Ratumaimbulu sind die Götter recht blutdürstig, nicht nur nach Thier-, sondern auch nach Menschenblut. Besonders kann Ndengei's Gier kaum je gestillt werden. Selbst die eigenen Frauen und Kinder schlachtete man ihm.

Uebrigens ist mit den bisher genannten die Zahl der Götter keineswegs erschöpft; sie sind vielmehr nur die allgemein anerkannten Götter, neben denen es noch viele andere gibt, die nur in einzelnen Gegenden oder Ortschaften verehrt werden. Ja, jeder Vitier hat seinen besondern Schutzgott, dem ein gewisses Thier heilig ist. Dieses ist in Folge dessen für den Betreffenden Tabu. Ueberhaupt wird das Tabu auf viele Personen und Gegenstände ausgedehnt.

Außer den eigentlichen oder „ursprünglichen Göttern" Kalou-Vu (Kalou = dem polynesischen Atua allgemeine Gottesbezeichnung) gibt es auch Kalou-Yalo, „Seelengötter", d. h. vergötterte Menschen, Ahnengeister[4], welche hauptsächlich Schutzgötter einzelner Stämme sind. Da die Menschen beim Sterben in den Zustand der Götter übergehen, so gilt es als ein Werk der Liebe, die nächsten Verwandten von den Leiden

---

[1] At Home in Fiji. By C. F. Gordon Cumming. London 1881. Vol. 2. p. 300 sqq. Fiji, our new Province in the South-Seas. By J. H. de Ricci. London 1875. p. 50 sqq.

[2] Oberländer, Oceanien. II. S. 173.

[3] Meinicke a. a. O. S. 37. [4] Meinicke a. a. O. S. 38.

einer unheilbaren Krankheit oder eines beschwerlichen Alters zu befreien und durch Erdrosselung oder Lebendigbegraben zu Göttern zu machen. Zugleich werden dem Häuptling seine Lieblingsweiber und Diener als Geleit ins Jenseits mitgegeben. Die Seelen der gewöhnlichen Vitier müssen erst das Gericht des Ndengei bestehen, um in den Himmel Mbulu oder Langi eingehen zu können. Werden sie nicht würdig befunden, dann ergreift sie Ravuyalo, der Wächter der Unterwelt, und schleudert sie in das Reich der Qualen, dessen Beherrscher Lothia ist. Doch wechseln die Sagen in Betreff des Jenseits auf allen Inseln. Der Maßstab zur Beurtheilung des Guten und Schlechten ist von unserer Anschauungsweise sehr verschieden. Für Lügner gibt es keine Rettung, für tapfere Männer keine Verdammung; untättowirte Weiber können unmöglich in den Himmel gelangen; ebenso wird jeder unverehelichte Erwachsene entweder von einer Göttin in Stücke gerissen, oder von einem Gotte an einem Felsen zerschmettert. Deshalb müssen dem Verstorbenen seine Weiber in den Tod folgen, damit er sich als Ehemann ausweisen könne [1].

An die Ahnengeister reihen sich die Naturgeister, die in der Luft, in Bäumen, in heiligen Steinen, in Haifischen, Ratten, Schlangen, Schildkröten, Vögeln oder anderen Thieren, zuweilen auch in menschlichen Leibern wohnen; kurz, alles ist von Geistern bevölkert, theils guten, theils bösen [2]. Gegen die letzteren schützt man sich durch Talismane, durch Geschrei, durch Umherfuchteln in der Luft u. dgl.

Jedes Dorf hat sein besonderes Geisterhaus, Mbure, mit einem dazu gehörigen Priester, Mbete, den man sich als von einem Gott in Besitz genommen denkt [3]. In Kraft der Verbindung mit dem Gotte kann der Priester weissagen. Bei jedem wichtigen Unternehmen wendet man sich darum an ihn um Rath. Beim Weissagen geräth der Priester in krampfhafte Zuckungen und stößt plötzlich einen gellenden Schrei aus, zum Zeichen, daß die Inspiration erfolgt ist; im Zustande der Begeisterung gibt er dann den Orakelspruch. Vor dem Kriege wird aus den Zuckungen eines Menschenopfers geweissagt. Die Priester selbst befleißigen sich nicht der Zauberei, sondern diese Kunst wird von einer eigenen Kaste geübt.

Größere Feste wurden gefeiert bei der Ernte oder am Jahresschluß und bei anderen Gelegenheiten. Die Opfer bestanden in Lebensmitteln, Fischzähnen, Waffen, Geräthen; am höchsten aber schätzte man die Menschen-

[1] Schneider, Naturvölker. I. S. 203.
[2] Réville, Les Religions des peuples non-civilisés. II. p. 123.
[3] Meinicke a. a. O. S. 39.

opfer, welche oft in erschrecklicher Zahl und unter ausgesuchter Grausamkeit dargebracht wurden. Die Götter verzehrten übrigens nur die Seele, der Leib fiel den Priestern und dem Volk zum Antheile.

Trotzdem die Vitier auf dieser tiefen Stufe des Kannibalismus standen, hielten sie sich doch für eine weit höhere Rasse als die Neu-Kaledonier, die nach ihrer Meinung nicht einmal ein Recht darauf hatten, Götter zu verehren. Bekannt ist das stolze Wort, mit welchem ein vitischer Priester die Neu-Kaledonier kennzeichnete: „Nicht einmal im Besitze eines Leibschurzes, und wollen Götter haben!"

Die Neu-Kaledonier sind dunkelfarbige Papua mit krausem, nicht wolligem Haare und nicht selten gewaltiger Körperkraft. Die polynesische Bezeichnung des Volkes ist Kanake. „Der Kanake ist von Natur wild, träge und roh. Er zählt auf seine eigene Kraft, und es braucht nicht viel, daß er die Mordkeule gegen seinen Beleidiger schwingt. Nur mit Mühe läßt er sich zu den nothwendigsten Arbeiten anhalten; er liebt Kampf, Blut, Gemetzel, und mit Lust sättigt er sich an den Leichen der Gefallenen." So schildert ein katholischer Missionär im Jahre 1879 die Wilden, welche er und seine Mitbrüder nicht ohne Erfolg zum Christenthum zu bekehren versuchten [1]. Gräßliche Gier nach Menschenfleisch und eine beinahe völlige Abwesenheit des sittlichen Schamgefühles machten die Kanaken zum Gegenstande des Abscheues in den Augen der Reisenden. Nicht nur jener vitische Priester, sondern auch europäische Gelehrte haben ihnen jede Religion abgesprochen. Vor einer solchen Behauptung hätte schon der Hinblick auf die Tempelruinen warnen sollen, welche zeigen, daß die Kanaken bereits vor Alters Cultusstätten hatten und also auch Götter verehrten. Freilich können die Erbauer jener Tempel sich noch nicht in einem so verkommenen Zustande befunden haben, wie die heutigen Insulaner. Allein wenn diese auch manches eingebüßt haben, was ihre Ahnen besaßen, so haben sie doch nie den Glauben an höhere Wesen verloren.

Sie glauben vielmehr an einen Schöpfer und Leiter aller Dinge, den sie Neuengut nennen [2], und auf den sie alles zurückführen, wofür sie sonst keine Ursache anzugeben wissen. Bei einigen Stämmen heißt Gott Intu. Ueberdies hat jeder Stamm seine eigene Gottheit, Dianua, zu welcher die Seelen der Verstorbenen kommen, um ein Gericht zu bestehen. Sie werden dann zu allen Genüssen zugelassen, die sie nur wünschen

---

[1] Msgr. Vitte in den „Katholischen Missionen", 1879. S. 151.
[2] „Die katholischen Missionen", 1876. S. 4 ff.

mögen, können aber trotzdem leider das Stehlen nicht lassen. Hierüber erzürnt, schlägt Dianua sie todt, wodurch sie zu Schatten werden, die auf die Erde zurückkehren und den Menschen als Götter erscheinen. Die ganze Natur und jeder bedeutende Gegenstand in derselben ist im Besitz von Geistern. Götzenbilder kommen ziemlich selten vor. Dagegen gebraucht man Reliquien von Vorfahren und andere Gegenstände als Amulette.

Die heutigen Kanaken versammeln sich nicht mehr in Tempeln, sondern an heiligen Plätzen im Walde [1], die Tabu sind und deren Betreten Unberechtigten den Tod zuzieht. Die Priester nehmen je nach den Göttern oder Geistern, welchen sie dienen, einen verschiedenen Rang ein und genießen besondere Vorrechte. Der Cultus besteht in Gebeten, Gesängen, Opfern aller Art und rasenden Tänzen, Pilupilu, bei denen sie mehr Dämonen als Menschen gleich sind.

Auch den „bösen Du" verehren die Insulaner, indem sie auf einem großen Altar Früchte aufhäufen und an den Zweigen der Bäume ringsum Fische, Schildkröten und Geflügel aufhängen. So hoffen sie den Du zu besänftigen, vor dem sie grausige Angst haben; denn er ist ein Geist in Menschengestalt, aber von riesiger Größe und gewaltigem Körperumfange, der mit seinen Opfern nicht spaßt. Glücklicherweise kann er nur in der Nacht Schaden zufügen. Von ihm kommen Krankheiten, Hungersnoth, plötzliches Sterben, jegliches Unglück. Der Wahnsinn ist der Geist des Du. Leute mit unheimlichen Zügen werden gemordet, weil der Du in ihnen wohnt.

Die Sitte des Lebendigbegrabens, um Götter zu machen, herrscht auch in Neu-Kaledonien; dagegen ist das Tättowiren selten und kommt fast nur beim weiblichen Geschlecht vor.

Wie vorsichtig die Missionäre mit diesen Kannibalen vorgehen mußten, zeigt folgendes Ereigniß. Einem Wilden wurde die Taufe verweigert, weil er zwei Frauen hatte. Eines Tages erneuerte er seine Bitte. „Aber du hast ja zwei Frauen", sagte der Missionär. „Nein," lautete die Antwort, „ich habe nur eine." „Und was hast du mit der andern gemacht?" „Ich habe sie getödtet", erwiederte der Kanake mit einer Ruhe, als ob das etwas Selbstverständliches wäre [2].

Eigenthümliche Sitten und Sagen haben die Belep-Insulaner auf den kleinen Inseln im Norden Neu-Kaledoniens [3]. Der Maristen-

---

[1] Abbildung eines Beschwörungsplatzes in den „Kathol. Missionen", 1879. S. 53.
[2] A. a. O. 1876. S. 6.
[3] Vgl. „Die katholischen Missionen", 1880. S. 72 ff. 139 ff. 184 ff. 231 ff.

Missionär P. Lambert hat während seines langjährigen Aufenthaltes auf den Inseln eine Menge interessanter Einzelheiten über das Leben und Treiben der Insulaner gesammelt.

Der Hauptgott ist Doibat, der Beherrscher des Paradieses, Tsiabilum. Er ist ungeheuer groß, steht immer aufrecht und unbeweglich auf seinem Platze, sieht alles, was in seinem Reiche vorgeht. Er wünscht, daß alle glücklich seien, und fordert deshalb die Bewohner seines Reiches zu unaufhörlichen Vergnügen auf, d. h. zum Spielen und Essen; denn das ist das Höchste, was die Insulaner sich vorstellen können. Weil Doibat schon so lange ruhig auf einem Fleck steht, so haben die Bäume Wurzeln in seinen Riesenleib geschlagen, weshalb er auch den Namen trägt: Tea maia nan diet, d. h. der große, theilweise umholzte Häuptling. Füße aber und Beine sind im Felsen verborgen, woher der andere Name: Tea maia nan buang, d. h. der große, theilweise in Stein gehüllte Häuptling. Doch bringen die Seelen nur die Nacht bei Doibat zu. Am Tage gehen sie zu ihren Verwandten und bewohnen die Gräber, um dort die gebührenden Ehren zu empfangen.

Nicht alle Seelen gelangen ohne Schwierigkeit nach Tsiabilum. Auf dem Wege dorthin kommen sie nämlich an dem Aufenthaltsorte des bösen Geistes Kiemua vorüber, welcher das Land Tsiambumbon beherrscht. Dieser Geist steht beständig auf einem Felsen auf der Lauer, um die vorübergehenden Seelen einzufangen und sie zu quälen. Hat er aber seine Wuth an ihnen gekühlt, dann läßt er sie weiter nach Tsiabilum ziehen.

Eine andere Art Geister sind die Diewes oder Waldgötter, welche weite Lippen und aschgraue Haare haben und der Fischerei leidenschaftlich ergeben sind. Sie wohnen gemeinschaftlich in Wäldern und an Meeresküsten, wo sie Tänze aufführen. Wer einen ihrer Bäume fällt, bekommt starkes Erbrechen. Wenn eine Frau unter einem solchen Baume einschläft, raubt der Diewe ihren Geist, um ihn zu heiraten, und läßt nur den Körper ihrem Manne zurück, d. h. er macht die Frau wahnsinnig. Gegen Wahnsinn wird darum der Puala-Diewe (Diewe-Beschwörer) gerufen, der nicht nur Krankheiten heilen, sondern auch Nachkommen verschaffen und die Fische ans Ufer locken kann.

Es gibt auch Geister, welche Felsen bewohnen und Puenebu heißen; der bekannteste derselben ist Goaomaman. Die übrigen Geister heißen Diawas. Ein kleiner Seekrebs wird als Göttin Kabo Mandalat verehrt, damit man von der Elephantiasis verschont bleibe.

Zeichendeuterei vermittelst kleiner Zauberpakete und verschiedene andere Hexenkünste sind allenthalben im Gebrauch. Ueberhaupt ist der praktische Aberglaube derselbe wie in Neu-Kaledonien.

Mit den Neu-Kaledoniern nach Sprache und Sitte eng verwandt sind die Bewohner der Loyalitäts-Inseln, früher ebenfalls arge Kannibalen, jetzt zum Christenthum bekehrt. Ihr höchster Gott war Laulaati, Schöpfer der Welt und der Menschen. Ein anderer Name der höchsten Gottheit war Aaze. Diesen Gott verehrten sie indessen weniger als die Ahnengötter, deren Reliquien sehr heilig gehalten wurden. Die Seelen gehen nach dem Tode zu dem im Westen gelegenen Himmel Loëha. Starb ein geliebtes Kind, so gab man ihm Mutter oder Tante mit in den Tod, damit es im Jenseits nicht hilflos und verlassen sei. An Kunstsinn überragen die Bewohner dieser Inseln die meisten Papua [1].

Die Neu-Hebriden sind auch von kannibalischen Papua bevölkert, die sich weder durch Kraft noch durch Schönheit auszeichnen. Der höchste Gott ist Nungerain. Er gilt für so erhaben, daß nur Priester und Häuptlinge seinen Namen aussprechen dürfen. Er fischte die Insel Aneityum aus dem Meer und setzte Mann und Weib auf dieselbe. Der Schöpfergott heißt auf der Eromanga-Insel Nobu, auf Nguna Supe. Sonne und Mond gelten als Götter, und ihre Steinbilder finden sich auf verschiedenen Inseln. Holzblöcke, in denen Geister wohnen, werden verehrt [2]. Es scheint auch eigentliche, wenngleich sehr rohe menschengestaltige Götzenbilder gegeben zu haben.

Am häufigsten verehrt werden die Ahnengeister, welche bei ihrem Vater Nungerain im Himmel wohnen, aber auch sonst überall herumgehen können. Den Geistern der verstorbenen Häuptlinge opfert man hauptsächlich, um eine gute Ernte zu erlangen, und zwar werden auf mehreren Inseln zu diesem Zwecke Menschenopfer dargebracht. Nach dem Opfer der Erstlingsfrucht spricht auf der Insel Tanna der Häuptling vor der andächtig schweigenden Versammlung folgendes Gebet: „Erbarmender Vater! hier ist etwas Speise für dich, verzehre sie, sei uns gnädig um dieser Gabe willen.“ [3] Die Ahnengeister heißen Natmases oder Natemas.

Pflanzen, Thiere, Steine werden von Geistern bewohnt gedacht und verehrt. Zuweilen sollen die Geister auch Menschen in Besitz nehmen, denen dann ebenfalls Verehrung zukommt. Knochen, Schädel oder ganze

[1] Gloatz I. S. 983 f. Meinicke, Die Inseln des Stillen Oceans. I. S. 243.
[2] Meinicke a. a. O. S. 199.
[3] Schneider, Naturvölker. II. S. 365.

Skelette von Verstorbenen sind Gegenstand des Cultus und werden als Amulette gebraucht. Der Sonne werden zuweilen Opfer dargebracht; Sonnenverehrung ist besonders auf der Insel Tanna häufig.

Vornehmen Verstorbenen pflegt man andere Menschen zur Bedienung in den Tod nachzusenden. Die Weiber eines Häuptlings tragen nach ihrer Verheiratung stets einen Strick um den Hals, um damit beim Tode ihres Gemahls erdrosselt zu werden. Alte und Kranke lassen sich lebendig begraben, um in das schöne Land nach Westen zu gehen und dort nichts anderes zu thun, als zu essen und Tabak zu rauchen. Um in dieses Paradies zu kommen, muß man aber rechtschaffen gewesen sein; denn Geizhälse und Mörder kommen an einen Ort, wo sie hungern müssen und über spitze Steine geschleppt werden [1]. Gerade wie auf den Belep-Inseln wird der Eingang zur Unterwelt von einem bösen Geiste bewacht, der den Ankommenden, wenn sie sich nicht in Acht nehmen, mit einer Keule den Kopf einschlägt.

Außer Priestern zum Dienst der Götter gibt es Regen-, Gewitter-, Fliegen-Macher und andere Zauberer, von denen die Krankheitsmacher die schlimmsten sind. Das Tabu ist allgemein. Anstatt der Tempel dienen Versammlungsplätze mit Steinbänken. Doch kommen auch zuweilen eigentliche Tempelhütten vor.

Wesentlich dieselben religiösen Anschauungen herrschen auf den Santa-Cruz-Inseln, wo jedes Dorf sein Geisterhaus mit roh geschnitzten Götzenbildern und Todtenschädeln hat. Den Ahnengeistern wird die meiste Verehrung gezollt. Die höchste Gottheit wohnt auf einem Berge der Insel Wanikoro und kündigt durch Wolken ihre Gegenwart an. Priester und Zauberer spielen dieselbe Rolle wie überall unter den Melanesiern.

Merkwürdigerweise kehrt auf den Salomons-Inseln der polynesische Name Atua für Gott wieder, bezeichnet aber hier böse Geister, die in den Götzenbildern wohnen und den Menschen alles mögliche Uebel zufügen. Ob Ataro nur ein anderes Wort für Atua ist oder eine andere Klasse von Geistern bezeichnet, scheint unsicher. Ueber allen Geistern aber steht der Gott Yona, der sonderbar genug blind und taub ist, aber trotzdem, besonders bei der Yamspflanzung, eifrig verehrt wird [2]. Vielleicht soll durch die Blindheit und Taubheit nur das hohe Alter angedeutet werden. Zu diesem Gotte gehen die Seelen nach dem Tode und werden durch seine Kraft göttlichen Lebens theilhaftig.

[1] Gloatz I. S. 973. [2] Meinicke a. a. O. I. S. 164.

Auf den Wohnhäusern und besonders in den Gemeindehäusern stellt man grausig gestaltete Götzenbilder auf, um böse Geister fernzuhalten. Ebenso stellt man in den Tempelhütten Schädel verstorbener Häuptlinge zur Verehrung auf. Von den Thieren wird besonders der Haifisch verehrt. Opfer an Geld und Nahrungsmittel werden wohl aus diesem Grunde in die See geworfen, dann aber auch, weil die Seelen der Verstorbenen ins Meer hinabsteigen, indem sie dem Weg der Sonne folgen. Zu Ehren der Götter werden große Feste gefeiert. Tättowirung ist wie bei allen Melanesiern nicht häufig.

Wenig bekannt sind die religiösen Anschauungen der Bewohner von Neu-Irland, Neu-Britannien und den benachbarten Inseln. Soviel aber ist gewiß, daß dieselben der Gottesverehrung nicht entbehren[1]. Das beweisen die zahlreichen, von Kunstsinn zeugenden Götzenbilder und andere religiöse Darstellungen, die nicht nur in Tempelhütten aufbewahrt, sondern allenthalben an den Wohnungen angebracht werden. Auch Menschenschädel, Federbüsche, grinsende Masken u. dgl. dienen als Schutzmittel gegen schlimme Einflüsse. Wenn man irgendwo die Gegenwart eines bösen Geistes vermuthet, z. B. bei Krankheiten, so sucht man denselben durch starkes Lärmen zu verscheuchen. Der böse Geist heißt auf Neu-Britannien Tambaran. Er ist die Ursache aller Uebel, besonders aber des Todes[2]. Es gibt auf Neu-Britannien eine Geheimlehre von einem Gotte, der jedes Jahr von Insel zu Insel wandert, auf jeder gefeiert wird, stirbt und begraben wird, um auf der nächsten Insel aufzuerstehen. Er soll ein Geist, aber doch von fabelhaft großer Gestalt sein. Er heißt Duk-Duk und wird durch eine maskirte Person vorgestellt, die den gleichen Namen trägt[3]. Religiöse Tänze sind häufig. Am großartigsten sind die Begräbnißfeierlichkeiten, die noch längere Zeit wiederholt werden und zugleich Ahnencult sind.

Viel besser erforscht ist die Religion mancher Küstenstämme Neu-Guinea's, wenn auch das Innere des Landes zum großen Theil noch unbekannt ist. Im Westen der Insel an der Bucht von Doreh wohnt der Mafor-Stamm, die Papua, die zum Theil etwas Mohammedanismus angenommen haben. Sie verehren einen höchsten guten Geist Narvoje, dem ein böses Wesen Manuwel gegenübersteht[4]. Doch opfern sie nur dem erstern. Narvoje zeigt sich im Nebel über den Wäldern und steigt in dem Tabakrauche hernieder, den der Opfernde aufbläst, nachdem

[1] Oberländer, Oceanien. II. S. 109 ff.
[2] „Die katholischen Missionen", 1884. S. 24.
[3] Gloatz a. a. O. S. 940. [4] Oberländer a. a. O. II. S. 33 ff.

er durch Rufen den Gott aufmerksam gemacht hat. Darauf werden Früchte und Reis am Stamme des Baumes niedergelegt, und das Opfer ist fertig.

Es ist nicht klar, in welchem Verhältnisse Narvoje zu Mangundi steht, von welchem die Bewohner Neu-Guinea's abstammen. Mangundi heißt „der Einzige". Er trägt auch den Beinamen Korano Konori und soll die Insel hervorgebracht haben. Die Menschen schuf er, indem er mit einer Zauberwurzel eine Jungfrau berührte, die dann den nach dem Vater benannten Sohn Konori gebar. Hierauf heiratete Mangundi die Mutter des jüngern Konori, und aus dieser Verbindung stammen die Bewohner von Neu-Guinea. Doch wird die Sage auch anders erzählt. Später verbrannte sich Mangundi selbst, um als Jüngling wieder aus den Flammen zu entstehen. Dann ermunterte er die Papua zu einem rechtschaffenen Leben und zur Erbauung von Tempeln und verschwand hierauf mit seinem Sohne Konori. Nach einem andern Berichte predigte Konori den Papua, sie sollten die Gebote seines Vaters treu erfüllen; sonst würde sie eine große Strafe treffen. Sie versprachen das Beste, fielen aber doch bald in Sünde und wurden zur Strafe braun. Konori verließ sie und ging zu seinem Vater; später wird er wieder kommen und das Volk glücklich machen. Nach Réville verbrennt Mangundi sich jeden Tag von neuem, um sich zu verjüngen[1]. Es scheint sicher, daß in diese Sage ein Sonnenmythus hineinspielt; aber die Bedeutung der einzelnen Züge ist nicht mehr zu erkennen.

In der praktischen Religionsübung der Mafor nehmen den ersten Platz ein die Korwar, hölzerne, unförmliche Bilder, welche menschliche Figuren in stehender oder sitzender Haltung vorstellen. Wenn man ein solches Bild gemacht hat, so schüttelt man es und redet es an in der Ueberzeugung, daß die Seele des Verstorbenen, den es darstellen soll, auf diese Manipulation hin ihren Wohnsitz in demselben nimmt. Doch wird nach Hellwald[2] die Herstellung eines Korwar mit noch vielen anderen Feierlichkeiten umgeben. Die Korwar werden nicht nur im Tempel, Rumsram, sondern in allen Häusern aufgestellt und selbst mit auf die Reise genommen; von seinen Korwar läßt der Dorehse am letzten. Um den Beistand des Korwar zu erlangen, kauert man vor dem Bilde nieder, legt ihm die Gaben hin und trägt sein Anliegen vor.

---

[1] Les Religions des peuples non-civilisés. II. p. 124.
[2] Naturgeschichte des Menschen. I. S. 93.

Die Tempel werden nicht selten auf Pfählen im Wasser erbaut und mit Holzschnitzereien versehen, welche Menschen- und Thier-Figuren vorstellen [1]. Auch pflegen die Söhne beim Tode ihres Vaters kleine hölzerne Bilder zu verfertigen und im Tempel aufzustellen. Stirbt der Verfertiger des Bildes, so wird die Statue weggeworfen und von seinem Sohne eine neue für den verstorbenen Vater aufgestellt. Diese Statuen sollen dazu dienen, den Geist des Verstorbenen hineinzulocken, der einige Zeit nach dem Tode beim Grabe verweilt, weshalb man dort auch Speisen aufstellt. Die Schädel der Verstorbenen werden vielfach als Gegenstände der Verehrung aufbewahrt. Die Geister der Ermordeten sucht man durch Lärm und Geschrei aus dem Dorfe zu verbannen.

Priester gibt es nicht, sondern nur Zauberer, die außer anderen Beschwörungen auch besonders Krankenheilungen bewirken. Amulette, Zeichendeuterei und allerlei abergläubische Gebräuche nehmen eine hervorragende Stelle im Leben der Dorehsen ein.

Die Verehrung der Korwar hat man auch bei anderen Küstenvölkern Neu-Guinea's gefunden, wie z. B. bei den Utanaten, die gerade wie die Mafor bei der Verehrung des Korwar darauf achten, ob sie etwa von einer nervösen Aufregung befallen werden; denn das gilt als ein schlimmes Zeichen. Große Stücke halten sie auf die Schädel Verstorbener, weil sie glauben, daß sie durch dieselben sich die Kräfte der ehemaligen Besitzer aneignen können. Man hat auch die dunkle Ahnung von einem höchsten Wesen bei ihnen entdeckt, welches die Schicksale der Menschen lenkt, ohne darum besonders verehrt zu werden [2].

Bei den Stämmen auf der östlichen Halbinsel fehlen die Korwar; doch gibt es dort Tempel, die mit Holzschnitzereien und mit Köpfen und Zähnen von Schweinen, ferner mit Pfeilen, Bogen, Lanzen und anderen Geräthen versehen sind [3]. In einigen Gegenden, wie um Port Moresby, glaubt man an einen bösen Geist Vata, von welchem die Krankheiten herkommen.

Im Innern der Insel hat man bis jetzt keine Götzenbilder gefunden; doch herrscht gerade dort der Geisterglaube stärker, als irgendwo anders. Besonders in den Wäldern schwärmen die Geister umher, so daß niemand es wagt, bei Nacht einen Wald zu betreten. Zauberer, die Wind und Wetter regieren und Krankheiten heilen, finden sich überall.

---

[1] Dr. S. Friedmann, Sumatra, Borneo u. s. w. Leipzig 1868. S. 248.
[2] Gloatz a. a. O. I. S. 878. [3] Oberländer a. a. O. S. 37 ff.

Die Eingeborenen des australischen Festlandes, auch einfach Australneger genannt, stehen nach den Berichten mancher Reisenden ungefähr auf der tiefsten Stufe der Entartung, auf welche die Menschheit irgendwo heruntergesunken ist. Sie mußten darum auch meistens herhalten, wenn es galt, zu beweisen, daß es Menschen gebe, die gar keinen Begriff von Gott und übermenschlichen Wesen haben. Diese Behauptung ist längst als gänzlich falsch erwiesen. Sowohl Reisende als besonders Missionäre, welche lange mit den Wilden zusammengelebt haben, bezeugen einstimmig, daß den Australiern keineswegs alle religiösen Ideen abgehen.

In Westaustralien oder in der sogenannten Schwanenfluß-Kolonie haben die Benediktiner eine Mission unter den Wilden gegründet, die in einem blühenden Zustande ist und den Namen Neu-Norcia trägt. Einer der ersten Begründer dieser Mission, Msgr. Salvado, hat nach langem Aufenthalt und Verkehr mit den Australiern den Grund der vielen falschen Berichte über die Religion der Wilden folgendermaßen erörtert: „Es ist sehr schwer, über die religiösen Anschauungen der Wilden ein richtiges Urtheil zu fällen. Trotzdem reden manche Reisende mit der größten Leichtfertigkeit darüber als über eine offenkundige und aller Welt bekannte Sache. Sie kennen die Sprache der Australier nicht, haben diese nur ein paar Tage oder vielleicht nur ein paar Stunden gesehen, und nehmen trotzdem keinen Anstand, sich als genaue Kenner der Sitten, Vorstellungen und sogar der Religion derselben aufzuspielen. Allein aus Bosheit oder aus einer durch die Gewohnheit geheiligten Zurückhaltung verbergen die Australier vor Fremden sorgfältig ihre eigenthümlichen Sitten und Anschauungen... Es ist mir in der ersten Zeit der Mission oft vorgekommen, daß ich von den Wilden über die wahren Bezeichnungen der Dinge getäuscht wurde. So fragtē ich z. B. einmal, wie sie das Wasser nennten, und einer von ihnen antwortete boshaft ‚Kona'; aber bald nachher erfuhr ich, daß dieses Wort Auswurf bedeutet... Wenn es also schon so schwer ist, nur die Namen körperlicher und sichtbarer Gegenstände zu erfahren, wie schwer wird es da erst sein, zu den übersinnlichen und geheimgehaltenen Begriffen zu kommen?" [1]

Msgr. Salvado berichtet dann als Ergebniß seiner Nachforschungen über die religiösen Begriffe der Australier aus der Umgegend von Neu-Norcia: „Sie haben die Idee von einem allmächtigen Wesen, dem Schöpfer Himmels und der Erde, das sie Montogon nennen. Dieser Montogon,

[1] Mémoires historiques. Traduits de l'Italien. Paris 1854. p. 256.

der nach ihrer Anschauung ein sehr starker, großer, weiser Mann ist, von derselben Farbe und aus demselben Lande wie die Australier, brauchte bei der Erschaffung des Känguruh, der Sonne, der Bäume u. s. w. die Worte: ‚Erde, komme hervor!‘ und er blies, und die Erde war geschaffen. ‚Wasser, komme hervor!‘ und er blies, und das Wasser war geschaffen, und so fort.“

Die Annahme dieses guten Himmelsgottes findet sich überall in Australien, aber die Bezeichnung ist bei der Verschiedenheit der Sprachen überall eine andere. In Neu-Südwales heißt er Koyan, im Süden Mahmanamurok = Allvater, in anderen Gegenden Burambin u. s. w.[1] Im Südosten findet sich der Glaube an den guten Gott Tian, der Himmel und Erde und die Schwarzen erschaffen hat[2].

Die Schöpfung wird auf sehr mannigfache Weise erzählt. Nach den Sagen am Murrayflusse zog Nurrundere oder Matummere die Inseln mit seinem Netz aus dem Meer, oder bildete sie, indem er Speere ins Meer schleuderte. Er warf Steine ins Wasser, und daraus wurden Fische. An der Victoria-Küste hat der Gott Bundschil alles erschaffen, mit Ausnahme der Weiber, und aus der Erde die Berge, Thäler und Flüsse mit einem großen Messer herausgeschnitten. Nach den Eingeborenen von Tyrill war die Erde dunkel, bis Pupperimbul die Sonne an den Himmel setzte. Anderswo hat Mooramora aus Eidechsen Menschen gemacht.

Auch Sonne und Mond sind Gottheiten. Der Mond ist der Mann der Sonne und wird bei jedem Neumond von seiner Frau getödtet, um wieder zu erstehen. Die Sternschnuppen sind die Kinder der Sterne und verdienen wie diese Verehrung. Es gibt auch Geister des Donners, der Gewässer, der Gesänge.

Den guten Wesen gegenüber stehen böse. In Westaustralien ist der böse Geist Tschienga sehr gefürchtet; denn er bewirkt Stürme und Ueberschwemmungen, tödtet die Kinder und bringt die Schwindsucht[3]. Dieser böse Geist heißt anderswo Potoyan oder Koin. Er schweift nachts umher und peinigt alle, die er antrifft. In Queensland ist Bedall bei Tage gut, bei Nacht aber böse. Ursprünglich war er ein guter Gott, der das australische Festland aus schlammigem Boden festgekocht, es mit Pflanzen und Thieren versehen und dann den Menschen darauf gesetzt hat. Er wird den schwarzen Mann, der gut gelebt hat, als weißen in die Welt

[1] „Die katholischen Missionen“, 1879. S. 92.

[2] Roskoff, Das Religionswesen der rohesten Naturvölker. S. 39.

[3] Salvado a. a. O. S. 258.

zurückschicken. Er erschöpft für manche Australier so sehr den Begriff des höchsten Wesens, daß sie sagen: Was Gott für den weißen Mann, das ist Bedall für den schwarzen[1]. Bei anderen Stämmen ist der in der Unterwelt hausende Warugura die Ursache alles Unglückes[2]. Im Westen frißt Waugul, als schreckliches Ungeheuer im Süßwasser lebend, durch langsame Krankheiten die Kraft, namentlich der Frauen. Im Osten lauert Wandong und schleppt nächtlicher Weile die Opfer weg, um sie im Feuer zu braten. Im Süden schaltet Marralye, der, in Vogelgestalt durch die Luft flatternd, den Menschen Tod und Unheil bringt. Im Norden waltet an seiner Stelle der todbringende Yumburar, der die Eingeweide der Verstorbenen aufzehrt. Zu diesen bösen Dämonen kommen Schaaren von Geistern, Gespenstern, Riesen, Elfen, welche alle die Eingeborenen bei Tag und bei Nacht in beständiger Angst halten[3].

Indessen verehren die meisten Australier nie einen bösen, sondern nur den guten Geist, und zwar durch Gebete, Gesänge, Opfer und Tänze. Sowohl Mahmanamurok wie Koyan werden zwar leicht durch die Bosheit der Menschen erzürnt, aber auch leicht durch Tanzen versöhnt. Den bösen Dschienga dagegen verwünschen und verfluchen die Australier, speien gegen ihn aus und suchen ihn durch Geschrei zu verscheuchen. Es ist dies gewiß, wie Peschel richtig bemerkt, nicht die tiefste Stufe des Gottesbewußtseins, wenn der Mensch nicht durch Furcht bewogen wird, dem bösen Geiste zu huldigen, sondern sich vielmehr aus Dankbarkeit antreiben läßt, den guten Gott zu verehren. Bei einigen Stämmen werden jedoch auch böse Geister verehrt; ja in Queensland werden einer bösen Gottheit jährlich zwei Mädchen geopfert. Umgekehrt pflegte man an anderen Orten der guten Gottheit keine Verehrung darzubringen. Bald sagt man, Gott sei zu erhaben, um sich mit den kleinen Angelegenheiten der Menschen zu befassen; bald, er sei so gut, daß er auch ohne besondere Verehrung seine Wohlthaten spende; die Wilden in Westaustralien meinen, Montogon müsse unterdessen vor übergroßem Alter gestorben sein. Er ist in der That gestorben in dem Bewußtsein der Wilden, deren Religion im Zustande äußerster Zersetzung keinen Sinn mehr hat für den alten hohen Himmelsgott, sondern sich mit Geistern und Gespenstern abängstigt.

Eigentliche Priester hat man nirgendwo entdeckt, wohl aber zahlreiche Zauberer, deren Kunst in großem Ansehen steht und besonders zur

---

[1] Schneider, Naturvölker. II. S. 97.
[2] Roskoff a. a. O. S. 39.
[3] „Die katholischen Missionen", 1879. S. 92.

Heilung von Krankheiten in Anspruch genommen wird. Die Zauberer machen Gewitter, Regen, verleihen reichliche Jagd und treiben andere nützliche oder schädliche Künste. Zur Abwehr der bösen Geister dienen Amulette, aber auch Keulen und andere Waffen. Götzenbilder scheinen nur im Süden in Gebrauch gewesen zu sein. Tempel gibt es nicht, wohl aber gewisse heilige Orte und Gegenstände.

Msgr. Salvado wollte im Anfange seines Verweilens unter den Wilden herausfinden, ob dieselben auch an eine unsterbliche Seele glauben. Zuerst lachten sie über seine Behauptung, daß in seinem Leibe ein anderes Wesen wohne; dann aber sagten sie: „‚Ja, ja! wir sind auch zwei, und wir haben auch den Kleinern in unserer Brust.‘ Ich fragte sie, wie er heiße. Sie antworteten: ‚Katschin.‘ Ich fragte sie weiter, wohin der Kleine nach dem Tode gehe. ‚In den Wald‘, sagten die einen; ‚ins Meer‘, sagten die anderen; und andere antworteten, sie wüßten es nicht. Diesmal drängte ich nicht weiter mit Fragen, da ich wohl wußte, wie eifersüchtig die Wilden auf das Geheimhalten ihres Glaubens sind. Später erfuhr ich, besonders von meinen beiden Vertrauten, die Legende dieses Katschin. Wenn ein Wilder seinen letzten Seufzer ausgestoßen hat, dann wohnt die Seele auf den Bäumen und singt in jämmerlichem Ton wie ein Vogel, bis sie von jemand aufgenommen wird. Bei der Wahrnehmung, daß eine Seele von Baum zu Baum hüpft, nahen sich ihr ein oder mehrere Wilde, gebückt und im Gänsemarsch, mit zwei Holzstäbchen klappernd und unaufhörlich Pst . . . Pst . . . Pst! rufend. Sehr oft bleibt die Seele auf dem Baum, oft aber steigt sie herab und fährt in den Mund des ersten ein und bleibt in ihm, wenn er allein ist. Wenn es aber mehrere sind, fährt sie wieder aus dem Leibe des ersten aus und so bis zum letzten, bei dem sie bleibt.“ [1]

Meistens jedoch lassen die Australier die Seelen in das Todtenreich gehen. Nurrundere wirft den Abgeschiedenen ein Seil zu und zieht sie zu sich in sein Reich, wo alle jung und gesund werden und ihre Frauen angewiesen bekommen. Nach dem Glauben gewisser westaustralischer Stämme gehen die Seelen guter Menschen zu Namba-Dschondie in das Paradies Kadidscha, wo alles Böse fern und alles Gute im Ueberfluß vorhanden ist. Wer aber nicht richtig begraben ist, dessen Seele wird zu einem auf Erden umherirrenden Gespenste. Auch sonst kehren wohl die Todten als weiße Männer auf die Erde zurück. Darum hielt man oft

---

[1] Salvado a. a. O. S. 162.

ankommende Weiße für verstorbene Angehörige. Ueberhaupt ist der Glaube an die Seelenwanderung sehr verbreitet und verleitet zu manchen abergläubischen Gebräuchen.

An die Annahme einer unsterblichen Seele schließt sich der Ahnencult. Die Gebeine der Verstorbenen gelten als sehr wirksame Zaubermittel, weshalb man vielfach Todtenschädel in den Hütten aufbewahrt. Zum Theil sind die ältesten Urahnen auch Sternbilder geworden. Die Milchstraße ist ein himmlischer Fluß, in welchem die Abgeschiedenen Fischfang treiben. Andere Geister gehen in Thiere über und werden in diesen verehrt. Es gibt Stämme, welche ein bestimmtes heiliges Thier (Kobong) haben, dem sie nie etwas zu Leide thun. Die Mitglieder der Familien, welche denselben Kobong haben, dürfen untereinander nicht heiraten. Dem Kobong zu Ehren wird auch der Körper der Jünglinge im 18. oder 20. Jahre tättowirt. Den Mädchen werden dagegen die beiden ersten Gelenke des kleinen Fingers der linken Hand abgehauen. Bei dem Stamme Meranda wird jeder Frau das linke Auge ausgeschlagen. Alle diese und andere barbarische Gebräuche scheinen ursprünglich als ein der Gottheit dargebrachtes Opfer angesehen worden zu sein.

Die ausgestorbenen Tasmanier stimmten in Glauben und Sitten wesentlich mit den Australiern des Festlandes überein. Sie kannten einen guten Geist, der bei Tag herrschte und den man in Gesängen um Jagdbeute anflehte, waren aber mehr von der Furcht vor den zahlreichen bösen Geistern befangen. Der Ahnencult und der damit zusammenhängende Thier- und Sterncult waren ausgebildet. Priester hatten auch sie nicht, sondern nur Zauberer [1].

3. Die Mikronesier.

Die Bewohner der Marianen, Karolinen, Pelew-, Marshalls- und Gilberts-Inseln sind ein Gemisch verschiedener Stämme und haben darum auch in ihren religiösen Anschauungen manches gemeinsam, sowohl mit den Urbewohnern der Philippinen, als mit den Polynesiern und Melanesiern [2].

Man hat die Mikronesier schon oft zu Atheisten gestempelt. Es wäre um so auffallender, wenn die Religionslosigkeit dieser Insulaner thatsächlich vorhanden wäre, als die Mikronesier die anderen mit ihnen

[1] Vgl. Waitz-Gerland a. a. O. VI. S. 814. Gloatz a. a. O. I. S. 854. Schneider a. a. O. II. S. 124 ff.

[2] Peschel, Völkerkunde. S. 357.

verwandten Stämme in mancher Beziehung weit überragen, z. B. keinem Kannibalismus huldigen. Allein das Thatsächliche beschränkt sich nach Waitz nur darauf, daß ein späterer Ahnencult die Verehrung der Gottheit sehr zurückgedrängt hat [1]. Nirgendwo aber ist das Gottesbewußtsein gänzlich entschwunden.

So glaubt man auf den Karolinen und den Marshalls-Inseln an einen großen Geist, der Herr Himmels und der Erde und Oberhaupt vieler guter und böser Geister ist [2]. Auf den Marshalls-Inseln heißt Gott „Anith“. Vor großen Gelagen pflegt man den ersten Bissen zu opfern mit den Worten: „Der Bissen für den Gott hier!“ worauf die Menge antwortet: „Hier!“ Dabei macht man eine entsprechende Bewegung; z. B. bei Regenmangel deutet man nach den Wolken. Kranke berühren mit dem Bissen den schmerzhaften Theil des Körpers und opfern dann mit den gleichen Worten, indem sie den Bissen nach dem Kopfende des Bettes werfen, weil dort der Sitz der Gottheit ist [3].

Die Geister werden in höhere und niedere abgetheilt. In den centralen Gruppen werden namentlich drei höhere genannt: Aluelap (Eliulep), Lugeleng und Olifat (Ulefat), welche als Vater, Sohn und Enkel angesehen werden [4]. Aluelap ist der Sohn des Sadukvor und der Halmelul, die das erste Götterpaar sind. Die Schwester Aluelaps hat die Erde fruchtbar gemacht und mit Menschen bevölkert, die anfangs nicht starben, später aber durch den Neid des bösen Geistes Erigerigirs sterblich wurden. Die guten Geister heißen Elüs melafris, die bösen Elüs melabüt.

Die Verehrung der übermenschlichen Wesen tritt aber, wie gesagt, ganz zurück gegen den Cult der Hahu-tup oder Tau-tup, der „heiligen Schutzherren“, d. h. der verstorbenen Ahnen. Die Seelen kehren wenige Tage nach dem Tode unsichtbarerweise zu den Lebenden zurück, um von diesen verehrt zu werden. Sie stehen hauptsächlich mit den Priestern in Verbindung und gewähren gute Ernte und Erfolg der Fischerei. Die Verehrung besteht in Opfern und Gebeten. Die Geister gehen auch in gewisse Thiere über, die dann für den Nachkommen des Verstorbenen unverletzbar sind. Sonne, Mond und Sterne werden von himmlischen Wesen bewohnt. Auch die Besessenen oder für besessen Gehaltenen sind von einem Gotte bewohnt und werden darum verehrt.

---

[1] Waitz-Gerland a. a. O. V, II. S. 135.

[2] Roskoff a. a. O. S. 97.

[3] Zeitschrift der deutsch-morgenländischen Gesellschaft. XXXVI. S. 170.

[4] „Die katholischen Missionen“, 1886. S. 5 f.

Auf einigen Inseln gibt es Tempel, Morais, auf Yap sogar besondere für die beiden Geschlechter. Zur Zeit der Opfer zieht man von einem Tempel zum andern, verweilt in jedem einen Monat und weiht das Beste von den Früchten und Fischen. Außer den Opferzeiten ist nur Priestern und Häuptlingen der Zutritt zu den Tempeln gestattet. Auf Fais hat die Gottheit keine Tempel, sondern steigt zu gewissen Zeiten in den Wald hinab; dann dürfen sich die Menschen nur festlich geschmückt und ohne jegliches Geräusch der heiligen Stätte nähern. Das Tättowiren ist allenthalben im Gebrauch und zwar als Gedächtnißzeichen an die Vorfahren wie auch zu Ehren der Götter. Nur tättowirte Mädchen können heiraten, nur tättowirte Personen in das Land der Seligen kommen. Das Tabu kommt zwar häufig genug vor, ist aber keine so drückende Fessel wie in Polynesien.

Auf den Marianen heißt der höchste Gott Puntan. Er ist der Schöpfer der Welt; doch denkt man sich die Schöpfung oft in mehr pantheistischer Weise, indem man die Welt aus den einzelnen Körpertheilen des Gottes hervorgehen läßt. Im übrigen herrscht in Betreff der guten und bösen Geister dieselbe Anschauung wie auf den Karolinen.

„Allein diese ältere Götterwelt wurde verdrängt durch einen Glauben, der auch in Polynesien sich ausbreitete auf Kosten der alten Religion, durch den Glauben an die zu Geistern oder Halbgöttern gewordenen Seelen der Vorfahren. Die Verehrung der Ahnen, denen man Speisopfer brachte, die man in der höchsten Noth anrief, laut und immer lauter, wenn sie nicht hörten, deren Schädel man als höchstes Heiligthum in den Häusern aufbewahrte und als siegverleihend in besonders wichtige Kämpfe mitnahm, deren Bilder man auf Baumrinde aufzeichnete, die aber bös und schädlich sein konnten, nachts umgingen und deshalb allen Eingebornen Furcht vor dem Dunkel der Nacht einflößten: dieser merkwürdige Cultus der Marianen fiel allen, welche die Inseln besuchten, auf, so daß wir über ihn viel genauer unterrichtet sind als über die alten Götter.“ [1]

Auf den Pelew-Inseln trägt der Gott Yarris die Welt; wenn er knurrt, donnert es, wenn er sich bewegt, bebt die Erde [2]. Unter der Erde wohnen auch die bösen Dämonen, deren vorzüglichster Morogrog ist. Dieser wurde wegen seines schlechten Betragens aus dem Himmel verjagt, entwendete aber bei der Gelegenheit das Feuer und brachte es

---

[1] Waitz-Gerland a. a. O. V, II. S. 139.
[2] Réville l. c. II. p. 139.

auf die Erde, also eine Art mikronesischer Prometheus. Die Geister, besonders die der Verstorbenen, werden unter dem Namen Anti verehrt. Von den Seelen der Häuptlinge glaubt man, daß sie Sterne werden. Es gibt auf den Inseln eine Art Mönche, die sich Ulitao nennen. Zeichendeuterei steht in großem Ansehen. Gebete sind häufig. „Man bemerkte, daß die Pelewaner bei jeder Kokusnuß und jedem Samen, wenn sie denselben pflanzten, indem sie darüber Erde warfen, eine Weiheformel, wie ein Gebet, leise für sich sprachen. Beim Abschiede von seinem Sohne Li-Bu, der mit dem Kapitän (Wilson) nach Europa reiste, sprach der König eine Segensformel über ihn. Als der Kapitän während der Reise mit dem jungen Li-Bu über die christliche Vorstellung von einem Leben nach dem Tode sprach, erwiederte dieser sofort mit großem Eifer: ‚Es ist ebenso in Pelew, die bösen Menschen bleiben in der Erde, die guten kommen in den Himmel und werden sehr schön.‘ Dabei, fügt der Berichterstatter hinzu, hielt er die Hand in die Luft und deutete mit den Fingern ein Flattern an.“ [1]

---

[1] Roskoff a. a. O. S. 101.

III. Die Bewohner Afrika's.

Den Bewohnern des „dunkeln Erdtheils" ist ebenso wie den Australiern mehr denn einmal jede Ahnung eines Wesens abgestritten worden, das irgendwie unserem Gottesbegriffe entspräche. Man pflegte nicht selten die Wilden Afrika's so darzustellen, als ob sie eigentlich den Orang-Utangs näher verwandt seien als den civilisirten Bewohnern Europa's. Demzufolge sprach man ihnen nicht nur Religion, sondern alle Befähigung für höhere Künste und Wissenschaften ab. Das geschah aber nicht auf Grund eingehender Beobachtungen, sondern nach abstracten Theorien und oft aus sehr selbstsüchtigen Absichten.

Schon Waitz wies darum alle diese Behauptungen mit Entschiedenheit zurück und erklärte dieselben für „unverschämte Behauptungen, eingegeben vom Interesse des Sklavenhalters und Sklavenhändlers". Die neuesten Forschungen haben vollends alle die Märchen von der niedern Menschenrasse beseitigt, und dargethan, daß die Afrikaner zwar infolge vieler unglücklichen Umstände oft sehr verkümmert, aber an sich keineswegs einer höhern geistigen Entwicklung unfähig sind.

Was insbesondere die Religion anbelangt, so haben freilich die meisten Reisenden kaum Gelegenheit gehabt, sich genauer über dieselbe zu unterrichten. So bietet z. B. Stanley zwar eine Menge einzelner Notizen über den Aberglauben der von ihm besuchten Völker; aber es würde schwer sein, sich aus den vereinzelten Angaben ein richtiges Bild von der Religion dieser Völker zu entwerfen. Stanley verweist uns für derartige Fragen an einen Forscher, dem es vergönnt gewesen ist, in die innersten Geheimnisse des afrikanischen Lebens einzudringen, wie keinem zweiten: an Livingstone.

„Die äußerste Wahrheitsliebe ist eine seiner (Livingstone's) ausgesprochensten Charaktereigenthümlichkeiten und zeigt uns in ihm einen Mann der strengsten Principientreue und scrupulöser Gewissenhaftigkeit.

Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß er sehr empfindlich und ungehalten ist über jeden Angriff auf die Richtigkeit seiner Beobachtungen und die Zuverlässigkeit seiner Berichte. Er ist sich bewußt, daß er im Fache der Geographie und Naturwissenschaft mit Eifer und Fleiß gearbeitet und keine Mühe gescheut hat, und daß er so genau ist, als die Umstände es erlauben. Sein ganzes Leben ist ein Zeugniß gegen die Zuverlässigkeit einer abstracten Theorie; und all seine jahrelangen Arbeiten wären vergebens, wenn man eine Theorie als Zeugen aufrufen könnte gegen persönliche Beobachtung und ausdauernde Untersuchung." [1]

Wie lautet nun das Zeugniß Livingstone's über die Religion der Afrikaner im allgemeinen, der Buschmänner, Hottentotten, Kaffern und Neger? Denn all diese hatte er reichliche Gelegenheit, genauer kennen zu lernen.

„Der ursprüngliche afrikanische Glaube scheint der zu sein, daß es einen allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde gibt; daß er die verschiedenen Pflanzen der Erde den Menschen gegeben hat, damit dieselben als Vermittler zwischen ihm und jener geistigen Welt dienen, in welcher alle, die je geboren wurden und starben, fortfahren zu leben; daß die Sünde in Unbilden gegen die Mitmenschen, seien es nun lebende oder abgestorbene, besteht, und daß der Tod oft die Strafe für eine Schuld, z. B. Zauberei, ist. Ihr Begriff vom sittlich Schlechten unterscheidet sich in keiner Weise vom unsrigen; doch glauben sie, daß sie nur niederen Wesen, nicht aber dem höchsten Wesen verantwortlich sind. Böse Reden, Lügen, Haß, Ungehorsam gegen die Eltern und Vernachlässigung derselben werden von den Einsichtigen unter ihnen als Dinge bezeichnet, die sie ebenso gut wie Diebstahl, Mord oder Ehebruch als sündhaft kannten, bevor sie etwas von den Europäern oder ihrer Lehre wußten. Die einzige neue Zuthat zu ihrem Sittengesetz ist dies, daß es verkehrt sei, mehr als ein Weib zu haben. Das war ihnen vor der Ankunft der Europäer nie in den Sinn gekommen, nicht einmal in Form eines Zweifels.

„Alles, wofür die gewöhnlichen Ursachen keinen genügenden Grund bieten, sei es nun gut oder schlimm, wird der Gottheit zugeschrieben. Die Menschen stehen in unlösbarer Verbindung mit den Geistern der Verstorbenen; und wenn jemand stirbt, so glaubt man, daß er den Schaaren seiner Vorfahren beigesellt worden sei. Alle Afrikaner, die wir angetroffen

[1] How I found Livingstone. By H. M. Stanley. London 1879. p. 352 sq.

haben, sind so fest von ihrem zukünftigen Dasein überzeugt, wie von ihrem gegenwärtigen Leben; und wir haben keine gefunden, denen der Glaube an das höchste Wesen nicht eingewurzelt war. Gott wird so ständig als der Urheber alles Außernatürlichen bezeichnet, daß dieser hervorstechende Zug ihres Glaubens niemand entgehen kann, es sei denn, daß er ihre Sprache nicht versteht. Wenn sie ins andere Leben hinübergehen, scheinen sie keine Furcht vor Strafe zu haben. Die Geräthe, die man auf das Grab legt, werden alle zerbrochen, wie um anzudeuten, daß der Verstorbene dieselben nie mehr gebrauchen wird. Der Leichnam wird in sitzender Stellung in das Grab gelegt, die Hände auf der Brust gefaltet. In einigen Gegenden gehen Erzählungen um, die wir als schwache Ahnungen einer Auferstehung deuten könnten; ob aber diese Fabeln, die von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden, eine derartige Bedeutung für die Eingebornen selbst haben, können wir nicht sagen. Die rechte Glaubensüberlieferung, sagen sie, sei die: ‚Obschon der Mensch stirbt, wird er doch wieder leben'; falsch aber sei es, daß er, wenn er stirbt, für immer todt ist." [1]

Dies ist die ausführlichste Stelle, an welcher Livingstone seine Meinung über die Religion der Afrikaner ausspricht. Er kommt aber wiederholt auf den Gegenstand zurück, und es liegt ihm augenscheinlich daran, die falschen Meinungen, die so vielfach verbreitet waren, zu berichtigen.

„Die von fremden Einflüssen noch nicht berührten Afrikaner glauben, daß Morungo, der große Geist, der alle Dinge bildete, über den Sternen lebt. Aber sie beten nie zu ihm und wissen auch nichts von ihrem Verhältnisse zu ihm oder von seinem Interesse für sie. Die Geister der abgeschiedenen Vorfahren sind nach ihrer Auffassung alle gut, und bei besonderen Gelegenheiten helfen dieselben ihnen in ihren Unternehmungen. Sie glauben ebenfalls, daß sie nach dem Tode des Leibes fortleben werden, aber sie wissen nichts von dem Zustande der Barimo (Geister)." [2]

„Da der Glaube an ein höchstes Wesen, den Schöpfer und Regierer aller Dinge, und an die Fortdauer der abgeschiedenen Geister allgemein

---

[1] Livingstone's second Expedition to Africa. London 1875. p. 371 sqq. Deutsche Bearbeitung: Neue Missionsreisen in Süd-Afrika. Von D. u. Ch. Livingstone. Uebersetzt von J. E. A. Martin. Jena 1874. S. 242 f.

[2] A. a. O. S. 30 f. Die Aussage, daß die Afrikaner nie zu dem höchsten Wesen beten, schränkt Livingstone selbst dahin ein, daß sie für gewöhnlich sich an die Geister wenden, in dem Glauben, Gott habe diesen die Regierung der Welt überlassen.

ist, so liegt es (für uns Christen) sehr nahe, ihnen zu sagen, daß wir ein Buch besitzen, welches eine Willenserklärung desjenigen enthält, zu dem sie in ihrem Naturzustand außer allem Verhältniß zu stehen glauben. Die Thatsache, daß sein Sohn unter uns erschienen ist und seine Worte in seinem Buche hinterlassen hat, erregt stets ihre Aufmerksamkeit; aber es ist eine große Schwierigkeit, ihnen nahezulegen, daß sie in einem Verhältniß zu ihm stehen, und daß er sich für sie interessirt. . . . Trotzdem aber findet die Vorstellung eines Vaters aller Wesen, der mit seinen Kindern unzufrieden ist, wenn sie einander verkaufen oder tödten, sofort ihren Beifall; denn dieselbe stimmt durchaus mit ihren eigenen Ideen von Recht und Unrecht überein." [1]

„Der Gedanke, unmittelbar an das höchste Wesen ein Gebet zu richten, scheint zwar nicht allen neu zu sein, aber er macht einen so gewaltigen Eindruck auf sie, daß sie denselben nicht vergessen werden." [2]

Die Religion der Afrikaner hat, wie derselbe Forscher hervorhebt, mit Ausnahme von West-Afrika, durchschnittlich einen milden Charakter. In neun Zehntel aller afrikanischen Länder bestehen die Opfer ausschließlich in Darbringung von Pflanzen.

Réville bemerkt ebenfalls, die Afrikaner hätten nicht nur alle Religion, sondern durchschnittlich einen so ausgesprochenen Zug zum Monotheismus, daß der Schritt zur Verehrung Allah's oder Jahve's gar kein schwerer sei [3].

Nach diesen allgemeinen Andeutungen werden wir nun die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Stämme kurz zu erwähnen haben. Als Bindeglied zwischen Oceanien und Afrika verdienen an erster Stelle die Malegassen Beachtung. Dann werden wir von Süden nach Norden fortschreitend die Völker des Festlandes besprechen: Buschmänner, Hottentotten, Kaffern, Aequatorial-Afrikaner, Neger und Nord-Afrikaner. Der Name Neger wurde früher oft auf Völker ausgedehnt, denen alle charakteristischen Eigenschaften der Neger fehlen. Wir verstehen unter dieser Bezeichnung nur die Stämme in Guinea, Senegambien und angrenzenden Gebieten.

---

[1] A. a. O. S. 51. [2] A. a. O. S. 220.
[3] Réville l. c. I. p. 190.

1. Die Malegassen.

Madagaskar gehört geographisch zu Afrika, ethnographisch aber zu den Südsee-Inseln und Ostasien. Körperliche Beschaffenheit und geistige Begabung, Sitten und Gewohnheiten, Kunst und Sprache weisen auf eine innige Verwandtschaft mit den Malayen hin. Ob die dunkleren Stämme der Insel auf eine Mischung mit Negern oder Kaffern zurückzuführen sind, oder ob der Grund der Verschiedenheit anderen Ursachen, früherer Einwanderung, heißerem Klima u. s. w. zuzuschreiben ist, läßt sich nicht entscheiden. Meistens nimmt man an, daß einige Stämme vorwiegend malayisch sind, andere den Kaffern näher stehen.

„Seit dem Beginn dieses Jahrhunderts ist die Oberherrschaft über die Insel in den Händen der Howa; es ist dies jener Stamm, der, obgleich er gerade im Centrum der Insel auf der Hochebene von Ankove seinen Sitz hat, den ausgesprochensten Malayencharakter zeigt. Die Howa sind meistens klein, aber gut gebaut, haben eine olivenfarbige und häufig sogar fast helle Haut und schwarzes, schlichtes Haar. Nahe verwandt mit den Howa sind die Betsileo, welche die Hochebene im Süden bewohnen, und die Betsimisaraken an der Ostküste; nur haben diese meist dunklere Färbung und krauses Haar. Diesen drei mit den Malayen verwandten Stämmen gegenüber stehen die Sakalaven an der Westküste und die Antsianaken im Norden der Insel, welche einen ausgeprägten Kaffercharakter aufweisen; sie sind kräftig gebaut und haben sehr dunkle, fast schwarze Hautfarben.“ [1] Es scheint, daß die Howa ein früheres Volk, die Vazimba, unterdrückt haben, von denen jetzt nur mehr einzelne Individuen existiren. Die Geister der verstorbenen Vazimba werden allenthalben im Lande als Götter verehrt. Sprache und Religion sind bei allen Stämmen wesentlich die gleichen.

Die Malegassen haben keinen so ausgebildeten religiösen Sinn, wie z. B. die Inder; sie sind aber auch nicht so gleichgiltig in religiöser Beziehung, wie manche andere Völker. Dem Fremden, der die Insel betritt, fällt bald die Abwesenheit jedes äußern Zeichens des Götzendienstes auf. Da sind keine prächtigen Tempel, keine gemalten oder geschnitzten Bilder, keine Priesterschaft, kein vorschriftsmäßiger Cultus, keine Wallfahrten, keine häufigen und kostbaren öffentlichen Opfer [2]. Die Götzen, welche die Königin

[1] „Die katholischen Missionen“, 1875. S. 8 f.

[2] Madagascar et ses habitants. Par P. J. Sibrée. Traduit de l'anglais. Toulouse 1873. p. 334.

Ranavalona II. im Jahre 1869 verbrennen ließ, bestanden aus Tuchstücken, Hölzchen, Ketten, Beutelchen mit Sand u. dgl., waren also keine eigentlichen Götzenbilder; nur vereinzelte Versuche scheinen gemacht worden zu sein, Götzenbilder zu schnitzen, die aber so unbeholfen ausfielen, daß kaum der Anfang einer Figur kenntlich war.

Daß die Religion der Malegassen auf einen ehemaligen Monotheismus hinweist, wird sowohl von Pater Vaissières in seinem Buche: Vingt ans à Madagascar, wie von dem protestantischen Missionär Sibrée bezeugt und ist schon von älteren Reisenden bemerkt worden. Die Gottesbezeichnung lautet Andriamanitra und Zanahary oder Andriananahary (bei den Sakalaven Drianahar) und bedeutet Himmelsfürst und Schöpfer. Obschon man Gott keine Tempel baut, so betet man doch häufig zu ihm und opfert ihm verschiedene Gegenstände, aber für gewöhnlich nur mit Worten, ohne das Geopferte zu vernichten. So sagt man z. B.: „Die ersten Früchte für Andriamanitra!“ Ein ganz gewöhnlicher Gruß ist: „Möge Andriamanitra dich segnen!“ Gerade weil die alten traditionellen Sprichwörter eine viel höhere Gottesanschauung bekunden, schließt Sibrée mit Recht, daß der Götzendienst eine spätere Entartung ist. So sagt man z. B.: „Gott weiß alles, auch das Verborgene.“ Oder: „Besser, schuldig in den Augen der Menschen, als in den Augen Gottes.“ [1] Auch die Gebetsformeln zeigen das Gleiche: „Du bist es, den wir anflehen, Gott, der du den Menschen geschaffen hast, den Himmel, die Sonne, den Mond, die Sterne, den Regenbogen, die Winde, die Erde, das Meer, das süße Wasser und alles, was athmet und sich bewegt unter dem Gewölbe des Himmels.“ [2]

Zur Zeit, als die Europäer nähere Bekanntschaft mit den Malegassen machten, war die ursprüngliche Gottesidee der letzteren freilich schon stark verdunkelt und entstellt, und der Name „Gott“ wurde nicht selten den gewöhnlichsten Gegenständen beigelegt. Man verehrt meistens zehn oder zwölf Hauptgötter, von denen drei oder vier höher stehen als die übrigen. Jeder Gott hat seine besondere Machtsphäre und wird in bestimmten Anliegen um Hilfe angefleht. Im allgemeinen anerkennt man den höchsten Rang unter diesen Göttern dem Rakelimalasa, dem Schutzgotte des Königs, zu, welcher den Sieg an die malegassischen Waffen heftet und außerdem seine Verehrer vor Feuersgefahr und Krokodilen be-

---

[1] Sibrée l. c. p. 408 ss.

[2] Waitz-Gerland a. a. O. II. S. 439.

schützt. Dann kommt Ramahavaly, der malegassische Aeskulap, dem die Schlangen heilig sind. Fantaka und Mandschakatsiroa sind ausschließlich Beschützer der königlichen Familie, Ranakandriana gibt Orakel, Rakelimandschaka hält den Hagel von den Feldern ab. Uebrigens hat jeder Stamm, jede Provinz, jede Familie besondere Gottheiten. Es gibt auch heilige Bäume, heilige Berge und andere heilige Gegenstände.

Eigentliche Opfer sind, wie bereits angedeutet, nicht häufig und bestehen hauptsächlich in der Darbringung von Thieren. Sie werden außerhalb der Dörfer auf Steinen dargebracht, und der Gott erhält vorzüglich Blut und Fett der Thiere, das übrige verzehrt der Opfernde mit seinen Freunden. In früheren Zeiten waren auch Menschenopfer im Gebrauch. Mehr als alle anderen Götter werden die Familiengötter verehrt, welche Sampy (bei den Sakalaven Ahuli) heißen; doch wird dieser Name auch auf andere Schutzgötter übertragen.

Die Idole, insofern man von solchen überhaupt reden kann, werden nie öffentlich ausgestellt, niemand darf dieselben ansehen. Auch wenn sie umhergetragen werden, sind sie stets verdeckt. Sie sind eigentlich ein Mittelding zwischen einem bloßen Amulett und einem Idol; ein Stück Holz oder Stein, in einem Korbe verwahrt, genügt zu einem Sampy. Einestheils glaubt man, das höchste Wesen habe jedem derselben besondere glückbringende Eigenschaften verliehen; andererseits bringt man denselben Opfer dar und verehrt sie wie eigentliche Götzen. Um hohen Preis, wenn nöthig, sucht sich der Malegasse einen Sampy zu erwerben und trennt sich nie von demselben; er setzt unbegrenztes Vertrauen auf ihn und nimmt in allen Anliegen zu ihm seine Zuflucht. Die Verehrung der Hausgötter ist bei weitem die Hauptsache in der praktischen Religionsübung der Malegassen.

Daß infolge dieses Aberglaubens die Zauberei in Blüte ist, versteht sich von selbst; und zwar ist dieselbe nicht immer unschuldiger Natur. Weil man nämlich alles Unglück einer Zauberei zuschreibt, so geht man darauf aus, die Zauberer ausfindig zu machen. Für das beste Mittel zu diesem Zwecke hält man den Tanghin, eine Giftprobe. Der Unglückliche, auf den der Verdacht fällt, wird gezwungen, das in drei Hautstückchen eingewickelte Gift einer stark wirkenden Giftpflanze zu verschlucken. Wirkt dasselbe so stark, daß der Angeklagte die drei Häutchen gleich unversehrt wieder von sich gibt, dann ist das ein Beweis der Unschuld. Widrigenfalls wird sofort die Hinrichtung vorgenommen, wenn nicht das Gift selbst den Tod herbeiführt. Da die Häuptlinge von allen, welche den Tanghin

nehmen, eine gewisse Summe erhalten, so ist das ein Antrieb für sie, mit dieser Art von Gerichtsverhandlung nicht sparsam zu sein. Außerdem sind Haß und Rachsucht häufige Beweggründe. Bevor der Tanghin im Jahre 1862 officiell abgeschafft wurde, sollen allein in der Provinz Imaherina, welche etwa 150 000 Einwohner zählt, jährlich durchschnittlich 3000 Personen diesem Aberglauben zum Opfer gefallen sein[1].

Mit dem Götzendienst hängt noch eine andere Einrichtung zusammen, welche dem polynesischen Tabu entspricht, das Fady. Fady sind Dinge, welche dem einen oder andern Gotte mißfallen. So mag Rakelimalasa die Schweine nicht leiden; deshalb verbot die Königin Ranavalona I. die Schweinezucht mehrere Meilen im Umkreise der Hauptstadt. Katzen und Eulen gelten überall als Unglücksthiere, Schlangen dagegen als heilig und unantastbar. Es gibt auch Unglückstage, an welchen man nicht ausgehen und kein Geschäft verrichten darf; ja einige Tage galten als so unglückbringend, daß die an denselben geborenen Kinder getödtet wurden. Wenn ein Unglück droht, so sucht man dasselbe dadurch zu verhindern, daß man es auf irgend einen Gegenstand herabbeschwört und diesen dann zerstört oder wegwirft. Ein solcher Gegenstand heißt Faditra.

Ueber die Unglückstage herrschen eigene böse Götter, die man durch Opfer zu besänftigen sucht. An der Spitze aller bösen Geister steht das oberste böse Wesen Angatsch, das vielfach als gleich mächtig mit Zanahary angesehen wird.

Der Ahnencult ist sehr ausgebildet; doch spielt bei demselben, in vielen Provinzen wenigstens, Furcht vor den Verstorbenen die Hauptrolle. P. Finaz, welcher mehr als dreißig Jahre in Madagaskar als Missionär thätig war, berichtet hierüber folgendes: „Die Sakalavenfürsten erhalten sofort nach ihrem Tode göttliche Ehren. Zwei Monate lang wird die Leiche in einem eigens hierzu errichteten Lager ausgestellt und in dem Zelte beständig Weihrauch verbrannt. Dann findet das feierliche Begräbniß statt. Die Gräber liegen in einem umzäunten Hofe und sind von einer Hütte überdeckt, in welcher sich der ganze malegassische Hausrath befindet. Inmitten der Hütten stehen zwei Reismagazine, damit es den Todten nie an Vorrath mangele. Ja sogar ein eigenes Gehölz ist vorhanden, dessen Spaziergänge ausschließlich für die Geister bestimmt sind. Die Verstorbenen empfangen einen neuen Namen; der Name aber, den dieselben bei Lebzeiten geführt haben, darf gar nicht mehr genannt werden, eine echt

[1] „Die katholischen Missionen", 1875. S. 11 f.

polynesische Sitte. In Zukunft werden dann die Verstorbenen durch Anrufungen und Opfer geehrt, in besonders feierlicher Weise bei der Thronbesteigung des neuen Herrschers. Einzelne Reliquien werden in ein Ochsenhorn eingeschlossen und dienen dem Nachfolger als Talisman. Die gewöhnlichen Leute werden meistens nach dem Tode in eine Grube gelegt, die man mit einem Steine zudeckt, und erhalten etwas Reis und eine Münze als Zehrpfennig mit auf den Weg. Den Seelen der verstorbenen Eltern pflegt man überdies zu opfern. Aber trotz aller Verehrung wiegt die Furcht vor den Verstorbenen, seien es Fürsten oder Unterthanen, bei weitem vor, und man erwartet fast nie etwas Gutes von den umherziehenden Geistern. Vorzüglich werden einzeln liegende Gräber gefürchtet und gemieden. Nicht selten pflegt man die Wohnungen der Hingeschiedenen einfach zu verlassen, weil der Geist sich möglicherweise noch in denselben aufhält. Um dies zu verhüten, trägt man wohl die Sterbenden in den Wald hinaus und errichtet eine leichte Hütte über ihnen; denn so glaubt man verhindern zu können, daß die Wohnhäuser von Gespenstern heimgesucht werden.

„Nicht so groß ist die Angst der Howa vor den Todten. Sie legen vielmehr ihre Begräbnißstätten nahe bei den Wohnungen der Lebenden an. Der Howa liebt es, mit seinen verstorbenen Anverwandten zusammenzuwohnen. Die Gräber sind für die ganze Familie bestimmt und bestehen aus Steinplatten, welche zu viereckigen Kellerräumen zusammengefügt sind. Jede Leiche wird in ein Tuch gewickelt und auf eine Steinplatte gelegt. Ausschluß aus dem Familiengrabe wird als die größte Strafe und Schande angesehen. Auch bei den Howa gilt jeder König, „der den Rücken gewendet hat", sofort als „heilig". Er erhält all seine Kostbarkeiten mit ins Grab und empfängt in Zukunft Gebete und Opfer. Doch wird sein Name nicht geändert, und seine Reliquien werden nicht als Talismane gebraucht. Die gewöhnlichen Howa werden ebenfalls von ihren Nachkommen angerufen.

„Die übrigen Stämme sind nicht minder eifrig in der Verehrung der Todten und unterscheiden sich hauptsächlich voneinander nur durch die Art, wie sie die Gräber anlegen." [1]

Die Begräbnisse werden bei allen Malegassen mit möglichst großem Pompe vollzogen, unter Darbringung zahlreicher Opfer, mit Trauermusik,

---

[1] „Die katholischen Missionen", 1876. S. 47 ff. Vgl. Knabenbauer S. J., Das Zeugniß des Menschengeschlechtes für die Unsterblichkeit der Seele. S. 127 f.

Klagegesängen und Schmausereien. Die Folge eines Begräbnisses ist oft die Verarmung der Familie.

Ueber die Vergeltung nach dem Tode sind die Ideen meistens sehr unklar; doch gehen manche Erzählungen im Lande um, welche darthun sollen, daß nach dem Tode die Guten belohnt, die Bösen aber bestraft werden. Eine Hauptstrafe besteht darin, daß die Seelen in Eulen, Katzen, Krokodile und andere verabscheute Thiere eingeschlossen werden.

Die Malegassen verehren aber nicht nur ihre verstorbenen Könige; sie halten auch die lebenden Herrscher für übermenschliche Wesen, für „sichtbare Götter". Gegen dieselben sich aufzulehnen, gilt für das schrecklichste Verbrechen; denselben in den allerüberschwänglichsten Ausdrücken seine Verehrung zu bezeigen, ist die Pflicht jedes öffentlichen Redners. Von allen Theilen der Insel kommen beständig Gesandtschaften zur Hauptstadt, um dem Könige Geschenke darzubringen.

Glücklicherweise hat in den letzten Jahren das Christenthum erfreuliche Fortschritte gemacht, so daß vieles von dem alten Aberglauben und den Verirrungen des Heidenthums bereits verschwunden ist.

2. Die Buschmänner.

Der Name Buschmänner stammt von den holländischen Ansiedlern her, welche zuerst die menschenähnlichen Affen in den Wäldern Südafrika's so nannten und dann die Bezeichnung auch auf die kleinen affenartigen Menschen übertrugen. Die Buschmänner selbst nennen sich San (Plural von Sab) und Sagua. Die Bedeutung dieser Benennung ist unklar. Bei den Kaffern heißen sie Abatoa, Bogenmänner. Der Bogen, die Hauptwaffe der Buschmänner, ist nämlich wegen der von demselben abgeschnellten Giftpfeile sehr gefürchtet; die Kaffern, welche mit Speer, Wurfkeule und Schild fechten, fürchteten diesen Bogen ungleich mehr, als die Flinte der Boeren[1]. Die Buschmänner sind häßlich und schmutzig, räuberisch, feige und hinterlistig und werden so allgemein verachtet, daß sie selbst von den nah verwandten Hottentotten als eine tief unter ihnen stehende Menschenklasse angesehen werden. Man kann sie die Zigeuner Südafrika's nennen. Sie bewohnen Hütten von vier Fuß Höhe, noch öfter gar keine, da jeder Fels, jede Höhle, jeder Erdhaufen, die etwas Schutz bieten, dem Buschmanne als geeignet erscheinen, um dort mit seiner

---

[1] Ratzel, Völkerkunde. I. S. 51.

Familie zur Nachtruhe zusammenzukauern. Zur Nahrung genügen im Falle der Noth Heuschrecken und Honig, auch wohl Schlangen, Frösche, Eidechsen, Wurzelknollen u. dgl.; niemals aber wird Menschenfleisch genossen [1].

Die San sind also recht arme, unglückliche Geschöpfe, ganz gewiß; aber wer hat sie zu solchen gemacht? Denn daß sie zu einem höhern Culturstande befähigt sind, ja denselben wirklich schon einmal erreicht hatten, beweisen ihre Höhlenmalereien, die mehr als einem Reisenden Bewunderung abgenöthigt haben. Auch ihre Geschicklichkeit in Verfertigung von Geräthen und Waffen, ihre Klugheit und Vorsicht wird gerühmt [2].

Aber freilich ein Volk, welches Jahrhunderte lang von all seinen Nachbarn mit dem ingrimmigsten Hasse bis auf den Tod verfolgt und all seiner Existenzmittel, soviel wie möglich, beraubt wird, muß nothwendig verkümmern und leiblich und geistig zu Grunde gehen. Es ist merkwürdig genug, daß es überhaupt nach so unerhörten Verfolgungen noch Buschmänner gibt.

Am schlimmsten haben gegen die armen Wilden die Weißen gewüthet, denen es darum zu thun war, das ganze Volk zu vernichten. Die Boeren schickten Commandos, d. h. bewaffnete Schaaren, gegen die Buschmänner aus und ließen diese einfach wie wilde Thiere niederschießen. Im Berichte eines Officiers von einem solchen Commando heißt es beispielsweise: „27. September 1792. Der erste Kraal angegriffen; 75 Buschmänner getödtet, 21 gefangen. 15. October. Ein anderer Kraal entdeckt, 85 getödtet, 23 gefangen. 20. October. Ein dritter entdeckt, 7 getödtet, 3 gefangen" u. s. w. Oberst Collins hörte im Jahre 1809 einen sonst geachteten Mann erzählen, er habe binnen sechs Jahren mit seinen Leuten 3200 Buschmänner getödtet oder gefangen; von einem andern erfuhr der englische Beamte, der officielle Daten zusammenstellte, die Commandos, an denen er sich betheiligt, hätten 2700 Buschmännern das Leben gekostet. Thomson kannte einen Kolonisten, der in 30 Jahren 32 solcher Mordzüg mitmachte; bei einem derselben wurden 200 Buschmänner niedergemetzelt [3]. Da ist es gewiß nicht zu verwundern, wenn die armen, zu Tode gehetzten Menschen immer mehr verwilderten.

Dieser Zustand der Verwilderung wurde aber dazu noch in manchen europäischen Berichten sehr übertrieben dargestellt, und eine dieser Ueber-

[1] Vgl. Süd-Afrika. Von Fr. Körner. Breslau 1873. S. 141 ff.

[2] Vgl. Platz, Der Mensch. S. 279 ff.

[3] Vom Cap zum Sambesi. Von J. Spillmann S. J. Freiburg 1882. S. 4.

treibungen bestand darin, daß man den Buschmann jeder religiösen Idee für bar erklärte. Thatsächlich haben die San einen Gottesbegriff und eine Gottesverehrung. Nach Arbousset und Daumas verehren sie „einen unsichtbaren Mann im Himmel", der alles gemacht hat und alles beherrscht. Ihm zu Ehren führen sie religiöse Tänze auf, ihn bitten sie zur Zeit des Hungers um Nahrung, zu ihm flehen sie, bevor sie in den Krieg ziehen [1]. Der Name dieses Wesens lautet in den verschiedenen Dialekten Kaan (Kagan, Cage) oder Thoro. Ein Buschmann sagte dem Engländer Orpen: „Kagan machte alle Dinge; wir beten zu ihm. Wir beten: ‚Kagan, Kagan, wir sind deine Kinder; siehst du nicht unsern Hunger? gib uns Essen.' Und er gibt uns beide Hände voll." [2] Dem Kagan steht eine weibliche Gottheit zur Seite. Außerdem verehren sie einen Wassergott Tusip, der einen röthlichen Leib und einen weißen Kopf haben soll. Ihm bringen sie ein Stück Fleisch oder Haut dar, wenn sie nach Wasser graben, und bitten ihn um Nahrung und glückliche Jagd [3].

Der Glaube an das Leben nach dem Tode ist allgemein, ebenso die Verehrung der Todten. Die Buschmänner der Malutiberge haben ein Sprichwort: „Der Tod ist nur ein Schlaf." Auf diesen Glauben deutet auch die Begräbnißweise hin. Die ganze Familie verläßt den Ort, an welchem jemand gestorben ist, nachdem seine Hütte zerstört, und der Platz, wo sie stand, in einen Steinhaufen verwandelt ist. Der Todte wird am Haupte gesalbt, dann einer Räucherung unterworfen und in ein in die Erde gegrabenes Grab gelegt. Die Mitgaben bestehen aus Gegenständen des täglichen Gebrauches. In einem Buschmanngrabe bei Colesberg fand man Blechschüssel, Becher und Schafscheere, letztere dem Begrabenen wie ein Schwert auf die Brust gelegt. Die wild lebenden Buschmänner sollen dem Todten stets alle seine Waffen mitgeben [4]. Livingstone hörte, wie ein Buschmann einen Verstorbenen um seinen Beistand für eine glückliche Reise ersuchte. Uebrigens wiegt die Furcht vor den abgeschiedenen Geistern vor. Man glaubt auch, daß die Geister in gewisse Thiere eingehen und in denselben wohnen. Deshalb hat jeder Stamm

---

[1] Roskoff, Religionswesen. S. 43 f. Réville l. c. II. p. 186.

[2] Gloatz a. a. O. I. S. 623.

[3] Ueber die Buschmann-Mythologie, in welcher Thiere, insbesondere die Heuschrecken, eine hervorragende Rolle spielen, vgl. Ratzel (Völkerkunde. I. S. 75 ff.), der nicht ansteht zu behaupten: „Kein afrikanisches Volk hat einen reicheren Schatz von Thiermythen."

[4] Ratzel a. a. O. I. S. 74.

eine Thierart, die er nicht tödtet; besonders erwartet man von den in den Raupen wohnenden Geistern gute Jagdbeute.

Die Buschmänner haben Zauberer, welche Regen und Gewitter machen und Krankheiten heilen können. Gegen böse Einflüsse sucht man sich durch Amulette zu schützen; erzürnte Geister besänftigt man durch das Abschneiden von Fingergliedern. Durch Würfeln sucht man den Willen der Geister zu erfahren.

Uebrigens könnte, wie Réville mit Recht bemerkt, erst eine viel genauere Bekanntschaft mit den Buschmännern zusammenhängende Aufschlüsse über ihre Religion geben, sofern etwas Zusammenhängendes überhaupt vorhanden ist. Unterdessen muß es uns genügen, mit Sicherheit zu wissen, daß auch die Buschmänner als Zeugen nicht gegen, sondern für die Allgemeinheit des Gottesbewußtseins angeführt werden können.

3. Die Hottentotten.

Hottentotten bedeutet „Stotterer". Der Name wurde dem Volke beigelegt wegen der sonderbaren Schnalzlaute, an denen seine Sprache so reich ist. Stolzer ist die eimheimische Benennung, derzufolge der Hottentotte Khoi-Khoin, oder einfach Khoin, „Mensch" ist.

In körperlicher Beziehung bildet das Volk einen Uebergang von den Mongolen zu den Negern. Schädelbildung und die schmalgeschlitzten (aber nicht schief gestellten) Augen erinnern sofort an die Chinesen. Das Haar ist spärlich, aber dem der Neger ähnlich, die Haut ist wie bei den Mongolen lederfarben. Diese Aehnlichkeit ist wohl weniger auf Verwandtschaft als auf die Uebereinstimmung der äußeren Existenzbedingungen zurückzuführen. Die Hottentotten sind wie die Mongolen seit unvordenklichen Zeiten Nomadenstämme, die mit ihren Heerden weite Länderstrecken von trockener Atmosphäre und dürrer Vegetation durchziehen. Als Nahrung dient ihnen die Milch und das Fleisch ihrer Pferde und Rinder [1].

Uebrigens geht der ganze Stamm, zumeist infolge der Behandlung von seiten der Europäer, rasch dem Untergang entgegen, so daß es schon schwer ist, außer dem Namaqua-Stamme Vollblut-Hottentotten zu finden. Die verschiedenen Stämme bilden nur mehr eine Völkerruine. An und für sich schon sehr apathisch und wenig begabt, sind sie in ihrer gedrückten Stellung noch mehr heruntergekommen.

---

[1] Die Einheit des Menschengeschlechtes. Von P. M. Rauch. Augsburg 1873. S. 167 ff.

All ihre Stämme nehmen ein höheres mächtiges Wesen, einen unsichtbaren „großen Häuptling" und Herrn aller Dinge an. Sie nennen dieses Wesen Jouma Tik-quoa, „den Gott aller Götter", der die Menschen geschaffen und auf die Erde gesetzt hat[1]. Nach anderen ist der Name Gottes Tsui-goab[2]. Doch scheint das vielmehr der Name des Mondgottes zu sein; denn das Wort bedeutet „wundes Knie" und soll sich auf die Flecken des Mondes beziehen; M. Müller glaubt, es bezeichne die Morgenröthe. „Von diesem Tsui-goab erwarten sie alles Gute; er wohnt jenseits des blauen Himmels in einem weißen Himmel; und wenn er den Menschen zürnt und sie strafen will, so kommt der blaue Himmel dazwischen und wendet es ab ... Der abnehmende Mond stirbt nach Vorstellung der Hottentotten, ist lebensfeindlich als abgeschiedener Geist, und der blaue Himmel (der Urgott) bedeckt ihn, daß sein Zorn nicht schade; der Mond lebt dann aber wieder auf als zunehmender."[3]

Thatsächlich steht der persönlich gedachte Mond jetzt im Vordergrunde des Cultus; aber die alten Ueberlieferungen wissen zu berichten, daß das nicht immer so war. Ehemals verkehrte Jouma Tik-quoa unmittelbar mit den Menschen und lehrte diese säen, ernten, Brod backen und andere nützliche Künste, die aber durch die Nachlässigkeit der Menschen und die Ungunst der Zeiten verloren gingen. Vollends zog sich Tik-quoa zurück, seit die Menschen sterblich wurden.

Die Sterblichkeit aber entstand so: Der Hase sollte dem Menschen von seiten des Mondes die Botschaft überbringen: „Wie ich sterbe und aufs neue geboren werde, so sollst auch du sterben und wieder lebendig werden." Der Hase aber vergaß die Botschaft und verkündete nur, daß die Menschen sterben würden, wie der Mond stürbe. Deshalb sterben alle Menschen. Als der Hase zum Monde zurückkehrte und ihm mittheilte, was er gesagt habe, ward der Mond zornig, ergriff ein Beil und wollte dem Hasen den Kopf spalten. Der Schlag war aber zu kurz geführt und spaltete nur die Oberlippe. Darauf zerkratzte der Hase dem Monde das Antlitz, welches daher noch immer voller Schrammen ist[4].

Der Mond gilt zugleich als der erste Khoi-Khoin und Ahnherr des ganzen Volkes. Als solcher trägt er auch den Namen des Heitsi-Eibib, der als großer Zauberer bekannt ist. Große Steinhaufen bezeichnen seine Gräber. Der Vorübergehende wirft einen Stein oder einen Zweig

---

[1] Roskoff, Religionswesen. S. 46. [2] Réville l. c. II. p. 169.
[3] Vgl. Gloatz a. a. O. I. S. 639. [4] Körner, Süd-Afrika. S. 158.

auf dieselben und murmelt ein Gebet. Uebrigens lebt Heitsi-Eibib auch nach dem Tode noch weiter, und wenn seine Nachkommen sterben, so holt er sie zu sich. Die Person des Mondgottes ist Gegenstand vieler Sagen und Legenden, an denen die Hottentotten reich sind [1]. Die Neu- und Vollmondnächte werden durch religiöse Tänze gefeiert. Wenn darum jemand Christ wird, so sagen sie: „Er tanzt nicht mehr.“ [2]

Auch viele Sterne sind Gegenstand der Verehrung. So die Plejaden, welche als die Heerde Tsui-goabs oder des Mondgottes angesehen werden. Bei ihrer Rückkehr wird ein Fest mit Gesang und Tanz gefeiert, wobei die Worte wiederholt werden: „Du Vater über unserm Haupte, gib uns Regen, damit unsere Frucht reife, schicke uns ein gutes Jahr!“ [3] Sonnencult dagegen kennen die Hottentotten nicht.

Den guten Göttern gegenüber stehen böse Geister. Der Gegner Tsui-goabs ist Gauman, der Gott der Finsterniß. Auch der Mond hat seinen Widersacher, der ihn zu verderben sucht, weshalb die Hottentotten bei der Verfinsterung des Mondes Klagelieder anstimmen und in Schrecken gerathen über das Unheil, welches der böse Geist ihnen und ihrem Vieh zufügen wird.

Die Sternschnuppen gelten als Erscheinungen abgeschiedener Geister und werden deshalb ebenfalls gefürchtet; denn man hält die Todten für feindlich gesinnt. Damit sie nun die Plätze nicht beunruhigen, in denen sie gestorben sind, setzt man oft die Kranken in Einöden aus oder verläßt auch wohl den Kraal, in welchem ein Todesfall eingetreten ist. Jeder Kraal hat übrigens auch einen eigenen Schutzgeist, der die bösen Mächte abhält.

Da man alles Unglück und besonders Krankheit den bösen Geistern und dem Einflusse der Zauberer zuschreibt, so sucht man sich dagegen durch Amulette und Zaubersprüche zu schützen. Den Zauberern traut man alle möglichen Kräfte und Künste zu und fürchtet sie sehr, nimmt aber nichtsdestoweniger zu ihnen bei allen Anlässen seine Zuflucht.

Menschenopfer sollen früher vorgekommen sein; doch läugnen andere dies; dagegen ist es gewiß, daß Verstümmelungen, vorzüglich Abschneiden von Fingergliedern, als eine Art Sühnopfer im Gebrauch waren.

---

[1] Vgl. Körner a. a. O. S. 156 f.
[2] Peschel, Völkerkunde. S. 461.
[3] Gloatz a. a. O. I. S. 651.

4. Die Kaffern und verwandte Völker.

Unter den Bantuvölkern[1] Südafrika's nehmen die Kaffern eine hervorragende Stellung ein. Sie bewohnen den gesegnetsten Strich von ganz Südafrika, der zwischen dem Hochlande des Innern und dem Indischen Ocean wie ein eingehegter Garten sich hinstreckt. Als Nord- und Südgrenze für das Kaffernland können ganz allgemein Limpopo und der Große Fischfluß angenommen werden. Politisch zerfällt es in Kaffraria, Natal und Sululand. Die Kaffern gehören körperlich zu den kräftigsten Stämmen. In ihrer geistigen Anlage ragt die Energie hervor. Ihr Leben und Streben ist ganz dasjenige der Hirtenvölker, wiewohl sie neben der Viehzucht auch Ackerbau treiben. Zu den Kaffern gehören die Stämme der Swasi, Sulu, Pondo, Pondomisi, Baku, Tembu und Kosa. Seit zweihundert Jahren legt man ihnen den Namen Kaffern bei; sie selbst geben sich keinen gemeinsamen Namen[2].

Der kräftige und kriegerische Stamm der Sulu, welcher am weitesten von den Grenzen der Kolonien entfernt wohnt und seine Eigenart am besten bewahrt hat, verdient für unsere Zwecke eine besondere Berücksichtigung. Die Sulu verehren den Unkulunkulu, d. h. den Größten. Er hat die Menschen aus dem umhlanga, d. h. Morast, erschaffen, aus dem er selbst kam, und zwar im Anfange (kugala). Er rief: „Es kommen hervor Menschen",

---

[1] Bantuvölker nennt man diejenigen Völker Süd- und Mittel-Afrika's, welche sich der Bantusprachen, wie Bleek sie genannt hat, bedienen. Die afrikanische Ethnographie hat nämlich die bedeutsame Thatsache festgestellt, daß die Sprachen, welche von der Südgrenze der Kaffern bis hinaus über den Aequator gesprochen werden, eine auffallende Gleichförmigkeit aufweisen. Diese überraschende Aehnlichkeit wird auch durch große Culturunterschiede und räumliche Entfernungen nicht aufgehoben. Die Damara und Herero sind arme Viehzüchter in Südwest-Afrika, die Banabya behäbige Ackerbauern im Centralgebiete des Sambesi, und die Makalaka endlich ein betschuanähnliches Mittelding von Hirten und Ackerbauern. Aber Chapman, welcher aus dem Damaralande zu den Makalaka und Banabya reiste, fand deren Sprache der Damarasprache so ähnlich, daß er sie vermöge seiner Kenntniß der letztern verstehen konnte. (S. Ratzel, Völkerkunde. I. S. 233.) Der Ausgangspunkt all jener Völker scheint das Gebiet um die großen Seen gewesen zu sein. Von hier aus strahlen sie nach den verschiedenen Richtungen hin aus. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß nach H. H. Johnstons Feststellungen noch längs des ganzen Congo Bantuvölker sitzen, die sich physisch und sprachlich streng von den verschiedenen Neger-, Halbneger- und hamitischen Stämmen im Norden und von der Gruppe der Hottentotten und Buschmänner im Süden unterscheiden. (Vgl. Ranke, Der Mensch. Leipzig 1887. Bd. II. S. 324.)

[2] Ratzel a. a. O. S. 236 ff.

und sie kamen hervor; ebenso auch Hunde und Vieh, Heuschrecken und Bäume, Gras und Korn u. s. w. Er gab den Menschen Schutzgeister, Aerzte und Arzneien; er setzte auch Könige ein und gebot, daß Geschwister einander nicht heiraten sollten. „Unzweifelhaft“, bemerkt dazu Ratzel, „ist in dieser Gottesidee etwas Verworrenes, ein Zug wie Heruntergesunkensein aus einst klarer Höhe. Sie entspricht mehr unsern in der Sage herabgestiegenen und menschlich mit Menschen verkehrenden Göttern, als den fern in unzugänglichen Himmelshöhen waltenden Geistesmächten unserer geistigeren Religionen. Aber die ursprüngliche Einheit eines höchsten Wesens scheint noch durch.“ [1]

Dr. Callaway hat nach eingehenden Erkundigungen, die er beim Volke selbst eingezogen, ein Buch über Unkulunkulu [2] geschrieben, in welchem er berichtet, daß ein Sulu ihm versicherte, die Kaffern hätten die Kunde von „einem Könige, der da droben thront“, nicht zuerst von den Weißen erhalten. „Im Sommer, wenn es donnert, sagen wir selbst: ‚Der König spielt‘.“ Ein anderer sehr alter Mann sagte: „Als wir noch Kinder waren, da hieß es immer: ‚Der König ist im Himmel‘. Als Kinder hörten wir das unaufhörlich. Man wies auf den König, als ob er hoch oben wäre. Wir hörten aber nie seinen Namen, wir wußten nur, daß er der Schöpfer der Welt (Umdabuko) wäre, der König oben sei.“ Eine alte Frau berichtete: „Wenn wir vom Korn sprachen und fragten, woher es komme, so sagten die alten Leute: ‚Es kommt vom Schöpfer, der alles gemacht hat, aber wir kennen ihn nicht.‘ Wenn wir nun immer wieder fragten: ‚Wo ist der Schöpfer? Unsere Fürsten können wir ja doch sehen‘, da sagten die Alten: ‚Nein, auch diese Fürsten, die ihr seht, sind vom Schöpfer geschaffen.‘ Und wenn wir dann nochmals fragten: ‚Wo ist er? Niemand kann ihn sehen; wo ist er denn?‘ dann pflegten unsere Väter gen Himmel zu zeigen und zu sagen: ‚Der Schöpfer aller Dinge ist im Himmel, und es gibt auch noch viele Leute dort, er aber ist der König der Könige.‘ Auch wenn wir hörten, daß der Himmel das Vieh in irgend einem Dorf gefressen habe (d. h. wenn es vom Blitz erschlagen worden), so sagten wir: ‚Der König hat das Vieh vom Dorf genommen.‘“ Ein anderer alter Mann sagte: „Der alte Glaube unserer Vorfahren war dies; sie sagten: ‚Unkulunkulu ist ein Mensch, er ist von der Erde; aber im Himmel ist ein

[1] A. a. O. S. 173. Vgl. Chantepie de la Saussaye, Religionsgeschichte I. S. 181.

[2] Erster Theil des Werkes: Religious System of the Amazulu.

König.' Wenn es hagelte und donnerte, sagten sie: ‚Der König rüstet, er wird Hagel schicken; bringt alles in Ordnung.' Die alten Leute sagten: ‚Umdabuko ist oben; er gibt den Menschen ihr Leben.' Man sagte, daß der Regen vom Könige komme, und daß die Sonne von ihm komme, und auch der Mond, der in der Nacht das weiße Licht gibt, damit die Menschen umhergehen können, ohne sich zu verletzen. Wenn Vieh vom Blitz erschlagen worden, so waren die Leute nicht unglücklich, sondern sagten: ‚Der König hat für sich geschlachtet von dem, was sein ist. Gehört es dir? Gehört es nicht dem König? Er ist hungrig, er schlachtet für sich selbst.' Wenn ein Dorf vom Blitz getroffen und eine Kuh erschlagen wird, so heißt es: ‚Das Dorf wird Glück haben.' Wird ein Mann vom Blitz getroffen und stirbt, so sagt man: ‚Der König war unzufrieden mit ihm.'" Ein anderer Name für den Schöpfer ist Itongo, „Geist", und von ihm erzählt ein Schwarzer: „Wenn man Itongo sagt, so meint man nicht einen Menschen, der gestorben und wieder erstanden ist, sondern den, der die Erde stützt, die Menschen und das Vieh trägt. Die Erde, auf der wir leben, ist unsere Stütze; aber es gibt auch einen Stützer der Erde, auf der wir leben; ohne ihn könnten wir nicht sein, und wir sind durch ihn."

M. Müller, dem wir diese Auszüge entlehnen, bemerkt: „So finden wir also bei Menschen, von denen man so oft behauptet, daß sie nichts von Religion wissen, daß sie keine Idee von einem göttlichen Wesen haben — daß im Gegentheil einige der wesentlichsten Elemente der Religion bei ihnen vollkommen entwickelt sind, wie z. B. der Glaube an einen unsichtbaren Gott, einen Schöpfer aller Dinge, der im Himmel wohnt, Regen, Hagel und Donner schickt, die Bösen straft und sein Opfer verlangt von dem Vieh auf tausend Hügeln. Beweist dies nicht, wie vorsichtig wir sein sollten, ehe wir bloß negative Beweise für hinlänglich halten, den wilden Völkern den Besitz religiöser Ideen abzusprechen?" [1]

Die Kaffern denken sich den Himmel als ein belebtes Wesen; wahrscheinlich wurde ursprünglich die höchste Gottheit selbst als Himmel bezeichnet. Sulu bedeutet Himmel, und die Sulu sind mithin die Himmlischen, d. h. Kinder des Himmels. Auch jetzt noch flehen die Kaffern zum Himmel und glauben, daß er ihre Bitten hört.

Die Ahnenverehrung ist bei den Kaffern so ausgebildet, daß ein flüchtiger Beobachter meinen könnte, die ganze Religion gehe in der-

[1] Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. S. 233 ff.

selben auf. Die Todten behalten die Gesinnung bei, welche sie im Leben hegten: die guten bleiben gutgesinnt, die bösen aber übelgesinnt. Deshalb nützen die Geister nicht nur, sondern schaden auch. „Die Sulustämme leiten ihr ganzes Wohl oder Wehe im täglichen Lehen von den Geistern der Todten, besonders verstorbener Häuptlinge her. Die Geisterwelt denken sie sich in unermeßlichen Räumen, die sich nie füllen und unter dem Himmel oder unter der Erde existiren, von wo die abgeschiedenen Geister aber auch wieder zu ihnen in die Nähe ihrer Wohnungen kommen, die deshalb lieber verlassen werden, und ihnen nachts im Schlaf oder auch im Wachen erscheinen. . . Wenn sie von Verstorbenen träumen, bringen sie diesen ein Opfer, um sie zu beruhigen. Die Verstorbenen sollen sogar die Macht haben, den Lebenden jederzeit sichtbar zu erscheinen.“ [1]

Die Geister der Abgeschiedenen heißen Amahlosi oder Itongu und wohnen vorzugsweise in Schlangen. In einer Art Schlangen wohnen Häuptlinge, in einer andern gewöhnliches Volk, in einer noch andern Weiber. Kommt eine Schlange in das Haus, so beobachtet man, ob sie sich wieder entfernt oder nicht. Im erstern Falle ist es eine wilde Schlange; bleibt sie, so ist es der Itongo, Gott des Hauses. Wird eine Schlange getödtet, weil sie giftig ist oder dafür gehalten wird, so erscheint der Geist, der in ihr wohnte, den Leuten im Traume; war es der Geist eines Häuptlings, so wird die Schlange begraben, später aber ihr Gerippe am Thore des Dorfes aufgehängt. Ihr Tod aber wird durch Opfer gesühnt [2].

In Löwen und Elephanten sehen die Sulu Verkörperungen mächtiger Häuptlinge. Doch beten sie auch zu unverkörperten Schatten ihrer Vorfahren oder berühmter Könige, opfern ihnen und flehen sie um Hilfe an in ihren Krankheiten und anderen Bedrängnissen. Das vollkommenste Opfer sind die Heerdenthiere und vor allen Kühe und Rinder. Unter den Opfergebräuchen ist am bemerkenswerthesten die Hochhaltung der Galle, welcher am allermeisten die Fähigkeit zugeschrieben wird, den Zorn der Geister zu besänftigen und sie günstig zu stimmen. Man trinkt davon und besprengt sich damit; die Gallenblase aber trägt man als Schmuck. Hat das Thier auffallend wenig Galle, so sagt man: „Die Amahlosi haben die Galle getrunken, als das Thier noch am Leben war.“ Nicht nur in Krankheiten und Nöthen, sondern auch bei verschiedenen wichtigen Anläßen wendet man sich an die Geister: so beim Einzuge

[1] Gloatz a. a. O. I. S. 558. [2] Ratzel a. a. O. I. S. 174.

in ein neugebautes Dorf oder selbst in eine neue Hütte, so vor der Schlacht, beim Erntefeste, bei Schließung von Ehebündnissen u. s. w.[1]

Die Zauberer stehen bei den Kaffern in hohen Ehren. Der Kern ihrer Kunst liegt in dem Verkehre mit den Geistern der Abgeschiedenen. Unzweifelhaft besitzen sie auch einiges wirkliche Wissen, und manche Europäer haben die Wirksamkeit ihrer Kräuter- und Wurzelarzneien schätzen gelernt. Dieselben gehen aus dem ärztlichen Stande hervor, von welchem der Stand der Zauberer eine höhere Stufe darstellt. Ratzel, dem wir hier folgen, schildert uns die „Schule des Zauberers" nach den Mittheilungen eines Eingeborenen, der voll Glauben an diese Dinge war, folgendermaßen: „Es geschieht, daß der Candidat für dieses Amt krank ist bis an das Ende des Jahres, und dann unterzieht er sich dem Unterrichte in der Heilkunst, damit er die Heilärzte übertrifft. Und wenn er dann erscheint, so erscheint er mit dem Wunsche, in Pfützen zu gehen. Er kommt zurück, Schlangen bringend und mit weißem Thone beschmiert. Und nun gehen sie zu den Priestern (Zauberern). Sie sagen: ‚Mein Freund, dieser Mann wird ein Priester.' Und dann wird er genommen, fortgesandt und zu jenen gebracht, welche Priester geworden sind. Und wenn er zu diesen kommt, nehmen sie ihn und gehen und werfen ihn in die Wasser des Meeres, und nachdem sie ihn hineingeworfen, lassen sie ihn darin; noch sieht man ihn an diesem oder einem nächsten Tage. Nach einigen Tagen kommt er als Priester und prakticirt. Nachdem er angekommen, beginnt er unter den Gesängen zu tanzen, und das Volk klatscht mit den Händen dazu. Er schlachtet Kühe, Ziegen und alles außer Schafen. Die Ursache, warum diese gelassen werden, ist, weil sie nicht schreien, wenn man sie tödtet. Er muß etwas haben, das schreit, wenn es geschlachtet wird. Mit den Blasen und Gallenblasen bedeckt er seinen Kopf, bis sie in allen Richtungen herabhängen. Er geht in Tümpel voll Schlangen und Alligatoren. Und wenn er nun eine Schlange fängt, hat er Macht über sie; oder wenn er einen Alligator fängt, hat er Macht über ihn; oder wenn er einen Leoparden fängt, hat er Macht über Leoparden; oder wenn er eine tödtlich giftige Schlange fängt, hat er Macht über die giftigsten Schlangen. Und so erhält er seinen Rang: den Rang der Leoparden, damit er Leoparden fängt, und den Rang der Schlangen, damit er Schlangen fängt." Die Zauberer begnügen sich bei Ausübung ihres Amtes ebensowenig wie

[1] Ratzel a. a. O. I. S. 268 f.

ihre Kranken mit natürlichen Mitteln, sondern sie glauben am tiefsten und sichersten durch Vermittelung höherer Kräfte zu wirken, durch welche noch andere Uebel als Krankheit, wie Liebesgram, Haß, Neid, ihre Heilung finden sollen. Wenn auch das Volk selbst manches weiß, so hat doch das Beste eben der Zauberer als Geheimniß inne[1].

Der Aberglaube des Volkes zeigt sich besonders in den Vorbedeutungen, deren Menge so groß ist, daß das Leben dieser Menschen von allen Seiten her durch sie eingeengt ist. Ratzel stellt folgende Beispiele zusammen: „Das Milchessen bei Donner zieht den Blitz an. Wer Milch (Amasi) in einem fremden Kraale ißt, wird dort ein Verbrechen begehen. Den Tag nach einem Hagelwetter darf das Feld nicht bearbeitet werden, um nicht noch mehr Hagel anzuziehen. Wer einen Habicht tödtet, muß sterben. Wenn sich ein Vogel in einem Kraale niederläßt, ist es ein Zeichen von Unglück für dessen Besitzer. Hahnenschrei vor Mitternacht bedeutet Tod für Menschen oder Vieh. Dieselbe üble Bedeutung wird dem Hinaufspringen eines Hundes oder Kalbes an einer Hütte und der Erscheinung eines Kaninchens in einem Kraale beigelegt. Der Schnurrbart eines Leoparden bringt dem, der unbewußt davon in seiner Speise genießt, Krankheit und Tod; wer ihn aber mit etwas von dem Fleische dieses Thieres genießt, wird muthig und hat Glück auf der Jagd. Hunde, welche Schnäbel und Klauen von Vögeln fressen, werden stark und muthig. Wer in Dornen tritt, muß dieselben essen, um sich für das nächste Mal davor zu schützen.“ [2]

Die religiösen Anschauungen und Gebräuche der meisten anderen Völker Südafrika's sind denen der Kaffern in hohem Grade ähnlich. Wir begnügen uns daher, einen Blick auf die bedeutendsten derselben zu werfen.

Die Betschuanen nehmen die Mitte Südafrika's ein, indem sie westlich von den Sulu wohnen. Unter den zahlreichen Stämmen der Betschuanen gehören zu den hervorragendsten die Basuto, die Makalolo und die Bamangwato. Die äußere Erscheinung der Betschuanen gibt ein Ethnograph kurz dahin wieder: „Der Betschuane ist die weichere Ausprägung des Kafferntypus.“ Ihre Leistungsfähigkeit ist nicht groß, und sie neigen mehr friedlichen Beschäftigungen zu, als kriegerischen Thaten. Dennoch zeichnen sich ihre Waffen durch Mannigfaltigkeit und Güte aus. G. Fritsch sagt darum sehr treffend: „Die Betschuanen sind viel bewunderungswürdiger in der Herstellung der Waffen, als in der Führung

[1] Ratzel a. a. O. I. S. 267 ff. [2] A. a. O.

derselben." Früher ist viel darüber gestritten worden, ob die Betschuanen eine Ahnung von einem höhern Wesen hätten. Man berief sich hauptsächlich darauf, daß ihnen in ihrer Sprache jedes Wort für Gott mangle. Jetzt steht fest, daß die Betschuanen einen „Morimo", der im Himmel wohnt, kennen. Wenngleich sie ihn nicht immer sehr ehrfurchtsvoll behandeln, so verdient er doch immerhin ihr Gott genannt zu werden. Chapman erzählt, wie er bei Ausbruch eines Gewitters eine Schaar Bamangwato-Frauen, die ein Maisfeld aberntenten, beobachtet habe. Dieselben riefen mit erhobenen Hauen scheltend „Morimo" gen Himmel und geberdeten sich dabei wie wüthend, weil Morimo ihre Arbeit unterbrach. Sie sehen in Morimo den Herrn oder Geist des Himmels[1].

Es könnte auffallend erscheinen, daß noch Holub den Betschuanen „Religion im eigentlichen Sinne des Wortes" abspricht, obwohl er sich für seine Mittheilungen über den religiösen Zustand dieses Volkes auf eine Reihe von Missionären und Kaufleuten des Landes, sowie auf einige gebildete holländisch oder englisch redende Betschuanen selbst beruft. Allein er sieht sich doch veranlaßt, sogleich beizufügen: „Doch können wir aus dem Umstande, daß sie bei den ersten Belehrungen über das Christenthum dem unsichtbaren Gotte sofort den Namen Morimo beilegten, ohne daß das Wort eine anderweitige Verwendung fände, schließen, daß sie in längst vergangener Zeit einem sichtbaren oder unsichtbaren Wesen göttliche Verehrung gezollt haben mußten. So hat sich denn das Wort Morimo bei ihnen traditionell erhalten."[2] Jedenfalls nimmt bei den Betschuanen heutzutage der Aberglaube den breitesten Raum ein. Die Regenmacher und Zauberer spielen bei ihnen die größte Rolle; sie sind es auch, welche die verschiedenartigsten Amulette herzustellen und wirksam zu machen haben[3].

Die Ovaherero oder Damara wohnen im Norden von den Hottentotten, der Westküste zu. Sie sind, wie sich aus ihren Sagen schließen läßt, wahrscheinlich von Osten her eingewandert. Die Reisenden schildern sie als feige, lügenhaft und in hohem Grade mißtrauisch. Die benachbarten Völker, insbesondere die Namaqua-Hottentotten, von denen die Ovaherero vielfach angegriffen wurden, haben furchtbar unter ihnen gehaust. Der Ovaherero-Häuptling Kamaherero rief einmal den Namaqua zu: „Ueberall liegen und gehen wir auf den Gebeinen unserer

[1] Ratzel a. a. O. I. S. 281 ff.
[2] Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika. I. S. 412.
[3] A. a. O. S. 413 ff.

von euch Namaqua gemordeten Eltern, Kinder, Geschwister und Freunde." Die Ovaherero sind Viehzüchter. Früher fehlte ihnen der Ackerbau gänzlich. Aber auch jetzt noch nimmt die Pflege der Heerden in ihrem ganzen Trachten und Treiben die erste Stelle ein. Man hat wohl behauptet, die Ovaherero seien vollständige Communisten, und wollte auch hierfür die Viehzucht verantwortlich machen. Das ist aber nicht ganz richtig. Freilich binden sie sich als Hirtenvolk nicht dauernd an die Scholle und sehen das ganze Land, soweit kein anderer Stamm es einnimmt, als allgemeines Eigenthum an. Allein derjenige, welcher zuerst an einem Orte sich niedergelassen hat, ist doch so lange Herr desselben, als es ihm beliebt, und kein anderer wird im Friedenszustande es wagen, seine Heerden ebendaselbst zu tränken oder zu füttern, ohne vom ersteren die Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Zu einem gewissen Communismus in den beweglichen Gütern tritt man in besonderen Bündnissen zusammen. Schon die Jugendgespielen (oma-kura, d. h. solche, die miteinander groß geworden) schlagen noch in späterem Alter einander nicht leicht eine Bitte ab, indem sie ihre Sachen als gemeinsames Eigenthum anzusehen scheinen. Noch enger ist die Gemeinschaft der oma-panga, der Verbundenen, die gerade zu dem Zwecke, daß ihnen alles gemeinsam sei, den Bund schließen.

Die Ovaherero geben ihrer Hauptgottheit den Namen Mukuru, d. h. der Uralte. Neben Mukuru oder Omukuru gebrauchen sie für denselben Begriff auch den Namen Obempo, d. h. Hauch, Geist, ohne daß dies auf die Annahme eines zweiten geistigen Wesens gedeutet werden könnte. Ratzel schließt sich der Deutung Josaphat Hahns, des besten Kenners dieses Volkes, an, daß nämlich Obempo nur näher das Geistige des „Uralten", des Mukuru, bezeichnen soll, etwa so, wie die Indianer vom „Großen Geiste" reden. Aber auch die Geister der Verstorbenen werden angerufen. Im übrigen sind die Ovaherero ganz in den Wahnglauben der Zauberei versunken. Neben den Zauberern gibt es bei ihnen auch Zaubermädchen (Ondangere), gewöhnlich die Töchter der ersten Frau eines Häuptlings. Sie erinnern insofern an die römischen Vestalinnen, als eine ihrer Hauptaufgaben in der Erhaltung einer Art heiligen Feuers (Omurangere) besteht. Es wird nämlich für jede Hütte beständig ein Feuer unterhalten. Bei gutem Wetter brennt dasselbe vor der Hütte; bei schlechter Witterung bringt man es in die Wohnung der Feuerjungfrau. Das Verlöschen des Feuers kann nur durch Viehopfer gesühnt werden. Die Herero wollen das Feuer von Mukuru oder Obempo

erhalten haben. Beim Opfern spielen heilige Stäbe eine besondere Rolle. Dieselben werden von Bäumen geschnitten, die den Ahnen geweiht sind. Bei Opfermahlzeiten wird diesen Stäben, da sie gleichsam die Ahnen vertreten, das Opferfleisch immer zuerst vorgesetzt. Vielfach werden diese Opferstäbe, zu Bündeln zusammengebunden und mit Amuletten behangen, beständig in den Zweigen des auf der Opferstätte stehenden „Makera", des Opferbusches, aufbewahrt, auf welchem das Fleisch des zerlegten Opferthieres ausgebreitet wird. Auch den Baumcultus pflegen die Damara sehr eifrig [1].

Die nördlich von den Ovaherero wohnenden Ovambo bilden den Uebergang zu den Sambesi-Völkern. Das Gebiet, welches sie bewohnen, ist fruchtbar. Die Ovambo betreiben daher Ackerbau, und sie sind unter den ackerbauenden Völkern Afrika's eines der thätigsten und friedlichsten. Von ihrer Religion ist soviel wie nichts bekannt. Dieses Volk weicht nämlich allen Fragen der Europäer über seine Verhältnisse und Anschauungen mit großer Scheu aus. Als ein Reisender einmal in einem Gespräche mit Ovambo auf den Zustand nach dem Tode zu reden kam und dabei den Namen ihres Fürsten Nangoro nannte, flüsterte man ihm zu: „Wenn du in dieser Weise sprichst und es sollte zu den Ohren Nangoro's kommen, so wird er glauben, du wollest ihm nach dem Leben trachten." Und diese Furcht, daß ein Fremder einem Eingeborenen das Leben stehlen könnte, macht sich fortwährend im Verkehr mit ihnen fühlbar. Besonders bangt man vor dem gemeinsamen Essen mit Fremden. Aber Fürst Nangoro selbst hat für diesen Fall einen Zauber ausgedacht, der sich vom Hofe aus über das Land verbreitet hat. Vor dem Essen nimmt nämlich der Herr des Hauses oder in seiner Vertretung ein anderer Wasser in den Mund und spritzt es dem Fremdlinge ins Gesicht. Auch wird wohl dem Verdächtigen Fett um Stirn und Mund geschmiert. Für das Regenmachen haben die Ovambo bestimmte Zauberer [2].

Am Sambesi liegt das große Marutse-Mabunda-Reich, das etwa 5000 Quadratmeilen groß ist und nach Holub von 18 größeren Stämmen bewohnt ist, welche sich in 83 Zweig- und Nebenstämme theilen. Der Herrscher dieses Reiches schaltet und waltet mit despotischer Willkür. Er ist zugleich der Hohepriester. Das Zauberwesen der Marutse hat große Aehnlichkeit mit dem der Betschuanen. Aber auch den Glauben an den einen, unsichtbaren Gott, den Molimo der Betschuanen, halten

---

[1] Ratzel a. a. O. I. S. 319 ff. [2] A. a. O. I. S. 357.

sie hoch. „Wie schon erwähnt," sagt Holub, „besaß die Bantu-Familie, bevor sie sich in die zahlreichen Stämme theilte, welchen wir gegenwärtig begegnen, den Glauben an einen mächtigen, unsichtbaren Gott; bei den Marutse hat sich dieser Glaube unter allen Bantu-Stämmen am reinsten erhalten. Man glaubt an ein unsichtbares, allwissendes Wesen, welches genau das Thun eines jeden beobachtet und mit jedem Menschen nach Belieben verfährt." Man scheut sich, den Namen auszusprechen, und nennt es Molimo, welches Wort jedoch überhaupt gute und böse Geister und Zaubereien bezeichnen kann. Der eigentliche Gottesname ist Njambe. „Beim Aussprechen dieses Wortes erheben sie ihre Augen gegen das Firmament, weisen mit der Hand dahin, oder thun beides, ohne Njambe auszusprechen. Ich beobachtete viele, die es mit ‚Er da oben' oder ‚Er' umschrieben." Sie meinen, dieses mächtige Wesen wohne im Blau des Firmamentes. Stirbt einer im Kampfe oder verunglückt er, so sagen sie: „Es geschah auf Njambe's Geheiß." Wird jemand zum Tode verurtheilt, so gilt das als die Strafe Njambe's, und der gerecht Verurtheilte fügt sich in sein Schicksal, während der ungerecht Verurtheilte bis zum letzten Augenblicke auf Njambe's Allwissenheit hofft [1].

Unter den Sambesi-Völkern ragt als Krieger- und Räubervolk das der Matabele hervor. Es wohnt nordwestlich von den Sulu, unmittelbar an sie angrenzend. Die Matabele stimmen in allem Wesentlichen mit den Sulu überein. Ueberlieferung und Sage wie die Uebereinstimmung der Sitten bezeugen, daß ihre Trennung von den Sulu einer nicht gar fernen Vergangenheit angehört [2]. Um nicht bereits Gesagtes zu wiederholen, gehen wir auf ihre religiösen Anschauungen nicht näher ein. Nur ein paar Worte über das Treiben ihrer Zauberer. Dieselben stehen als Inhaber geheimer Kenntnisse und Kräfte in hohen Ehren. Wie alle Krankheiten durch Zauberei entstehen, so müssen sie auch durch Zauberei geheilt werden. Besonders sind die Zauberer eine schreckliche Macht in der Hand der Häuptlinge. „Ich selbst", sagte Lo Bengula, der gegenwärtige Beherrscher der Matabele, zu den Europäern, „gebe nichts auf Zauberei: aber wie brächte ich es ohne dieselbe fertig, mein Volk zu regieren, dieses abergläubische Volk, welches in jedem Zufalle einen Zauber erblickt! Wäre da nicht allemal der König zur Hand, den Schuldigen zu ermitteln und zu bestrafen, so wäre es um

[1] Sieben Jahre in Süd-Afrika. II. S. 337.
[2] Ratzel a. a. O. I. S. 410.

sein Ansehen geschehen." Wer aber der Schuldige sei, das haben sehr oft die Zauberer herauszufinden.

So stand die Schwester des Königs Lo Bengula selbst im Verdacht, durch Hexerei bewirkt zu haben, daß ihr Bruder kinderlos bliebe. Sie wurde dem Urtheil des Höhlengottes Makalaka unterworfen. Derselbe soll in einer bestimmten Höhle hausen. Kein Mensch hat den Gott je gesehen; aber derselbe hat Söhne und Töchter, seine Priester und Priesterinnen, die in der Nachbarschaft der Grotte wohnen. Mitten in der Höhle des Gottes soll sich ein tiefer und dunkler Schacht befinden, „der Schacht des Abgrundes", und aus diesem Schlunde steigt manchmal Gedröhn herauf wie ferne Donnerschläge. Zitternd legen die Gläubigen Fleisch, Weizen, Geflügel, Kuchen und andere Gaben hin, um den Hunger des Gottes zu stillen und seine Huld zu erwerben. Dann tragen die Bittsteller in lauten Gebeten dem Gott ihre Wünsche vor. Nach einigen Augenblicken tiefen Schweigens hört man zwischen dem fernen Rollen des Donners unverständliche Laute und abgebrochene Worte, und die Amasi, Zauberer, die mit dem Donnermacher unter einer Decke stecken, legen den Gläubigen den Sinn des Orakels aus. Gewöhnlich fordern sie Bluturtheile, und so wurde auch die Schwester des Königs verurtheilt und gehängt [1].

Von wie grober Art nicht selten die Betrügerei der Zauberer ist, zeigt folgende Erzählung des P. Depelchin: „Nach der Mahlzeit wollte uns der König (Lo Bengula) eine Ueberraschung bereiten. Drei Männer, in schmutzige Wolldecken gehüllt, krochen in die Hütte und nahmen auf einen Wink des Königs hart am Eingange Platz. Es waren dies Zauberer und Wahrsager. Alsbald begannen dieselben ein geheimnißvolles Arbeiten unter ihren Decken... Endlich nach langem Vorbereiten und wiederholten Zauberformeln kam ein Kürbis, als Puppe verkleidet, zum Vorschein. ‚Dieses', sagten die Zauberer mit Emphase, ‚ist der Sohn Gottes, der zu den Menschen redet.' Noch nie in meinem Leben war mir ein unwürdigerer und gröberer Betrug unter die Augen gekommen. Die Zauberer blinzelten einander unablässig zu und thaten sehr geheimnißvoll. Hierauf stellte einer aus ihnen die folgende Frage an die Puppe: ‚Du bist in Gegenwart des Königs Lo Bengula; sag an, ist sein Herz rein?' Im gleichen Augenblick preßte er den Finger auf die Puppe, und man vernahm das Zischen eines Instrumentes, welches sofort als bejahende

[1] Vom Cap zum Sambesi. Von J. Spillmann S. J. Freiburg 1882. S. 326.

Antwort auf die Frage ausgelegt wurde. Wir brachen unwillkürlich in ein helles Gelächter aus, und Herr Fairbairn (ein Engländer) sagte zum Könige: ‚Wie ist es doch möglich, daß du an einen solchen Betrug glauben kannst! Wenn du willst, will ich dir das Instrument zeigen, das in der Puppe steckt.“ Obwohl der König über die ganze Sache lachte, wollte er doch nicht, daß man den Betrug entlarve.“ [1]

Amulette und allerlei Zaubermittel sind allenthalben beim Volke im Gebrauch; doch führt man die Kraft derselben auf die Gottheit zurück. So sagt man z. B., das Schütteln der Amulette zur Auffindung des Weges geschehe nur, um dem Morimo Gelegenheit zu geben, seine Kenntnisse darzuthun [2].

Im Flußgebiete des Sambesi wohnen noch mehrere Völker, die einem von den Kaffern verschiedenen Stamme angehören, aber doch die gleichen religiösen Anschauungen haben.

So verehren die in den portugiesischen Gebieten wohnenden Eingeborenen neben dem höchsten Wesen, welches sie je nach ihrer Sprache Molunga, Reze oder Moambe nennen, vorzüglich die Verstorbenen, denen sie Lebensmittel als Opfer darbringen.

Die Mangandscha zwischen Nyassa-See und Sambesi glauben an ein gutes höchstes Wesen, Mpambe mit Namen. Diesem gegenüber steht der böse Geist Mfiti, dem sie alles Unglück zuschreiben. Vergeltung nach dem Tode wird ebenfalls angenommen. Der benachbarte Stamm der Adschawa nennt Gott Mulungu [3].

Die Maravi am linken Sambesi-Ufer glauben zwar auch an ein höchstes Wesen; aber mit der Leitung der Welt denken sie sich doch nur die Geister beschäftigt. Vorzüglich müssen die Abgestorbenen die Felder beschützen. Durch Amulette will man bewirken, daß ein Dieb unfehlbar in eine Krankheit fällt. Zur Entdeckung der Diebe werden überdies Feuer- und Wasserproben angestellt [4].

---

[1] Spillmann a. a. O. S. 178.
[2] Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika. I. S. 436.
[3] H. Barth, David Livingstone. Leipzig 1875. S. 180.
[4] Afrika, durchwandert von Stanley und Cameron. Von R. Oberländer. Leipzig 1879. S. 70

5. Die Bewohner Ost-Afrika's.

Die Völker im Osten Afrika's bekennen sich großentheils zum Islam, haben aber vielfach ein gutes Stück Heidenthum bewahrt. Die Küstenbewohner der Insel Sansibar gegenüber verehren unter dem Namen Mulungu den Schöpfer Himmels und der Erde, der im Reiche der guten Geister wohnt und den Menschen alles Nützliche verleiht. Zu ihm kommen die Seelen der guten Menschen nach dem Tode, während die der bösen sich in schädliche Naturmächte und häßliche Thiere verwandeln. Um Regen zu erlangen, bringt man Arakopfer, während man aus aufgeschüttetem Reis weissagt [1].

Einige dieser Stämme sind erst durch die katholischen Missionäre näher bekannt geworden. So schreibt P. Baur über Udoë und dessen Bewohner, die Wadoë:

„Wir waren die ersten (Europäer), welche dieses Land sahen und mit seinen armen Bewohnern, die zum Theil noch Menschenfresser sind, in Berührung traten. Auch die Araber wagen sich nicht dieses Weges, und mit gutem Grunde. . . Die Wadoë sind ein schöner und starker Menschenschlag, alle Bauersleute. . . Ihr Hauptreichthum besteht in Schaf- und Ziegenheerden. Sie haben keine Sklaven. Ihre Dörfer liegen gewöhnlich auf Anhöhen und sind im Dickicht verborgen. . . Der Eingang ist gewöhnlich von einer Fetischhütte und einem Aschenhaufen verdeckt. . . Wenn einer von den Häuptlingen stirbt, bereiten sie ihm ein Grab und begraben zugleich mit ihm einige Weiber, welche ihn im andern Leben bedienen sollen. Dann folgen Tänze, Festgelage, bei denen Blut aus Schädeln getrunken und Menschenfleisch verzehrt wird. Aehnliche Opfer begleiten die Wahl eines neuen Mwene (Häuptlings). Da sie sich aber nicht gegenseitig aufzehren und doch bei gewissen Festlichkeiten Menschenopfer nöthig haben, machen sie regelmäßig Jagd auf ihre Nachbarn. . . Die Wadoë sind natürlich Fetischdiener, wie alle ihre Nachbarn; die Zauberer spielen eine große Rolle. Manche sind Häuptlinge von Dörfern, und man fragt sie in allen Vorkommnissen des Lebens, wichtigen und geringfügigen, um Rath. Wenn jemand stirbt, bezeichnen sie die Personen, welche durch Zauberei den Tod herbeigerufen, und die angeblich Schuldigen werden ergriffen und lebendig verbrannt; die Kinder, die an einem Unglückstag geboren werden oder mit irgend einem körperlichen Gebrechen

---

[1] Gloatz a. a. O. I. S. 481.

auf die Welt kommen, oder die der Zauberer dazu verurtheilt, werden unbarmherzig in das nächste Dickicht geworfen, wo sie den wilden Thieren zur Beute fallen... Wie die alten Leute erzählen, stammen die Wadoë nicht aus dieser Gegend; sie sind vielmehr Abkömmlinge der Manyuema, welche westlich vom Tanganjika wohnen... Diese haben in der That so ziemlich dieselbe Sprache und Sitte und sind ebenfalls Menschenfresser." [1]

Der Cultus des Mulungu findet sich auch bei den Bewohnern von Usambara, die jedoch ebenfalls ihr Hauptvertrauen auf die Geister und die Zauberer setzen und vor allem den König als ihren ersten Zauberer und sichtbaren Mulungu betrachten. Nur in der Nähe der Küste hat der Mohammedanismus unter diesem Volke Boden gewonnen oder doch wenigstens seine äußeren Sitten und Gebräuche einzuführen vermocht.

Dagegen ist das bis weit ins Innere vordringende Handelsvolk der Suaheli in seiner Art eifrig mohammedanisch, doch immerhin noch manchen heidnischen Erinnerungen anhängend [2]. Sie halten große Stücke auf Zaubereien, zu denen sie besonders in Krankheitsfällen ihre Zuflucht nehmen, um das Uebel auf andere abzuladen.

Fester wurzelt noch das Heidenthum unter den Wanika, welche Verehrer des Mulungu sind, ohne jedoch zur Klarheit darüber kommen zu können, was sie sich unter Mulungu eigentlich denken sollen. Immerhin beten sie zu ihm und bringen ihm Opfer dar. Die Geister benennen sie mit dem arabischen Worte Schatani und theilen dieselben in gute und böse. Die Seelen der Verstorbenen heißen Koma. Ihnen bringt man Opfer, um Regen zu erlangen. Amulette gegen den Einfluß der bösen Geister sind häufig im Gebrauch, ebenso Weissagungen und Gottesurtheile. Ganz den gleichen Glauben und die gleiche Art der Gottes- und Geisterverehrung haben die Wakamba in Ukambani, sowie die Wakuafi und Masai oder Elloikob, ein räuberisches Volk, welches behauptet, von seinem Gotte Engai alles Vieh der Erde zum Geschenk erhalten zu haben, weshalb sie das Vieh der Nachbarstämme rauben dürften.

Die Wadschagga „bezeichnen Gott, Himmel und Sonne mit dem Worte Kruva, opfern den Geistern ihrer Vorfahren auf den Gräbern und tragen ihnen, vor dem Opferthier stehend, mit einem Bündel Kraut in der Hand, von dem jenes frißt, ihre Wünsche vor, glauben aber auch an böse, gewiß auch abgeschiedene Geister, wie solche auf dem Kilimandscharo

---

[1] „Die katholischen Missionen", 1883. S. 11 ff.

[2] Hellwald, Naturgeschichte des Menschen. II. S. 88.

hausen". Die zahlreichen Zauberer heißen Muanga. Beim Einfalle in Feindesland legt man an der Grenze Zaubermittel nieder, um sich dem Feinde unsichtbar zu machen[1].

Die Somali und Dankali sind Mohammedaner, haben aber aus dem Heidenthum die Verehrung heiliger Steine und Bäume und die Unterscheidung glücklicher und unglücklicher Tage beibehalten. „Sie beten selten oder nie, haben keine Moscheen und besuchen auch jene nicht, die sie etwa anderswo, wie z. B. in Aden, antreffen. Nur während der Marktzeit zu Berbera errichtet man der Fremden wegen an der Küste einige zum Gebete bestimmte Hütten. Dagegen sind sie ganz und gar eine Beute des Aberglaubens. Gegen böse Geister und deren Verbündete sind Bernstein, Silberschmuck und Ketten aus den Zähnen der Robben sehr beliebt, an ihrem Halse tragen sie stets Amulette und das bekannte Ledertäschchen mit einigen Versen aus dem Koran. Ihr Gerichtsverfahren ist die Feuerprobe." Der ganze religiöse Unterricht der Knaben besteht im Auswendiglernen einiger Verse des Koran, die Mädchen werden gar nicht unterrichtet[2].

Die Galla oder Orma, mit welchen die Somali fast beständig in erbittertem Kampfe liegen, sind theils noch Heiden, theils Mohammedaner, theils Christen. Nach ihren Ueberlieferungen hat Wak oder Waka (Himmel) den Stammvater der Galla aus Thon gebildet und ihm eine Seele gegeben[3]. Wak ist der Geber alles Guten und der Richter nach dem Tode. Ihm werden Gebete und Opfer dargebracht. Wak redet zu seinen Dienern im Donner und zeigt sich im Blitze. Zu dem Monde steht er in demselben innigen Verhältnisse, wie so viele Götter Afrika's. Beim Neumond hat sich Wak von seinen Getreuen abgewendet, und das ist die Zeit des Unglücks; mit dem Vollmonde kehrt er sich wieder zu ihnen und bringt Segen und Erhörung. Unter dem Wak stehen zunächst zwei Untergottheiten, Oglie, eine männliche, und Atete, eine weibliche. Letztere ist die Göttin der Fruchtbarkeit, der sich besonders die Frauen empfehlen. Außerdem gibt es eine Menge niederer Gottheiten oder Genien, die Zaren, durch die Wak mit den Menschen verkehrt[4].

---

[1] Gloatz a. a. O. S. 476.

[2] „Die katholischen Missionen", 1881. S. 136. Beiträge zur Ethnographie und Anthropologie der Somal, Galla und Harari. Von Dr. Ph. Paulitschke. Leipzig 1886. S. 37 f.

[3] Waitz-Gerland a. a. O. II. S. 517. Réville l. c. I. p. 55.

[4] Ratzel a. a. O. I. S. 439.

Wak gegenüber stehen böse Geister, welche dem Menschen zu schaden trachten, die aber durch Opfer besänftigt werden können. Tief im Süden ist irgendwo das Land Wolal, wohin man pilgert, weil Wak sich dort besonders offenbart. Wer daselbst unter einem bestimmten Riesenbaume schläft, ist für immer ein angesehener Mann bei seinen Landsleuten, erhält Geschenke und wird als ein Wunderthäter betrachtet. Opfer darzubringen ist eigentlich die Aufgabe der Priester; doch können diese ersetzt werden durch die Familienältesten, welche sich auch auf das Weissagen aus den Eingeweiden der Thiere verstehen. Beim Opfer benetzt man Stirn und Gesicht mit dem Blute des Thieres und behängt den Körper mit dessen Eingeweiden, die an den Gliedmaßen eintrocknen und abfallen müssen, da es nicht erlaubt ist, sie zu entfernen. Der Glaube an ein Leben nach dem Tode findet sich auch bei den heidnischen Galla [1].

Die Abessinier, welche ihrer eigenen Sage nach mit den Galla verwandt sein wollen, sind schon seit 1500 Jahren Christen [2], haben aber nicht nur die monophysitische Irrlehre angenommen, sondern auch manche jüdische und heidnische Sitten beibehalten, wie Sabbatfeier und Polygamie.

Bei den Völkern Nubiens und Aegyptens ist der Mohammedanismus herrschende Religion, der hier wie anderswo ein früher schon hochgebildetes Volk auf eine tiefe Stufe körperlichen und geistigen Elends herabgedrückt hat. Das ist fast unvermeidlich bei einer Lehre, welche, wie die des Koran, zum Despotismus einerseits und zur Sklavengesinnung andererseits anleitet, und durch eine fatalistische Vorausbestimmungslehre zu Gleichgiltigkeit führt. Auf den Grundlagen des Islam ist nichts anderes denkbar als Erschlaffung und Versumpfung, die dann freilich ihrerseits den günstigsten Boden für allen religiösen Aberglauben und Fanatismus bieten [3].

6. Die Bewohner Aequatorial-Afrika's.

Daß der Kongostrom zwei großen Seen im Herzen Afrika's seinen Ursprung verdanke, und welches die geographische Lage dieser beiden Seen sei, wußte man schon im Anfange des 17. Jahrhunderts. Ebenso kannte man auch im allgemeinen den Lauf des Kongo mit dem großen Bogen nach Norden [4]. Den Forschern unserer Zeit aber und besonders dem Reisenden Stanley war

[1] Paulitschke a. a. O. S. 58.
[2] „Die katholischen Missionen", 1882. S. 30 ff.
[3] Aegypten einst und jetzt. Von Dr. F. Kayser. Freiburg 1884. S. 150 ff.
[4] Vgl. „Die katholischen Missionen", 1879. S. 65.

es vorbehalten, das ganze vom Kongo durchlaufene Gebiet genauer zu erforschen und den Irrthum zu beseitigen, als ob der Kongo und der Weiße Nil dem gleichen See entsprängen. Die Reise Stanley's hat zugleich zahlreiche Aufschlüsse über die Bevölkerung Aequatorial-Afrika's gegeben. Wenige Jahre nach derselben (1878) wurde von Algier aus eine eifrige Missionsthätigkeit nach den neu erforschten Gebieten begonnen, die mit großen Schwierigkeiten kämpfen muß, aber auch schon herrliche Früchte gezeitigt hat und noch herrlichere für die Zukunft verspricht.

Von den verschiedenen Reichen, die Stanley besucht und beschrieben hat, war es vorzüglich Uganda im Norden des Victoria Nyansa, welches die Aufmerksamkeit auf sich zog; waren doch die Bewohner, die Waganda, wie es schien, mehr als die meisten innerafrikanischen Stämme der Cultur zugänglich, ja bis zu einem gewissen Grade schon mit der Civilisation vertraut. Stanley glaubte sogar, freilich irrthümlich, den damaligen König Mtesa zum Christenthum bekehrt zu haben.

Ueber Mtesa schreibt P. Lourdel: „In den Augen seiner Unterthanen gilt dieser Fürst als ein ganz außergewöhnlicher Mensch, als eine Art Gottheit; selbst den Gegenständen, die er nur zu berühren geruht, legt man eine höhere Kraft bei. Seine Bekehrung würde daher eine außerordentliche Gnade für dieses arme Land sein. Thatsächlich ist er jedoch lange nicht so unabhängig, als wir glaubten. In seiner nächsten Umgebung hat er eine gewisse Anzahl von Großen, denen er eher gehorcht als gebietet. Daraus erklärt sich auch der vielfache Wechsel in seinem Benehmen und seinen Maßregeln, und die Verschiedenheit der Urtheile, die über ihn gefällt werden. Jene Großen gingen dieser Tage so weit, daß sie ihm zuriefen: ‚Wohlan, so ziehe nur hinweg mit den Weißen; wir werden eines deiner Kinder auf den Thron setzen.‘ Wie alle Neger ist auch der Kabaka (König) äußerst abergläubisch. Die große Zauberin Mkasa kann ihn zittern machen wie Espenlaub. In seinem Hause hat er ein Götzenbild, das er unaufhörlich verehrt und um Rath fragt; jeden Tag nimmt er zu neuen Amuletten seine Zuflucht, und er faßt keinen wichtigen Entschluß, ohne eine Menge von Wahrsagern zu Rathe zu ziehen. Alle seine Unterthanen, vorzüglich die Vornehmen, sind ebenso abergläubisch und unsittlich wie er.“ [1]

Die Zauberin Mkasa, welche als Incarnation des Seegeistes galt, verleitete noch 1879 den Mtesa, als Heilmittel gegen eine Krankheit mehrere

[1] „Die katholischen Missionen“, 1881. S. 197.

hundert Menschen an den Ahnengräbern hinopfern zu lassen. Als Mtesa im Jahre 1885 gestorben war, folgte ihm sein jüngster Sohn Muanga, der anfangs den Europäern günstig war, dann aber, unwillig über die deutschen Erwerbungen an der Ostküste, die er als sein Hinterland betrachtet, plötzlich seine Gesinnungen änderte und den anglikanischen Bischof Hannington mit 50 Begleitern, trotz der Fürbitte der katholischen Missionäre, ermorden ließ. Bald darauf hatte die katholische Mission ihre ersten Martyrer zu verzeichnen, und der alte heidnische Aberglaube entfaltete wieder alle seine Greuel[1].

Es ist übrigens nicht richtig, daß die Heiden von Uganda, ohne jede Ahnung von Gott, nur einem thörichten Geister- und Zauberglauben huldigten. So schreiben die Missionäre von Algier in ihren Missionsberichten: „Die Religion der Waganda steht in vielen Beziehungen höher als die anderer afrikanischer Völker. Sie haben keine Götzenbilder und keine Fetische, glauben aber an ein höchstes Wesen, das den Menschen und die Welt erschaffen hat, und nennen es Katonda, ‚Schöpfer'. Dieser ist aber zu hoch, um sich unmittelbar um die Menschen zu kümmern. Das hat er den niederen Göttern überlassen, welche infolgedessen auch ausschließlich verehrt werden. Unter den Göttern ist der höchste der Geist des Nyansa-Sees, Mkasa oder Mukusa, welcher zuweilen die Menschen in Besitz nimmt und ihnen Heilkraft mittheilt. Phiwonka und Nenda sind Kriegsgötter, die auf gewissen heiligen Bäumen wohnen und dort Opfer entgegennehmen; außerdem gibt es Götter der Flüsse und des Donners."[2]

Daß die Könige im Leben, besonders aber nach dem Tode verehrt werden, geht aus dem schon Gesagten hervor. Aber Ahnencult herrscht auch bei dem gewöhnlichen Volk und für die Muzimu oder Schutzgeister werden eigene kleine Hütten eingerichtet. Die Opfer, die man ihnen darbringt, bestehen in den unbedeutendsten Dingen, wie in Stückchen Holz oder Schneckenhäusern oder Lehmklötzen. Der Muzimu „scheint also kein sehr anspruchsvoller oder habsüchtiger Geist zu sein"[3]. Die öffentlichen Opfer sind allerdings bedeutender, und als die kostbarsten galten von jeher Menschenopfer.

Es gibt auch Muzimu, die für das Staatswohl zu sorgen haben und die besonders vor Kriegszügen angerufen werden. Uebrigens bezeichnet

---

[1] „Die katholischen Missionen", 1881. S. 194 f.

[2] Missions d'Afrique. Bulletin trimestriel. Juillet 1882. p. 544. Vgl. Ratzel a. a. O. I. S. 468 ff.

[3] Stanley, Through the dark Continent. I. p. 383.

das Wort Muzimu nicht nur die Geister, sondern auch die Zaubermittel, die ebenfalls im Kriege von der größten Bedeutung sind. Stanley erzählt von der Vorbereitung zu einem Feldzuge: „Als der König sich auf seinen Sitz niedergelassen hatte, kamen die Priester und Priesterinnen der Muzimu oder Zauberei, mehr als hundert an der Zahl, herbei und reichten dem Mtesa unter höchst umständlichen Ceremonien die Zaubermittel hin, und Mtesa würdigte sich, auf dieselben mit seinem königlichen Zeigefinger hinzuweisen. Der Oberpriester war ein überaus phantastisch gekleideter Narr. Es ist herkömmlich, vor dem Beginn der Schlacht alle mächtigen Medicinen oder Zaubermittel von Uganda zum Monarchen zu bringen, damit er sie berühre oder mit seinem Zeigefinger auf sie hinweise, um so die schrecklichen Muzimu oder bösen Geister zu beschwichtigen. Die Zaubermittel bestehen aus todten Eidechsen, Stückchen Holz, Fell, Nägeln Verstorbener, Thierklauen, Vogelschnäbeln, eine häßliche Sammlung, nebst geheimnißvollen Mischungen von Kräutern und Blättern, sorgfältig eingeschlossen in Gefäßen, die mit bunten Perlen verziert sind. Während der Schlacht singen diese Zauberer und Hexen ihre Beschwörungsformeln und halten ihre Medicinen vor dem Feind in die Höhe, während die Träger der mit Kieseln gefüllten Kürbisse einen abscheulichen Lärm vollführen, der hinreicht, alle nichtafrikanischen Nerven zu erschüttern." [1]

Die Waganda wollen von einem Priesterkönige Kintu abstammen, der mit seiner Frau von Norden herkam und das bis dahin unbewohnte Land bevölkerte, im hohen Alter aber aus Groll über seine ungerathenen Nachkommen von dannen zog und trotz alles Nachforschens nicht wieder gefunden wurde. Dem Charakter des Volkes stellt Stanley kein günstiges Zeugniß aus. Er sagt, die Waganda seien allerdings begabter als die meisten Aequatorial-Afrikaner, auch geschickt im Ackerbau und reinlich, aber verschmitzt, hinterlistig, betrügerisch, lügnerisch, diebisch, voll unbezwingbaren Hanges zur Räuberei, Gewaltthat und Mord und nur im Zaum zu halten durch eine despotisch strenge Regierung. Um so mehr ist es zu bewundern, daß das Christenthum unter diesem Volke schon so viele und so entschiedene Anhänger gefunden hat.

Die übrigen Umwohner des Nyansa und der anderen Seen sind viel weniger bekannt als die Waganda; aber die spärlichen Nachrichten zeigen deutlich genug, daß in den religiösen Anschauungen beinahe nichts wechselt, außer etwa die Namen der Götter und Geister.

---

[1] Stanley l. c. I. p. 326 sq.

An der Südküste des Sees hausen die Wakerewe, d. h. die Bewohner von Ukerewe, welche, von der Westseite her auf Kähnen in das Land einfallend, die Wakwya unterjocht hatten. Das Grab des ersten Königs, Ruhinda I., wird hoch in Ehren gehalten. Der im Jahre 1875 regierende König Lukongeh galt, gerade wie Mtesa in Uganda, mehr als ein göttliches denn als ein menschliches Wesen, und er selbst that alles, um die Meinung zu verbreiten, daß er außerordentlicher Kräfte theilhaftig sei. Man schrieb ihm die Macht zu, Regen und Dürre nach Belieben hervorrufen zu können. Da seit dem Anfange seiner Regierung immer reichlicher Regen und zur rechten Zeit gefallen war, so unterließ er nicht, darauf aufmerksam zu machen, wie der Glücksstand unter seiner Herrschaft sich gemehrt habe. Er war auch ein großer „Medicinmann" und wünschte von Stanley in die europäischen Künste eingeweiht zu werden, wie man Menschen in Löwen und Leoparden verwandeln, Regen und Wind machen, den Weibern Fruchtbarkeit verleihen könne u. s. w. Wenn er jemanden seine Gunst bezeigen wollte, so spie er ihm zum Zeichen seiner Zufriedenheit in die Hände, und der Günstling salbte sich mit dem königlichen Speichel Antlitz und Augen, was besonders für die letzteren sehr heilsam sein soll. Die Wakerewe erzählen die wunderbarsten Dinge von der Zaubermacht, welche die Bewohner der Insel Ukara besitzen sollen, besonders daß die Krokodile wie Hausthiere ihnen gehorchen und alle Wünsche ihrer Herren auf das getreueste erfüllen, und daß ein Habicht, welcher einen den Wakara gehörigen Fisch raubt, sofort stirbt, und dergleichen mehr [1]. Allenthalben an der Küste ist es besonders der Geist des Sees, der sich der Verehrung der Eingebornen erfreut. So warfen die Leute des Königs von Komeh bei Stanleys Abfahrt Perlen in den See und sprachen: „Sei dem weißen M'kama (Könige) gnädig, o Nyansa, ich ermahne dich. Gib ihm eine sichere und glückliche Fahrt über die weiten Gewässer." [2]

Zwischen dem Nyansa und Tanganjika liegt Uniamesi, das Land der Waniamesi, in welchem Mirambo, der „Napoleon Afrika's", wegen seiner Raubzüge lange Zeit überallhin Schrecken verbreitete. Später wurde der Negerfürst friedlicher und suchte Reisende und Handeltreibende in sein Land zu ziehen. Er nahm auch im Jahre 1884 die katholischen Missionäre bereitwillig auf und sicherte ihnen seinen Schutz zu. Die Eingebornen haben, wie die Missionäre berichten, den Glauben an ein höchstes Wesen,

[1] Stanley l. c. I. p. 252 sq. [2] L. c. I. p. 270.

das sie Mulungu oder Miensi-Mungu nennen. Die Ueberzeugung von der Fortdauer nach dem Tode ist allgemein, und den Muzimu werden wie in Uganda kleine Hütten errichtet, in welchen man ihnen Gebete und Opfer darbringt. Das Zauberunwesen herrscht im ausgedehntesten Maße, weshalb man bei Sterbefällen den Zauberer zu ermitteln sucht und bestraft [1]. Trommeln, mit allerlei Gegenständen zu Zauberzwecken gefüllt, sowie Amulette, besonders für den Krieg, sind auch hier im Gebrauch.

Die Umwohner des Tanganjika-Sees verehren wie die des Nyansa vorzüglich die Muzimu des Sees; eine Halbinsel im Norden trägt den Namen Muzimu-Eiland. Die Missionäre von Algier widersprechen mit Entschiedenhiet der Behauptung, daß die Wilden am Tanganjika-See keine Ahnung von einem Gott und Schöpfer hätten. Gott heißt bei diesen Stämmen Kabesa. Er wohnt im Himmel, und zu ihm gehen die Verstorbenen, welche hier auf Erden gut gelebt haben, die Bösen aber müssen weit weg von ihm. Unmündige Kinder theilen im Jenseits das Schicksal ihrer Eltern. Außer Kabesa gibt es unzählige Muzimu, von welchen der von Kobogo als der berühmteste die meisten Opfer empfängt. Den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele beweisen die Ehrenbezeugungen und Gebete, welche man den Todten darbringt [2].

Nach einer Sage, die Stanley mittheilt, soll der See dem Zorn der Muzimu sein Dasein verdanken.

Wo jetzt der See ist, da war vor vielen, vielen Jahren eine weite Ebene und in der Ebene eine große Stadt. Daselbst lebten ein Mann und eine Frau, die einen tiefen Brunnen besaßen. Merkwürdigerweise strömte aus dem Brunnen nicht nur krystallhelles Wasser, sondern in dem Wasser waren auch zahllose Fische, welche dem Ehepaar reichliche Nahrung boten. Aber der Besitz dieses Schatzes war an die Bedingung unverbrüchlichen Stillschweigens geknüpft; denn eine Ueberlieferung sagte, an dem Tage, wo der Brunnen einem Fremden gezeigt würde, werde Verderben über sie kommen. Lange hatten sie das Geheimniß getreulich bewahrt. Da geschah es, daß die Frau sich in einen Mann in der Stadt verliebte und die Abwesenheit ihres Gemahls benutzte, um dem Liebhaber, dem sie schon lange von den kostbaren Fischen geschenkt hatte, zu zeigen, woher dieselben kämen. Sie führte ihn also zu dem Brunnen, und der Mann ergötzte sich lange an dem muntern Spiel der Fische.

---

[1] „Die katholischen Missionen", 1884. S. 218.

[2] Missions d'Afrique. Bulletin trimestriel. Avril 1883. p. 58 ss.

Als aber ein Fisch ihm gar so nahe kam, da streckte er rasch die Hand aus, um denselben zu ergreifen. Aber damit war auch das Spiel aus: denn der Muzimu gerieth in großen Zorn, die Erde that einen gewaltigen Krach, die Ebene sank tiefer, tiefer, tiefer, die Quelle floß über und füllte die große Oeffnung, die durch das Erdbeben entstanden war, mit Wasser, und was kam zum Vorschein? Der Tanganjika! Alle Leute der großen Ebene gingen zu Grunde, und alle Häuser und Felder und Gärten und Kuhheerden und Ziegenheerden und Schafheerden wurden vom Wasser verschlungen. Das war die Strafe, die der Muzimu wegen der Thorheit des Weibes verhängte [1].

Im Jahre 1846 betrat der erste Europäer, ein portugiesischer Kaufmann, das große, in südwestlicher Richtung vom Tanganjika-See liegende Reich des Muata Jamvo oder Lunda-Reich. Es erstreckt sich vom Bangweolo-See bis an den Kuango. Von der Existenz dieses Reiches, das an Größe etwa dem jetzigen Deutschen Reiche gleichkommt, erfuhren bereits am Ende des 16. Jahrhunderts portugiesische Händler. Dr. Pogge, der 1875 bis zur Residenz Mussumba vordrang, und Max Buchner, der ihm 1880 folgte, gaben die ersten ausführlichen Schilderungen. Das Lunda-Reich wird von Bantu-Völkern bewohnt. Fürst des Landes ist der Muata Jamvo (Muata = Häuptling). Dessen Palast bildet eine kleine Stadt für sich. Dem Muata Jamvo unterstehen die übrigen Häuptlinge des Landes, die ihm Tribut und Heeresfolge schulden. „Neben dem Muata Jamvo steht als oberste Würdenträgerin die Lukokescha, ein unverheiratetes Weib. Sie hat bei der Neuwahl eines Muata Jamvo zu entscheiden, gilt als Mutter aller Muata Jamvo und ihrer Angehörigen, hat ihren besondern Hof und besitzt gewisse Bezirke, die nur an sie Tribut zahlen. Sowohl Muata Jamvo als Lukokescha müssen von einem der beiden Hauptweiber des vorigen Muata Jamvo, der Amari oder der Temena, geboren sein; beide werden von den vier obersten Räthen des Staates gewählt, und während die Wahl des Muata Jamvo von der Lukokescha zu bestätigen ist, muß ebenso deren Wahl Bestätigung von jenem finden." Die Bewohner des Reiches treiben Großhandel nach Westen und unternehmen Raubzüge und Sklavenjagden, aber alles in Abhängigkeit vom Muata Jamvo. In religiöser Beziehung wird uns nur über die große Menge der Fetische und Zaubermittel berichtet. Fetischhütten finden sich sehr häufig. Der Tod des Muata Jamvo ist u. a.

[1] Through the dark Continent. II. p. 13 sqq.

von folgenden abergläubischen Gebräuchen begleitet. Erkrankt der Muata Jamvo, so wird das Volk aufgefordert, durch Zauberei die bösen Geister vom Lager des Herrn zu bannen. Der neue Herrscher, welcher gewöhnlich schon vor dem Tode des alten gewählt wird, wohnt dem feierlichen Begräbnisse seines Vorgängers bei. Die Leiche wird mit großem Pompe an den Fluß Kalangi getragen, wo das Gefolge allerlei Ceremonien und Zaubereien verrichtet. Darauf begibt sich der Leichenzug an den heiligen Ort Enzai, die Grabstätte der Muata Jamvo. Die Leiche wird in sitzender Stellung in einer viereckigen Grube beigesetzt, die mit einem Deckel aus Palmblatt und dann mit Erde bedeckt wird. Zu gleicher Zeit werden ein Knabe und ein Mädchen geopfert. Der neue Muata Jamvo bringt die Nacht im Freien zu und betrauert in eigens dazu errichteten Hütten acht Tage lang seinen Vorgänger in der Abgeschiedenheit. Er hat dabei verschiedene Gebräuche zu beobachten, u. a. auch durch Reiben von Holz neues Feuer zu entzünden, da das alte nicht mehr gebraucht werden darf. Am neunten Tage holen ihn die Lukokescha und die Würdenträger nach dem neuen Palaste ab, der an Stelle des alten, jetzt niedergebrannten neu errichtet worden ist[1].

Nordöstlich von Muata Jamvo's Reich bis an den Tanganjika-See erstreckt sich Kasongo's Reich. Kasongo ist der Name des jetzigen Gebieters. Den Hauptbestandtheil des Reiches bildet das Land Urua. Der ganze Ländercomplex ist in viele Districte getheilt, welche je von einem Kilolo oder Hauptmanne regiert werden. Die einen sind erbliche Statthalter, andere werden von Kasongo für eine Periode von 4 Jahren ernannt. Cameron, welcher bei seiner Durchquerung Afrika's sich einige Zeit am Hofe Kasongo's aufhielt, schildert ihn uns als einen hochmüthigen Tyrannen, der sich für den größten Fürsten der ganzen Welt hält. Als Fürst dieses Reiches maßt er sich göttliche Macht und Ehren an.

Die Religion der Eingeborenen wird von Cameron als eine Mischung von Fetischismus und Götzendienst geschildert. „In allen Dörfern gibt es Teufelshütten und Götzen, vor die man Opfer an Pombé (ein Getränk), Korn und Fleisch hinstellt, und fast jeder trägt ein kleines Götzenbild um den Hals oder Arm. Ueberall werden auch Götzenbilder von Zauberern umhergetragen und von diesen angeblich um das Heil ihrer Clienten befragt; solche Zauberer, welche sich aufs Bauchreden verstehen, machen dabei besonders gute Geschäfte. Der große Mittelpunkt ihrer

[1] Ratzel a. a. O. I. S. 558 ff.

Religion ist aber der Götze Kungwé a Banza, der den Gründer der Kasongo'schen Dynastie vorstellen und allmächtig sein soll sowohl im Guten wie im Bösen. Seine Hütte steht auf einer Lichtung inmitten dichter Dschungeln. Er hat immer eine Schwester des regierenden Häuptlings zur Frau, welche den Titel Mwali a Panga führt. Rings um die Dschungeln wohnt eine Anzahl Priester, welche den heiligen Hain vor profanen Eindringlingen hüten und die Opfer für den Götzen sowie auch einen großen Theil des Tributs, der an Kasongo gezahlt wird, in Empfang nehmen. Aber obgleich sie eine so hohe Amtswürde bekleiden und so vertraut sind mit dem ganzen Ceremoniendienst, der dem Gotte gebührt, ist es ihnen doch nicht gestattet, ihn selbst mit Augen zu schauen; dies Vorrecht haben einzig seine Frau und der regierende Häuptling, welcher ihn bei wichtigen Anlässen um Rath fragt und ihm bei seiner Thronbesteigung und nach einem großen Siege über seine Feinde Opfer darbringt. Trotz aller Bemühungen konnte ich den Standort dieses Götzen nicht genau ermitteln; ich bin aber von seiner Existenz fest überzeugt; denn alle Angaben, die mir darüber gemacht wurden, stimmen in allen wesentlichen Punkten vollkommen überein. Als ein Mittel, deren Wahrheit noch weiter bezeugt zu sehen, machte ich mehrmals das Experiment, daß ich dicht hinter einem Eingeborenen hergehend das Wort ‚Kungwé a Banza' aussprach. Er zuckte dann plötzlich wie vom Schlage gerührt zusammen, und wenn auch, der Natur des Negers gemäß, sein Gesicht nicht erbleichen noch sein Wollenhaar sich emporsträuben konnte, so verriethen doch seine Mienen und Geberden die höchste Angst, als fürchtete er, die schreckliche Gottheit sei ihm schon auf den Fersen und werde ihn im nächsten Augenblick fortschleppen. Kein Zweifel also, die Warua (Bewohner von Urua) haben vor diesem ihrem großen Götzen eine so heilige Scheu, daß sie den Namen Kungwé a Banza nicht ohne Furcht und Zittern über ihre Lippen bringen."[1]

Ueber die Ceremonien bei der Bestattung eines Häuptlings brachte Cameron Folgendes in Erfahrung: „Man leitet den Lauf eines Flusses ab, gräbt eine breite und tiefe Grube in sein Bett und bedeckt deren Boden mit lebenden Frauen. An dem einen Ende kauert eine Frau auf ihre Hände und Kniee nieder; auf ihren Rücken wird der todte Häuptling gesetzt, mit seinen Perlen und anderen Schätzen geschmückt und auf jeder Seite von einer seiner Frauen gehalten, während die dem Range

[1] Quer durch Afrika. Von V. L. Cameron. Leipzig 1877. II. S. 61 f.

nach zweite Frau zu seinen Füßen sitzt. Dann schaufelt man Erde darüber, und alle Frauen mit Ausnahme der zweiten werden lebendig begraben. Ihr ist die Sitte gnädiger als ihren Genossinnen; denn sie gewährt ihr das Vorrecht, getödtet zu werden, ehe das scheußliche Grab zugeworfen wird. Wenn dies geschehen ist, wird eine Anzahl männlicher Sklaven, manchmal vierzig bis fünfzig, geschlachtet und mit ihrem Blute das Grab besprengt; hierauf läßt man den Fluß wieder in sein Bett zurückströmen." [1]

7. Die Bewohner West-Afrika's (Nieder-Guinea's).

Die Stämme, welche nördlich vom Kunene-Flusse wohnen, pflegte man früher wohl mit dem gemeinsamen Namen Bunda-Völker zu bezeichnen. Unter diesen sind die Bewohner Angola's dadurch bemerkenswerth, daß bei ihnen schon seit mehreren Jahrhunderten die katholische Religion Wurzel gefaßt hat. St. Paulo di Loanda ist noch jetzt der Sitz eines Bischofs [2].

Die heidnischen Bewohner Angola's nehmen ein höchstes Wesen an, welches sie Suku-Wanange nennen. Obschon dieser der oberste Herr und Gebieter aller Wesen ist, kümmert er sich doch nicht um die Regierung der Welt, sondern überläßt dieselbe den niederern Geistern, welche theils gut, theils böse sind. Die guten heißen Kilulu-Sande und werden als Schutzgeister angerufen. Die Zahl der bösen Geister, der Kilulu-yangolo-apessere, ist zwar bei weitem größer; aber Suku-Wanange hält sie mit seinem Donnerkeile in Schranken, damit sie den Menschen nicht nach Belieben schaden können. Die Verstorbenen wohnen in der Unterwelt, wo die Sonne aufgeht, wenn sie auf der Oberwelt untergeht. Die Lebensweise ist dort ganz ähnlich wie hier.

Die Geister der Verstorbenen sind sehr gefürchtet, weil sie die Macht haben, in Menschen und Thiere einzugehen und dieselben krank zu machen oder zu tödten. Man gibt, um dies zu verhüten, von Zeit zu Zeit den Geistern Feste mit Tänzen und Gelagen, wobei die Lebendigen das für die Todten Bestimmte in deren Namen genießen. Wenn man glaubt, daß eine Seele unzufrieden sei, so holt man einen Wahrsager, um die Ursache des Mißmuthes zu erfahren. Der Zauberer bewegt den Verstorbenen, in ihn zu fahren und durch seinen Mund zu verkünden, was er wünsche.

---

[1] Cameron a. a. O. S. 95.
[2] „Die katholischen Missionen", 1879. S. 66 ff.

Ueberhaupt besitzt der Zauberer den Ruf, alles nur Denkbare zu vermögen; doch sind die Künste in verschiedene Klassen vertheilt, so daß z. B. die Heilkunde und die Wahrsagerei nicht von denselben Personen ausgeübt werden. Gottesgerichte werden häufig angewandt. Als Gegenmittel gegen den Zauber gelten vorzüglich Antilopenhörner.

Während in Ostafrika Götzenbilder selten sind, kommen sie im Westen häufig vor. Jede Familie hat hölzerne oder thönerne Bilder der Hausgötter, vor denen man Fettstoffe verbrennt. Opfer darzubringen ist die eigentliche Aufgabe der Priester oder Kibanda. Gegenstände der Opfer sind meistens Thiere, Menschen nur bei außerordentlichen Anlässen. Zur Ehre der guten Geister werden öffentliche Umzüge veranstaltet, bei welchen Puppen in Lebensgröße unter Musik und Gesang herumgetragen werden. Es gibt Geheimbünde, deren Zweck vorgeblich das Regenmachen, in Wirklichkeit aber Erpressungen aller Art sind [1].

Bei den Stämmen der Loango-Küste wird Gott verehrt unter dem Namen Zambi-Ampungo. Dieser weilt im Himmel und ist der Schöpfer aller Dinge. Er hatte ursprünglich alle Menschen weiß gemacht, aber zur Strafe für eine unerlaubte Neugierde schüttete er der Stammmutter der Afrikaner und dem von ihr verführten Begleiter eine Tonne schwarze Farbe über den Kopf. Daher die dunkle Farbe der Neger. Zambi regiert eigentlich die Welt nicht selber; denn erzürnt über die Sünden der Menschen, hatte er das erste Geschlecht in Affen verwandelt; als aber das folgende Geschlecht sich nicht besser benahm, zog er sich zurück. Doch ließ er den Menschen nicht ohne Schutz, sondern schuf den Fetisch Bunsi, von dem alle Fetische abstammen und der ein berühmtes Orakel in dem Kalla-Mioba hat. Söhne Bunsi's sind der Fetisch Umwemwe bei Banana und Busunsi in Kabinda. In Chi-Niambi bei Loangele steht der Fetisch Niambi, der für den Handel sorgt und die weißen Kaufleute herbeiruft. Der Mokisie-Kikoo in Kinga, dem Hafen Loango's, läßt nachts die Todten aufstehen und arbeiten, auch schützt er vor Stürmen und gibt reichen Fischfang. Die Mussorongho erzählen, der erste Zambi sei gestorben und ein böser an seine Stelle getreten. Dieser habe die Doko oder bösen Fetische geschaffen, welche nachts in eine Grube steigen, um von dem Erdgott Schimbi Zaubermedicin zu erhalten [2].

---

[1] Gloatz a. a. O. I. S. 365 ff.

[2] Die deutsche Expedition an der Loango-Küste. Von A. Bastian. Jena 1874. I. S. 223 ff.

Die abgeschiedenen Seelen kehren häufig in die Dörfer zurück und verursachen Krankheiten oder beunruhigen als Gespenster die Bewohner. Deshalb sucht man zu verhindern, daß jemand innerhalb des Dorfes stirbt, oder wenn es geschehen ist, wandert man oft aus. Andererseits sucht man doch zu Zwecken der Zauberei und Wahrsagerei die Geister herbeizulocken und ihrer Innewohnung theilhaft zu werden. Dabei wird der Besessene nicht selten von wuthartiger Raserei befallen.

Opfer bringt man nicht nur den Göttern, sondern auch vorzüglich den Verstorbenen dar. Meistens bestehen die Opfer in Nahrungsmitteln; bei außerordentlichen Gelegenheiten aber oder für vornehme Verstorbene werden auch Menschenopfer dargebracht. Verschiedene Arten von Gottesurtheilen, z. B. Giftproben, werden nicht selten angewendet.

Gegen die bösen Wirkungen der Zauberei schützt man sich durch die verschiedenartigsten Amulette und Fetische: Ringe, Ketten, Federn, Lappen, Bildchen u. s. w., von denen jeder einzelne Gegenstand nur für ganz bestimmte Zwecke dient. Jeder Mensch hat seinen besondern „Mokisso", Zauberfetisch, den er durch Gebete, Opfer und genau geregelte Gebräuche verehren muß. Diese Gebräuche heißen Quixilles und bestehen in der Enthaltung von bestimmtem Fleisch, in der Vermeidung gewisser Wege, in dem Wachsenlassen des Haupthaars und Bartes und in tausend Kleinigkeiten, deren Beobachtung äußerst peinlich werden kann. Hat man sich gegen diese Gebote oder Verbote versündigt, so muß man suchen, auf die eine oder andere Weise den Mokisso zu beschwichtigen, weil derselbe sonst unfehlbar ein Leid verursachen wird [1].

Vor allen anderen ist der König vielen lästigen Quixilles unterworfen, so daß niemand gern König werden will und der Auserkorene oft mit Gewalt zur Annahme der Würde und Bürde gezwungen werden muß. Der König darf in einer Hütte nur essen, in einer andern nur trinken, bei seinen Mahlzeiten von niemand gesehen werden, kurz er ist in allen seinen Bewegungen durch das strengste Ceremoniell gehemmt. Dafür aber wird er auch wie ein Gott geehrt, und ihm traut man die Kraft zu, Regen und Fruchtbarkeit nach Belieben verleihen zu können. Es läßt sich denken, daß dieser Glaube bei schlechter Ernte für den König sehr mißlich sein kann, da alles seinem böswilligen Herzen auf die Rechnung geschrieben wird, was natürlich Empörung und Absetzung zur Folge hat.

[1] Bastian a. a. O. I. S. 355 und II. S. 163.

Nächst dem Könige sind die wichtigsten Persönlichkeiten die Priester, Ganga; denn diese haben nicht nur Gebete und Opfer darzubringen, die Bosheit der Zauberer (Endoxe) unschädlich zu machen, Gottesgerichte anzustellen, sondern auch den Lauf der Gestirne zu regeln, die zuträgliche Witterung zu besorgen und überhaupt alle Kräfte der Natur dem Wohle des Landes dienstbar zu machen. Es gibt eigene Regentempel, deren Priester vom Könige besoldet sind, um zur richtigen Zeit Regen und Trockenheit herbeizuschaffen [1]. Merkwürdig ist das Mittel, welches die Ganga gebrauchen, um einen Götzen zur Erfüllung ihrer Wünsche mit Gewalt zu zwingen. Es soll z. B. ein Dieb aufgefunden werden. Gelingt es nicht, so macht der Ganga einen Nagel glühend und treibt ihn in das hölzerne Götzenbild. Selbstverständlich wird der Götze rasend vor Schmerz, und wehe dem Dieb, wenn er nicht bald das gestohlene Gut zurückbringt. Denn er allein ist ja schuld an der grausamen Pein, welche das Idol zu erdulden hat. Zur Verfertigung der Nägel gibt es eine eigene priesterliche Schmiedezunft [2].

Die gleichen religiösen Anschauungen wie an der Loango-Küste herrschen so ziemlich in allen Gebieten des Kongo-Reiches. Zambi ist der höchste gute Gott, und ihm gegenüber steht ein böses Wesen. Die Idole, welche Enquizi heißen, finden sich allenthalben angebracht, werden oft sogar mit Schnüren am Leibe getragen. Einer der Hauptgötzen, der große Fetisch von Bamba, erstirbt jedes Jahr und lebt wieder auf mit dem Baume, in welchem er wohnt. Die Ganga haben je nur eine bestimmte Kunst, der sie obliegen. Der höchste, Ganga Augombe, weissagt, der Ganga Incassi nimmt Gottesgerichte vor, der Ganga Umwulu macht Regen, der Ganga Umbumba sorgt für die Kriegsceremonien u. s. w. Zur Erlernung der Zauberkünste gibt es eigene Priesterschulen. Da aber die einzelnen Schulen nicht immer dieselbe Praxis befolgen, so entstehen Rivalitäten. Außerdem gibt es noch geheime Gesellschaften, die nach streng geordneten Riten die Einzuweihenden aufnehmen und sich nächtlicher Weile versammeln. Der herrschende Ahnencult bezieht sich besonders auf die verstorbenen Könige. Höher als „beim Grabe des Königs Henrico" geht kein Schwur. Menschenopfer der grausamsten Art sind sehr gewöhnlich. Dieselben finden hauptsächlich beim Tode eines Häuptlings statt, oft aber auch bei geringeren Anlässen, ja nicht selten einzig aus dem Grunde, weil der Fetischpriester es verlangt [3].

---

[1] Bastian a. a. O. I. S. 269. 353. [2] A. a. O. II. S. 176.
[3] A. a. O. II. S. 30 ff. 162 ff. „Die katholischen Missionen", 1887. S. 230 f.

Es seien hier der innern Zusammengehörigkeit wegen noch die Bewohner von Fernando Po erwähnt, welche den Himmelsgott unter dem Namen Rupi verehren, während sie das böse Wesen Maaon nennen. Den Idolen, welche Moh heißen, opfert man Wildpret und Wein; die Priester, zugleich Aerzte und Zauberer, tragen den Namen Bujeh Rupi, „Mann Gottes". Die Amulette bestehen meistens aus Thierknochen oder Federn. Um übermäßigen Regen zu verscheuchen, veranstaltet man phantastische Tänze. Wenn man das Haus verlassen muß, vertraut man den Fetischen die Hut der Habe an, und aus Furcht vor den Götzen würde niemand es wagen, etwas wegzunehmen [1].

8. Die Bewohner Ober-Guinea's.

Ober-Guinea erstreckt sich von Kamerun bis Sierra Leone. Die Stämme, welche diese Länder bewohnen, gehören in ethnographischer und religiöser Beziehung zusammen; sie sind eigentliche Neger. Aeußere charakteristische Kennzeichen des Negertypus sind: ein hoher, schmaler, seitlich eingedrückter Schädel, zurücktretende Stirn und vortretender Untertheil des Gesichtes, wulstige Lippen, krauses, wolliges Haar, schwarze, weiche Haut, großer Mund, schiefstehende Zähne. Das Thierische drängt sich in unangenehmer Weise vor. Selbstverständlich gilt das nur von der Rasse im allgemeinen, da bei den einzelnen Individuen die mannigfachsten Abänderungen vorkommen. Als Negergebiet kann man bezeichnen das Becken des Senegal und besonders des Niger, dann Guinea und die Küstenstriche des Kongo-Gebietes [2].

Daß die Neger durchschnittlich eine tiefstehende Rasse sind, ist wahr; aber von der andern Seite ist es ebenso gewiß, daß ihre geistigen Fähigkeiten oft weit unterschätzt werden, und zwar nicht selten aus sehr unedeln Beweggründen. Demgegenüber ist hervorzuheben, daß die Neger entschiedene Anlagen zum Ackerbau zeigen, staatliche Einrichtungen bis zu einer gewissen Vollkommenheit entwickelt haben und in der Nachahmungsgabe die meisten Menschen übertreffen. Viele ihrer guten Anlagen kommen nicht zur Entwicklung wegen fast unüberwindlicher Indolenz. Die Neger sind Kinder, mit gutem Gedächtniß und rascher Auffassung, aber mehr receptiv und passiv. Die Neigung zum Barocken und Excentrischen ist

[1] Gloatz a. a. O. I. S. 331 ff. Waitz-Gerland a. a. O. II. S. 168.

[2] Uebrigens sind die Ansichten in Betreff des eigentlichen Negergebietes sehr verschieden. Vgl. Peschel, Völkerkunde. S. 473.

sehr groß. Freude und Leid wird in übertriebener Weise geäußert, daher ist auch die Tanzlust so unbändig. Für das Maßhalten und das Schickliche scheint kein Sinn vorhanden. Man denke nur an die halb nackten, halb europäisch kostümirten Negerfürsten. Trotzdem haben die Neger mehr als einmal bewiesen, daß sie bildungsfähig sind und in Wissenschaft und Kunst Tüchtiges zu leisten vermögen. Nur für die Plastik hat, soviel bekannt, bis jetzt noch kein Neger eine besondere Befähigung gezeigt, wohl aber für Musik und Poesie. Rücksichtlich des Charakters ist der Neger durchschnittlich gutmüthig; nur unter dem Einflusse des Zornes oder der Furcht verliert er jegliche Selbstbeherrschung und kann unmenschlich grausam werden. Kannibalismus findet sich nur bei wenigen Stämmen.

Wie der Neger, so seine Religion. Dieselbe ist auf das Aeußere gerichtet und unzusammenhängend. Götter und Götzen gibt es genug; aber ihr Verhältniß ist unklar. Der Schwarze kann seine religiösen Begriffe nicht leicht in Zusammenhang bringen und ist noch weniger geneigt, seine diesbezüglichen Ideen anderen klar zu machen [1].

Man hat oft genug geglaubt, das ganze religiöse Denken und Fühlen des Negers mit dem einen Worte Fetisch (portugiesisch feitiço = Zauberding) hinlänglich gekennzeichnet zu haben. Irgend ein auffallender Klotz, eine merkwürdige Scherbe oder sonst ein sonderbares Ding erregt wegen seiner Unerklärlichkeit das Staunen des Negers; vom Staunen geht er zur Verehrung, zur Anbetung über; der Klotz, die Scherbe, oder was es immer sein mag, wird sein Götze: das ist die ganze Religion des Negers. So hat man gesagt.

Gewiß ist der Neger ein Götzendiener, d. h. er richtet seine religiöse Verehrung und Anbetung auf Gegenstände, welchen dieselbe nicht zukommt. Das hat er aber mit allen Heiden gemein; nur ist bei ihm die Sinnlichkeit gewaltiger, die Lust an Phantastischem mächtiger als anderswo. Daher sucht er für seine übersinnlichen Ideen sinnenfällige Einkleidungen, wie sie seiner wilden Phantasie entsprechen. Sonne, Mond, Wettererscheinungen, Meere, Seen, Flüsse, Bäume, Thiere, Kunstproducte erhalten religiöse Verehrung. Aber unter welcher Rücksicht? Sind die sichtbaren Dinge selbst Götter? Sind sie auch nur Stellvertreter der Götter? Keines von beidem. Der Neger verehrt einen solchen Gegenstand nur so lange, bis er sich überzeugt hat, daß derselbe nicht helfen kann oder sich gar beleidigen und beschädigen läßt. Hat er aber diese Ueberzeugung gewonnen, dann

[1] Vgl. Réville l. c. I. p. 37 ss.

wirft er ihn weg oder verbrennt ihn[1]. Das ist ganz folgerichtig gehandelt; denn der Neger verehrt das sinnliche Ding nur, weil er aus dem auffälligen Aeußern glaubt schließen zu können, daß ein Geist in demselben Wohnung genommen habe. Als einst ein Neger einem Baume ein Speiseopfer darbrachte und darauf aufmerksam gemacht wurde, daß die Bäume doch nicht äßen, vertheidigte er sich mit den Worten: „O, der Baum ist nicht der Fetisch; der Fetisch ist ein Geist und unsichtbar, aber er hat sich hier in diesem Baume niedergelassen. Zwar kann er unsere körperlichen Speisen nicht verzehren; aber er genießt das Geistige und läßt das Körperliche, Sichtbare zurück." Ein anderesmal stellte ein Missionär einen Neger, der nach Stammessitte sogar Theile des eigenen Körpers verehrte, darüber zur Rede und erhielt zur Antwort: „Haltet ihr uns denn für so thöricht, zu glauben, daß unsere eigene Stirn uns retten könnte? Nein! aber Gott hat meine Stirn gemacht und mich gerettet durch meine Stirn; darum verehre ich sie."[2]

So verehren die Neger Mittelsdinge und Mittelspersonen, durch welche Gott zu ihnen in Beziehung tritt; denn er selbst scheint ihnen gar zu hoch und zu fern zu stehen, als daß er sich unmittelbar um sie kümmern könnte; oder wenigstens halten sie es für nützlicher, die Fetische zu beschwichtigen, da Gott als ein durchaus gutes Wesen ohnedies niemand ein Leid zufügt. So berichtet P. Loyer, der sich im Anfang des 18. Jahrhunderts als Missionär an der Goldküste aufhielt: „Sie halten Gott für so gütig, daß er ihnen keinen Schaden thun kann, da er alle seine Gewalt den Fetischen überlassen und keine für sich behalten hat." Ein neuerer Schriftsteller aber theilt den Ausspruch eines Aschanti-Negers mit: „Die Fetische sind Kinder Gottes, von ihm erschaffen und auf die Erde ausgegossen, damit sie die Menschen beaufsichtigen, und wenn einer etwas Böses thut, ihn tödten. Sie sind unsterblich. Alle Stämme halten sie für Geister (sumsum), sie sind ähnlich den Winden; man sieht sie nicht. Sie theilen sich in hohe und niedere. Die hohen üben mehr Barmherzigkeit. Sie heißen auch ‚Mächtige' (atumfo); jedoch ihre Macht ist nur, daß sie Menschen tödten können, wenn es ihnen beliebt. Sie wissen um alle Dinge besser als die Menschen; aber Gott übertrifft sie hierin; denn er ist ihr Vater, und sie gehen hin, ihn zu befragen."[3]

---

[1] Waitz-Gerland a. a. O. II. S. 184. [2] A. a. O. II. S. 188.
[3] Lüken, Die Traditionen des Menschengeschlechtes. 2. Auflage. Münster 1869. S. 17.

Die Geister pflegen nach der Auffassung des Negers in körperlichen Dingen zu wohnen, und da es zahllose Geister gibt, so ist die ganze Welt voll von Fetischen. Es kommt nur darauf an, ihre dauernde Wohnung zu ermitteln. Wie nun der Palast eines Fürsten sich schon im Aeußern von den übrigen Gebäuden zu unterscheiden pflegt, so wird auch die Wohnung eines Geistes von den gewöhnlichen Gegenständen durch irgend welche Eigenthümlichkeiten sich auszeichnen, sei nun die äußere Gestalt auffallend, oder die Herkunft oder Bestimmung räthselhaft, oder sei es eine unerwartete Leistung, die imponirt. Wo etwas Derartiges vorliegt, da kündigt sich die Gegenwart eines höhern Wesens an. Ist ein solcher Gegenstand gefunden, dann wird er zuweilen als Götze in besonderen Hütten aufgestellt, die man immer aufs bunteste auszustaffiren pflegt; zuweilen wird der Fetisch mit Muscheln, Federn oder sonstigem Putz versehen, als Schirmherr unter einem Wetterdach an die Wohnung angelehnt, oder er erhält in der Wohnung oder irgendwo im Freien einen Platz, wo man ihm opfert.

Obschon nun der Neger zwischen dem Geist und dem von diesem bewohnten Gegenstande unterscheidet, so faßt er doch praktisch beide meistens als ein Ganzes auf, so daß die Fetische einerseits eine Art Götter sind, welche die Welt und die Schicksale der Menschen lenken, andererseits aber Dinge wie alle Dinge: ein Gott und ein Holzklotz. Wegen der innigen Verbindungen zwischen beiden glaubt der Neger auch vermittelst der körperlichen Gegenstände dem Geiste beikommen und ihm Freude oder Leid bereiten zu können.

Man muß sich indessen hüten, alles Fetischartige für einen wirklichen Fetisch zu halten. Der Neger behängt sich und seine Sachen mit tausenderlei wunderlichen Dingen: Knöpfen, Ringen, Steinchen, Hufen, Klauen, Zähnen, Gräten u. s. w. Das sind nicht alles Fetische, sondern theils nur Zieraten, theils Zaubermittel, theils Ergebenheitsbeweise gegen die Götter. Die Amulette enthalten höhere Kräfte, welche ihnen von den mit den Geistern in Verkehr stehenden Zauberern mitgetheilt worden sind [1].

Nach alledem wird man zugeben müssen, daß die Religion der Neger auf einer recht tiefen Stufe steht, und daß Waitz übertreibt, wenn er die Schwarzen Afrika's in religiöser Beziehung hoch über die meisten Naturvölker stellt. Nichtsdestoweniger bleibt es wahr, daß auch dem Neger die Ahnung des Monotheismus nicht fehlt [2]. Deshalb konnte auch der Islam

[1] Waitz-Gerland a. a. O. II. S. 186 f.

[2] A. a. O. II. S. 167. Réville l. c. II. p. 54. Gloatz a. a. O. I. S. 278.

so leicht eingeführt werden; dasselbe würde rücksichtlich des Christenthums der Fall sein, wenn nicht das Verbot der Polygamie viele abschreckte. Dieser monotheistische Zug ist ebenfalls, wie anderswo, eine Rückerinnerung. Das geht schon zur Genüge aus der so oft wiederkehrenden Sage hervor, Gott habe ehedem die Menschen selber regiert, dann aber erzürnt über die allgemeine Bosheit sich zurückgezogen und zur Regierung der Welt die Fetische geschaffen.

Nach diesen Vorbemerkungen können wir über die Einzelheiten des religiösen Glaubens und Lebens der verschiedenen Negerstämme uns kurz fassen.

Die Bewohner des Kamerun-Gebietes, unter denen die Mpongwe das Uebergewicht haben, glauben an einen höchsten Gott, den sie Anyambia, „guten Geist" nennen. Ihm zunächst an Rang ist Mbuiri, der die Regierung der Welt besorgt. Diesen gegenüber steht der böse Geist Onyambe. Der Cultus bezieht sich aber hauptsächlich auf die Geister und verstorbenen Vorfahren. Die letzteren heißen Ambambo. Doch sind nach Oberländer der Ambambo und der Mbuiri bei den Negern am Fernando Paz die zwei höchsten und meist verehrten Götter. In der Tempelhütte des erstern brennt ein ewiges Feuer, in welches fortwährend neue Opferspeise hineingelegt wird [1]. In ganz Kamerun sind die Fetische zahlreich. Elung oder Niengo und Mungi scheinen zwei der am meisten verehrten Götzen zu sein. Doch dürfen diese Idole nur von Männern, nie aber von einem Weibe angeschaut werden. „Die Götzenbilder sind verzerrte Menschengestalten, denen sie die Züge der Weißen zu geben lieben. In jedem Dorfe gibt es eine Art Heiligthum, zu welchem die Europäer nicht leicht zugelassen werden; der eigentliche Priester ist der Häuptling, aber neben ihm gibt es noch viele Zauberer und Zauberinnen, die sich mit Wahrsagen u. s. w. abgeben." [2]

Zu Ehren des Gottes Mwetyi, der eigentlich der Hauptgott der mehr im Innern des Landes wohnenden Schakiani ist, bestehen geheime Gesellschaften [3]. Die Mitglieder versammeln sich in einem eigenen Hause, welches nur von Eingeweihten betreten werden darf. Bei der Aufnahme, der eine Probezeit vorausgeht, werden verschiedene Gelübde abgelegt, z. B. sich gewisser Speisen zu enthalten. Ein anderer Geheimbund, der sich auch am Kongo findet, ist der zu Ehren des Waldgeistes Nda. Ebenso haben die Frauen eine geheime Gesellschaft für sich.

---

[1] Oberländer, West-Afrika. S. 354.

[2] „Die katholischen Missionen", 1874. S. 53.

[3] Réville l. c. I. p. 110.

Amulette sind sehr ausgiebig im Gebrauch; als der größte Talisman im Kriege gilt Asche von dem Fleische oder den Gebeinen eines Weißen. Jede einzelne Krankheit muß durch besondere Zauberer und besondere Zauberkünste geheilt werden. Kann aber bei einer Krankheit kein Zauber helfen, dann wendet man sich an den Geist des Mondes, Ilogo, und bittet ihn um Hilfe. So hörte Du Chaillu in Gumbi am Rembo (südlich vom Aequator) bei Gelegenheit einer Erkrankung des Königs von Frauen folgendes Lied singen:

„Ilogo, wir bitten dich,
Sag uns, wer hat den König beschrieen?
Ilogo, wir bitten dich,
Sag uns, was hilft ihm für Medicin?

Dein sind die Bäume in den Wäldern,
Dein die Kräuter auf den Feldern,
Dein alle Wasser in den Flüssen:
Du wirst ein Mittel für ihn wissen.

Und sollt auf Erden keines sein,
Kurire ihn mit Mondenschein,
Hilf unserm König vor dem Tod,
O Ilogo, o Mond, o Mond!" [1]

Der Cultus des Mondes ist bei fast allen Negern verbreitet.

Die Stämme an der Beninküste und am Nigerdelta pflegen täglich das höchste Wesen anzurufen mit dem Gebete: „Anghiume, mame maro, mame orie" u. s. w., „mein Gott, gib mir diesen Tag Reis und Yams, gib mir Gold und Aigris, gib mir Sklaven und Reichthümer, gib mir Gesundheit, und daß ich möge hurtig und schnell sein." [2] Neben dem höchsten Gott gibt es viele andere, besonders Flußgötter, ja der Niger selbst wird göttlich verehrt. Der Himmel ist ebenfalls Gott; das Wort Tschuku (Tschukko, bei anderen Stämmen Olorun, Soko u. s. w.), welches „Himmel" bedeutet, scheint nur ein anderer Name für das höchste Wesen zu sein; denn Tschuku hat alles gemacht, die Schwarzen und die Weißen, er hat zwei Augen und zwei Ohren, eines im Himmel, eines auf der Erde. Er schläft niemals und sieht alles; obschon er unsichtbar ist, werden doch die Guten nach ihrem Tode ihn sehen; die Bösen aber kommen ins Feuer. Der Himmel ist der Geber alles Guten und erbarmt sich der Menschen in ihrer Noth. Es ist somit klar, daß der Himmel als ein persönliches

[1] Oberländer a. a. O. S. 335.
[2] Lüken a. a. O. S. 17.

Wesen gedacht und verehrt wird [1]. Von den bösen Geistern verursachen einige Krankheit, einer, Abonsam, hat die schlechten Menschen nach dem Tode zu bestrafen. Wenn nämlich die Todten auf ihrer Wanderung ins Jenseits bis zur Milchstraße gekommen sind, werden sie voneinander getrennt, die Guten gehen in das Himmelshaus, die Schlechten in das finstere Reich des Abonsam. Doch können die Verstorbenen die Lebenden besuchen und haben große Macht über diese [2]. Daher auch der Ahnencult. Ein Missionär fragte einen Fetischpriester, was das für ein großer, ganz mit Oel übergossener Fetisch sei. „Das ist mein Vater", lautete die Antwort. „Wie, dein Vater? der ist ja gestorben. Was soll der mit deinem Palmöl machen?" Darauf erzählte der Neger, wie sie das Begräbniß seines Vaters gefeiert hätten. „Wir gaben ihm viel Tafia zu trinken, boten ihm schöne Stoffe an, damit er immer einen guten Schurz hätte, schenkten ihm Busen (Muschelgeld), um Sklaven zu kaufen, und überreichten ihm einen Säbel und ein Messer. Auch ließen wir ihn das Blut von einem Hahn, einer Ziege und einem Ochsen trinken. Sieh nur, was ich ihm noch täglich gebe. Dieses Oel muß er essen, mit jenem muß er seinen Leib einreiben, um kräftig und gewandt zu bleiben. Da hat er auch Kola (Früchte), Wasser, Busen, alles, was er bedarf, um gut zu leben. Morgens und abends komme ich, ihn zu fragen, was er nöthig habe." [3] Die Urahnen der Menschen lebten mit der Gottheit auf viel vertraulicherem Fuße als die heutigen Menschen. „Wenn sie etwas nöthig hatten, stießen sie nur mit einem Stabe aufwärts; dann regnete es Fische und andere Dinge. Als aber ein Weib, welches Bananenfrüchte in einem Mörser stieß, aus Versehen Gott (Kompong) mit dem Stößel ins Gesicht fuhr, wurde er zornig, zog sich in eine Höhle zurück und hörte nicht mehr auf die Menschen. Es traten sechs regenlose Jahre und Hungersnoth ein, bis auf Rath eines weißen Mannes ein Bote an Kompong gesandt wurde mit Bitte um Vergebung, und dieser seinen obersten Minister mit dessen Frau als seine Stellvertreter sandte, die dann als Untergötter verehrt wurden und noch sechs andere Untergötter einsetzten." [4]

Nach der Schöpfungssage der Ewe-Neger an der Sklavenküste machte Gott gleich anfangs weiße und schwarze Menschen und überließ es ihnen, zwischen zwei Körben zu wählen, einem kleinen und einem großen.

---

[1] Waitz-Gerland a. a. O. II. S. 169. 171. [2] A. a. O. S. 191.
[3] „Die katholischen Missionen", 1873. S. 59.
[4] Gloatz a. a. O. I. S. 288 f.

Die Schwarzen wählten den großen und fanden darin Acker-, Fisch- und Jagdgeräthe. Der weiße Mann, welcher den kleinen nahm, fand nur ein Buch, aus dem er aber alle Künste lernte. Der Name Gottes ist Mawu, was etwa soviel wie „allmächtig" bedeutet. Mawu hat die Menschen und die niederen Götter, welche den einzelnen Naturerscheinungen vorstehen, geschaffen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Mawu ursprünglich nur ein Beiwort des Himmelsgottes Dsi war, der auch jetzt noch als der höchste aller Götter gilt. Nyikpla, der in den Sternschnuppen erscheint, ist Kriegsgott. Anyigba ist eine Erdgöttin, die alles Lebende nährt, und deren Segen bei Hochzeiten von einer alten Frau über das Brautpaar herabgefleht wird. Der böse Geist Abosam wohnt in der Luft und hat viele schadenbringende Geister unter sich, gegen deren Einfluß man sich jedoch durch Amulette schützen kann [1].

In Yoruba hat der Mohammedanismus schon vielfach festen Fuß gefaßt, zahlreiche Moscheen und Schulen errichtet und verfolgt in fanatischer Wuth die heidnischen Einwohner mit Feuer und Schwert [2]. Der Himmelsgott heißt bei den Heiden Olorun, Herr des Himmels, neben welchem noch ein Donnergott, Schango, verehrt wird. Wie Götter, welche verschiedene Krankheiten senden, so gibt es auch einen besondern Gott der Aerzte, Ifa mit Namen. Als Opfer dienen meistens Thiere, deren Fleisch von den Opfernden verzehrt wird. Doch werden auch Menschenopfer dargebracht. So erzählt der Missionär Holley von seinem Aufenthalt in Artigiri: „Während die Sonne unsere (vom Regen durchnäßten) Decken trocknete, machte ich einen Spaziergang. Da auf einmal begegnete mein Blick einem entsetzlichen Schauspiel. Unmittelbar vor mir lag auf feinem Sande der abgehauene Kopf eines Negers, dessen Züge im Tode grauenhaft verzerrt waren. Ich erkannte den Neger dennoch; es war ein schöner Sklave, den ich vor wenigen Tagen in Itebu fröhlich lachen sah. Jetzt war mir auf einmal die Sache klar: der Friedensschluß, zu dem man so kriegerisch gerüstet von dort auszog und an dem sich der unglückliche Sklave betheiligte, war mit dem Blute dieses Opfers besiegelt worden. So war es in der That. Nach einem wüsten Trinkgelage hatte man ihn fünfzig Schritte vor das Lager geführt und unbarmherzig unter dem Geheul dieser Tiger in Menschengestalt geschlachtet. In seinem Blute befeuchteten die Häuptlinge, welche den Frieden schlossen, Ignamenstücke,

---

[1] Oberländer a. a. O. S. 220. Waitz-Gerland a. a. O. S. 170.
[2] Vgl. „Die katholischen Missionen", 1873. S. 162 ff. 186.

vertheilten dieselben unter sich und genossen sie. Der Leib des Opfers wurde bis an die Schultern eingescharrt und der Kopf daneben gelegt. Die Fetischpriester sprachen dann im Namen dieses Blutes die furchtbarsten Flüche gegen diejenigen aus, welche den also gräßlich geschlossenen Frieden verletzen würden. Mit Grauen verließ ich den entsetzlichen, durch ein Menschenopfer befleckten Ort." [1]

Das eigentliche Land der gräßlichsten Menschenschlächterei aber ist Dahome. Wenn der König von Abome stirbt, werden Hunderte von Gefangenen hingeschlachtet und mit deren Blut die Masse angemacht, aus welcher der Sarg bereitet wird. Unter das Haupt der Leiche legt man die Schädel der überwundenen Fürsten, und zu den Füßen so viele Schädel und Todtengebeine, als Platz haben. Dann werden acht, nach anderen achtzig, Tänzerinnen und fünfzig Soldaten in die Höhle geführt, in welche der Sarg eingeschlossen werden soll, und überdies kann drei Tage lang jeder sich melden, der freiwillig mit eingemauert werden will. Zahlreiche Weiber und Männer pflegen sich anzubieten. Es liegt diesen Gebräuchen der Gedanke zu Grunde, daß der Tod nur ein Uebergang zu einem andern Leben ist, und daß die im Grabe des Königs Sterbenden diesem als Hofstaat in der andern Welt zugesellt werden. Daneben aber sind diese Hinschlachtungen auch eigentliche Opfer, welche man den verstorbenen Königen darbringt; die Könige gelten nämlich als Götter und würden gewaltig zürnen, wenn man ihnen die gewohnten Opfer vorenthielte. Die Größe der Opfer muß dazu dienen, die Majestät des Königs ins rechte Licht zu stellen. Als darum bereits vier Könige in Porto-Novo gestorben waren, ohne die Todtenopfer zu erhalten, beschloß im Jahre 1875 König Toffa, dieses Versäumniß nachzuholen. Soldaten wurden ausgeschickt, um jeden, dessen sie nachts habhaft werden konnten, festzunehmen. Als die Zahl der Opfer voll war, begann das neuntägige Opferfest mit einer Vorfeier, bei der Ströme von Branntwein flossen. Um Mitternacht fing das Morden an. Das erste Opfer fiel im Fetischhofe. Eine Hand wurde jetzt über dem Eingange des Hofes aufgehängt und dann dem Gefallenen die Lendenhaut abgezogen und getrocknet, um als Fell für eine Fetischtrommel verwendet zu werden. Das Blut wurde in Kürbissen aufgefangen und, mit Kuhmist vermengt, zum Pflaster der Fetischhütte verarbeitet. Dann wurden Stühle, Hüte, Matten, Messer, Schürzen, Branntwein u. s. w., alles mit dem Blute der inzwischen Hingeschlachteten besprengt,

[1] „Die katholischen Missionen", 1885. S. 250.

in die Hütte gebracht. Viele Sklaven waren beschäftigt, Geschenke herbeizuschaffen, andere trugen Stroh, Reisig und Holz. Dann wurde Feuer angelegt, die Henker stürzten sich auf die ahnungslosen Sklaven, hieben sie nieder und warfen sie in die brennende Hütte, damit dieselben als Boten die Geschenke den verstorbenen Königen überbrächten. Damit war die Feier zu Ende. Doch werden solche Opfer nicht nur einmal dargebracht, sondern von Zeit zu Zeit erneuert. Außer den Königen erhalten selbstverständlich auch die Götter Menschenopfer, so besonders die Kriegsgötter, denen das Opfer um so mehr mundet, je grausamer die Qualen sind, die ihm angethan werden. Die Flußgötter empfangen Thier- und Menschenopfer, um günstige Schiffahrt zu gewähren. Dem höchsten Wesen jedoch sollen die Neger in Dahome keine Opfer darbringen. Ganz besonders verehrt werden die Schlangen, die in Whida einen berühmten Tempel haben. Der Grund des Cultus scheint ein doppelter zu sein. Erstens glaubt man, daß die Geister der Verstorbenen in den Schlangen wohnen, wie denn überhaupt die Seelenwanderungslehre unter den Negern allgemein verbreitet ist. Zweitens aber scheint auch eine Rückerinnerung an die Urgeschichte der Menschen vorhanden zu sein. Als Mawu die ersten Menschen Okikischi und Ige geschaffen hatte, waren diese beiden anfangs blind. Die Schlange Dagbe aber öffnete zuerst die Augen des Weibes, dann die des Mannes. Zum Danke hierfür verehren die Neger die Schlange und rufen sie gegen Augenübel an. Die Priester und Priesterinnen der Schlangen nehmen die Opfer für diese in Empfang und veranstalten von Zeit zu Zeit mit ihren Göttern feierliche Umzüge, um Krankheiten und andere Uebel vom Orte fernzuhalten [1]. Von der Guineaküste hat sich der Schlangencult durch die Sklaven nach Westindien verpflanzt, wo die Schwarzen auf Haiti eine Schlange verehren, welche sie sorgfältig vor jedem uneingeweihten Auge verborgen halten. Diesem Gotte werden zu gewissen Zeiten Menschenopfer, vorzüglich Kinder, dargebracht. Ist das auserlesene Schlachtopfer getödtet, so wird das noch warme Blut in der Versammlung als Trank herumgereicht, der Leib aber wird gebraten und gegessen. Hierauf berauscht man sich und beginnt dem Gott zu Ehren einen höllischen Tanz und begeht die schändlichsten Ausschweifungen. Doch ist die Secte, welche diesem Dienste huldigt, auf Haiti nur klein [2].

---

[1] Waitz-Gerland a. a. O. II. S. 169 ff. Oberländer a. a. O. S. 222 ff. „Die katholischen Missionen", 1879. Beilage, S. 17 ff.

[2] „Die katholischen Missionen", 1879. S. 19.

Die Aschanti-Neger auf der Goldküste verehren den höchsten Gott unter dem Namen Yankompon (oder Onjame), was von einigen als „großer Freund“, von anderen als „lichte Höhe“ gedeutet wird. Gott erschuf im Anfang drei weiße Männer und drei schwarze mit ebensoviel Frauen. Diese ließ er dann zwischen einem Kürbis und einem versiegelten Stück Papier wählen. Die Schwarzen wählten den Kürbis und fanden darin Metalle, deren Gebrauch sie nicht kannten; die Weißen wählten das Papier und kamen in den Besitz aller Künste und Wissenschaften. Viel verehrt wird Yankompon gerade nicht; nur in Nöthen und Gefahren flehen die Neger mit kurzen Stoßgebeten zu ihm. „Denn“, sagen sie, „wir sind in Gottes Hand, er wird es machen, wie ihm gut dünkt.“ „Man sieht es täglich,“ meint einer, „wie durch den von ihm gesendeten Regen und Sonnenschein Gras, Korn, Bäume entstehen. Wie sollte er nicht Schöpfer sein?“ Nach einer Aschanti-Sage zog sich der Schöpfer, nachdem er den Menschen in allem unterwiesen hatte, in den Himmel zurück. Die Menschen suchten diesen durch aufeinander gestellte Mörser zu erklettern. Nach dem mißlungenen Versuche trat eine Sprachverwirrung ein. Eine andere Ueberlieferung berichtet, daß Gott die Schwarzen wegen ihrer schlechten Gesinnung der Leitung niederer Götter überließ, während er sich selbst die Regierung der Weißen vorbehielt. Aus Mitleid mit den Schwarzen hat er aber, so glauben sie, einer Menge von Dingen, beseelten und unbeseelten, göttliche Eigenschaften mitgetheilt und leitet die Menschen bei der Wahl des Gegenstandes ihrer Verehrung. Dieser Gegenstand, mag es nun ein Stein, ein Baum, ein Thier oder was immer sein, wird der Suman (Wong) oder Privatgötze des einzelnen und dessen Zuflucht in allen Nöthen. Ihm werden Rum und Kornwein, Oel und Korn als Gaben dargebracht, er erhält Hühner und Ziegen geschlachtet und wird mit dem Blute bestrichen. Zuweilen geräth der Neger bei dem Opfer in große Aufregung und glaubt sich dann von seinem Gotte besessen. Für den Fall, daß der Hausgötze nicht hilft, wendet man sich an den Familien- oder Stadtgötzen, Boossum (Obosom) genannt, und zwar durch Vermittlung eines Zauberers oder Priesters. Der berühmteste Fetisch ist der Braffo in Mankassim, der fünf Priester hat und durch diese in wichtiger Angelegenheit Rath ertheilt. Die von den Aschanti zurückgedrängten Fanti an der Küste wollen in Kormantine einen Fetisch haben, der seit Anfang der Welt existirt, nie Speise oder Trank zu sich nimmt und immer ein Kind bleibt. Fetische, die erfahrungsgemäß nicht helfen, werden weggeworfen. Wenn eine Familie sich trennt, so zerstößt der Sofu (Priester) den Familien-

fetisch und mischt seinen Staub mit Wasser. Davon genießen dann alle, und so bleibt der Fetisch bei der ganzen Familie, und ihm zu Ehren dürfen dann die Glieder dieser Familie irgend eine Speise nie mehr genießen. Dieser Gebrauch hängt damit zusammen, daß man glaubt, gewisse Thiere oder Dinge ständen in einer besondern Beziehung oder unter dem besondern Schutze der Wong oder Fetische. Wie mit guten Geistern, so ist die ganze Welt aber auch mit bösen Geistern durchaus angefüllt, die man mit Heulen und Fackelschwingen zur Nachtzeit aus der Nähe des Dorfes zu vertreiben sucht; oder man bemüht sich, sie zum Abzuge zu bewegen durch Opfer, welche von besonderen Priestern dargebracht werden. Alle Seelen verstorbener Feinde sind schädliche Geister. Zur richtigen Behandlung der guten wie der bösen Geister werden die Fetischpriester sorgfältig herangebildet und machen einen erblichen Stand aus. Sie verfertigen auch Amulette und heilen Krankheiten, und zwar beruht ihr Heilverfahren zum Theil auf Betrug, zum Theil auf wirklichen, traditionellen Kenntnissen. Die Anschauungen über das Leben nach dem Tode sind ziemlich unklar; doch zweifelt niemand an dem Fortleben der Seele, und da die Könige in einen höhern Himmel kommen als die übrigen, so sind viele nicht so ungeneigt, den verstorbenen Herrscher ins Grab zu begleiten, um auch im Jenseits bei ihm zu sein. Ueberhaupt ist der Glaube an das jenseitige Leben der Grund, warum manche sich mit solcher Ergebung oder gar Begeisterung als Opfer hinschlachten lassen. Die Menschenschlächterei ist nämlich bei den Aschanti kaum weniger groß als in Dahome; ließ doch ein König an einem Tag 4000 Unterthanen und an einem andern Tage 10 000 Gefangene opfern [1].

Bei den Kru-Negern an der Pfefferküste, welche neben dem höchsten guten Wesen auch einen obersten Teufel, Suah, verehren, bilden die Dryabo, Priester, einen höchst einflußreichen Stand. Sie verwalten neben dem Amt des Priesters auch das des Zauberers und Arztes und stehen in engstem Verkehr mit den Geistern. Niemand kann in ihre Zunft aufgenommen werden, der nicht wenigstens zwei Jahre bei einem ausgezeichneten Mitgliede derselben gelernt hat; die Aufnahmehandlung besteht im Scheeren des Kopfes [2].

Liberia und Sierra Leone kommen für unsern Zweck nicht in Betracht, da dort durch die künstlichen Staatenbildungen, welche die

---

[1] Ein achtzehnjähriger Aufenthalt auf der Goldküste. Von B. Cruickschank. Aus dem Englischen. Leipzig (ohne Jahr). S. 217 ff. Oberländer a. a. O. S. 208. Waitz-Gerland a. a. O. II. S. 170 ff. Ratzel a. a. O. I. S. 607.

[2] Gloatz a. a. O. I. S. 306.

Amerikaner und Engländer herbeigeführt haben, kein einzelnes, abgeschlossenes, afrikanisches Volk, sondern eine afrikanische Völkerversammlung wohnt, die sich aus Vertretern aller möglichen Stämme zusammensetzt. Die Hoffnungen, mit welchen die philanthropischen Versuche der freien Negerstaaten begannen, haben sich nicht erfüllt [1]. Die Neger selbst schreiben in ihrer African Times, Liberia sei ein Schandfleck und ein Räuberstaat. Ein katholischer Missionär aber berichtet im Jahre 1884 aus Sierra Leone: „Freetown hat 21 000 Einwohner, die insgesammt dem Protestantismus angehören. Nach der letzten Zählung vom Jahre 1881 gibt es hier nicht weniger als 49 verschiedene Secten desselben, und jede hat ihren eigenen Prediger und Tempel ... Der Europäer, welcher zum erstenmale in Sierra Leone landet, könnte beim Anblicke der Tempel, deren man an allen Straßenecken ansichtig wird, zu glauben geneigt sein, daß die dem Protestantismus angehörenden Landeseingeborenen sich durch christliche Gesinnung auszeichnen müßten. Das wäre ein Irrthum. Unter dem Schleier des eifrigen Besuches des Gottesdienstes und der Predigt birgt sich eine zügellose Verdorbenheit. Einige unter ihnen — man sollte es kaum glauben — sind so abergläubisch, daß sie die Pocken verehren und absichtlich auf andere übertragen. Die den Schuldigen angedrohte Gefängnißstrafe ist kaum im Stande, diesem merkwürdigen Aberglauben Einhalt zu thun. Der Teufel hat nicht nur Anhänger in Sierra Leone, es ist ihm gelungen, sich auch wahre Anbeter zu erwerben; diese versammeln sich Freitags in einem Hause, wo sie ihm zu Ehren abscheuliche Tänze aufführen." [2]

9. Die Bewohner Senegambiens und des Sudan.

Von der Mündung des Senegal und Gambia bis zum obern Laufe des Nil wohnen Stämme, die in ethnographischer Beziehung meistens nicht mehr den reinen Negertypus aufweisen, sondern Uebergangsstufen bilden, in Rücksicht auf die Religion aber vielfach dem Mohammedanismus anheimgefallen sind. Uns interessiren nur die Reste des Heidenthums, die sich trotz des Islams erhalten haben.

Unter den Senegambiern sind wohl die interessantesten die Yolof (Joloffen, Woloffen, Zoloffen), ein schöner, kräftiger, sehr dunkel gefärbter Stamm, dem aber viele charakteristische Eigenthümlichkeiten des Negertypus fehlen. Sie wollen auch durchaus nicht für Neger gehalten werden.

---

[1] Vgl. Schneider, Naturvölker. II. S. 246 ff.

[2] „Die katholischen Missionen", 1883. S. 154.

Neben einem sanften, geselligen und heitern Wesen zeigen sie Diebssinn, Habsucht und Trägheit; trotz ihrer Reizbarkeit, die sie leicht zum Kampfe hinreißt, stehen sie an Kriegstüchtigkeit den meisten Stämmen Senegambiens nach. Während die eigentlichen Yolof meist die Lehre Mohammeds angenommen, ist der eng verwandte Stamm der Serere bei dem frühern Heidenthum verblieben.

Die Yolof halten Gott für den Urheber aller Dinge und den Leiter der menschlichen Geschicke. Deshalb pflegen sie die herkömmliche Frage, ob es allen Mitgliedern der Familie wohlergehe, immer bejahend zu beantworten, selbst wenn jemand schwer erkrankt ist; denn wollte man dieselbe verneinen, so wäre das eine Unbill gegen Gott, den Erhalter des Lebens [1]. Immerhin glauben auch sie, daß die Leitung der Welt zunächst den guten und bösen Geistern überlassen ist. Um deren Gunst hat man sich daher auch hauptsächlich zu bemühen. Die bösen Geister wie die abgeschiedenen Seelen hausen hauptsächlich in den Wäldern, wo deshalb Eßwaaren für sie aufgestellt werden. Um schlimme Einflüsse fern zu halten, trägt man Amulette, welche von den mit Arabern in Berührung gekommenen Stämmen Grigri genannt werden. Die Grigri werden von den mohammedanischen Marabut verfertigt und bestehen aus einem in ein Stück Tuch gerollten Papier, welches mit arabischen Schriftzügen versehen ist. Die Amulette feien gegen den Zahn der wilden Thiere, gegen die Kugel der Feinde und gegen die Wuth des Teufels. Je kräftiger sie sind, desto höher müssen sie bezahlt werden. Im Bunde mit dem Teufel sollen besonders die Giriot (Griot) oder fahrenden Sänger stehen, welche von bösen Geistern die Musik und Zauberei erlernen, aber allgemein verachtet werden [2]. Die Yolof pflegen ihre Versammlung gern beim Mondschein zu halten, wie denn der Mond in ganz Senegambien verehrt wird. Auch die mohammedanischen Senegambier pflegen den Neumond zu begrüßen, indem sie die mit Speichel benetzte Hand ihm entgegenstrecken [3]. Unter den verschiedenen Arten des Cultus finden sich hier wie bei vielen wilden Stämmen religiöse Tänze, welche der Gottheit Freude bereiten und sie dadurch den Menschen geneigt machen sollen. Wenn Gott lacht, dann kann er nicht mehr zürnen. Als darum einmal das allzulange Ausbleiben des Regens zeigte, daß Gott bös war, beschlossen

---

[1] Waitz-Gerland a. a. O. II. S. 190 f.
[2] „Die katholischen Missionen“, 1877. S. 75.
[3] Waitz-Gerland a. a. O. II. S. 252.

die Senegambier, durch Tänze die schweren Falten vom Antlitz des Gottes zu entfernen und ein freundliches Lächeln zu erwirken. Deshalb versammelten sich eines Tages auf der Ebene von Tame alle Frauen der Umgegend in umgekehrte Mannskleider gehüllt, einige mit Thierschwänzen, andere mit Hirsch- oder Antilopengeweihen versehen. Auf der Ebene angekommen, stellte sich die phantastische Schaar in einem großen Viereck auf und begann einen möglichst tollen Hexentanz, damit der Gott ganz und gar nicht umhin könne, zu lächeln. Aber die Mühe war umsonst, kein Regen kam hernieder[1]. Die Verehrung der Todten und die Sitte, an den Gräbern Lebensmittel niederzulegen, ist allgemein verbreitet.

Die Mandingo gehören zu den intelligentesten und fleißigsten Negern und sind als Handwerker, Künstler und Priester durch alle Nachbarländer zerstreut. Ihre Sprache ist weithin zur Verkehrssprache geworden. Sie haben nur zum Theil den Islam angenommen; die heidnisch gebliebenen haben vorzüglich den Schlangendienst weithin verbreitet. Im Tempel von Massanale wohnt der oberste Schlangengott, Adhula-Dhajanor. Wehe dem, der es wagen würde, dieser Schlange etwas zuleide zu thun oder von dem ihr vorgesetzten Speiseopfer etwas wegzunehmen; er wäre sofort ein Kind des Todes. Es versteht sich von selbst, daß man die Schlange als von einem göttlichen Wesen bewohnt denkt. Dieses Wesen erscheint zur Nachtzeit, hält den Menschen ihre Vergehen vor und fordert zur Sühne gewisse Opfer. Da die Schlangen nie getödtet werden, so sind sie äußerst zahlreich und halten sich in den Hütten und um dieselben auf wie Hausthiere. Zieht eine besonders große Schlange ein, so entfernt sich der Mandingo und wartet draußen, bis die Gottheit fortkriecht. Eine bedeutende Rolle im Aberglauben der Mandingo spielen auch die Onaky, welche eine Art Vampyre sind und sich von der Seele der Menschen nähren. Wenn jemand in Verdacht steht, ein Onaky zu sein, so muß er sterben. Der Glaube an die Seelenwanderung ist allgemein. Da die Schwarzen, wenn sie sterben, in einem andern Lande wiedergeboren zu werden glauben, so hielt man die Europäer für die aus dem Paradiese zurückgekehrten Vorfahren. Große Ehrfurcht wird den Todten gezollt, welche man in ihren Hütten begräbt, die dann von den Lebenden verlassen werden, so daß ein Dorf sich nach und nach zu einer vollständigen Todtenstadt gestalten kann[2]. Die Krankheiten

---

[1] „Die katholischen Missionen", 1878. S. 149.
[2] A. a. O. 1877. S. 77 f.

werden von Geistern verursacht, welche im Leibe des Menschen Wohnung nehmen. Daher besteht das Heilverfahren darin, daß man den Geist in ein Läppchen bannt und dieses an einen Baum aufhängt, in welchem dann der Geist seine Wohnung nimmt. Ueberhaupt werden Stückchen von Schnüren, Leder oder Zeug oft zu Ehren der Geister an Bäumen befestigt, besonders bei Begräbnißstätten. Unter den Bäumen stehen Töpfe, in welche man Lebensmittel hineinlegt. Wenn die Hunde nachts die Speisen in den Töpfen gefressen haben, so glaubt man, es seien die Geister gewesen [1]. Obschon man von den Arabern zur Bezeichnung des höchsten Wesens den Namen Nallah (Allah) herübergenommen hat, so wird doch unter allen Geistern vorzüglich der Buri (Buli, Bulidu oder Silama) verehrt, der in einem Flaschenkürbis oder einem zerbrochenen Krug wohnt. Er hat sich vervielfältigt, so daß es in jedem Dorfe einen solchen Gott gibt. Seine Priester sind die Kalangu oder Khonores; er weiß die Zukunft, gibt Orakel, verschreibt den Kranken Heilmittel, entscheidet bei Anklagen u. s. w. [2]

Die Fulah, von den Arabern Fellatah, mit einheimischem Namen Pullo (Peul), im Plural Fulbe, genannt, werden von Daniel in seinem Handbuche der Geographie charakterisirt als „die hellsten unter den Nigern (wenn man sie Neger nennen darf), fast olivenfarbig. Sie sind im Ackerbau nicht unerfahren, schmieden Silber und Eisen, arbeiten sehr zierlich in Holz und Leder und weben sehr dichte Zeuge. Ihre Wohnungen sind nett eingerichtet. Ihre sittliche Natur ist fein und geweckt. Die größte Beleidigung, die man einem Fulah zufügen kann, ist, ohne Achtung von seiner Mutter zu sprechen. Bei einem im allgemeinen sanften Charakter sind sie aber doch auch wieder sehr erregbar und von exaltirter Leidenschaft." Seit dem 18. Jahrhundert drangen die Fulah, von Begeisterung für die Verbreitung des Islam getrieben, erobernd vor und gründeten sowohl im Sudan wie in Senegambien neue Reiche. Sie sind noch immer das bedeutendste Volk im Sudan und die eifrigsten Beförderer des Mohammedanismus und Gegner des Christenthums. Das größte Reich der Fulbe liegt in der großen Landschaft Haussa. Die noch heidnisch gebliebenen Fulah unterscheiden sich rücksichtlich ihrer Religion wenig von den Yolof und Mandingo. Amulette und Zauberei spielen die Hauptrolle. Daß nach ihrem Glauben Geister und Götter sichtbar

---

[1] Roskoff, Religionswesen. S. 108.

[2] Waitz-Gerland a. a. O. II. S. 182.

auf Erden erscheinen können, zeigte sich, als die Fulbe des Dorfes Mbutudi den Reisenden Barth für ihren Gott „Fete" hielten. Götzenbilder scheinen bei diesem Volke nicht vorzukommen; überhaupt sind manche heidnischen Fulbe so sparsam mit äußeren Zeichen und Uebungen der Religion, daß man sie wohl schon für ganz religionslos erklärt hat, eine Behauptung, der freilich von anderen entschieden widersprochen wurde [1].

In den Haussa-Staaten gibt es aber auch andere Stämme, die Götzenbilder haben, und bei denen der Fetischismus in vollster Blüte steht. So bei den Afo-Negern zwischen Binuë und Niger. Jede Familie hat dort ihren eigenen Hausgötzen, der mit bunten Lappen behängt und mit Bogen und Pfeil ausgerüstet ist. Außerdem werden Götzenbilder zur allgemeinen Verehrung in besonderen Hütten aufgestellt. Die berühmtesten Idole sind Dodo und Harna-Ja-Mussa, jener in Thier-, dieser in Menschengestalt, beide mit einem Doppelgesichte versehen. An die Götter wendet man sich mit der Bitte um ein fruchtbares Jahr, Regen, Sieg über die Feinde, zahlreiche Nachkommenschaft, kurz in allen wichtigen Anliegen. Die Gebete werden unterstützt durch Thieropfer, mit deren Blut die Götzenbilder bestrichen werden. Rohlfs sah, wie in Akum dem Boka, dem vornehmsten Gotte der Stadt, ein Schaf, den übrigen niederen Göttern Hühner geschlachtet wurden. Das Blut wurde theils ausgegossen, theils mit Federn an die Götzen geklebt; das Fleisch wurde gegessen, dann zog man unter betäubender Musik an den thönernen Bildern vorüber, die in Akum sehr zahlreich sind. Einige derselben stehen in kleinen Hütten, andere im Freien, wie die Kriegsgötter, die mit Spießen, Bogen und Pfeilen versehen auf einem hölzernen Postamente aufgestellt sind. Ringsum hängen Weihegeschenke, Kleider, Früchte, Waffen u. s. w. [2]

Die Sonrhai gehören nach Barth zu den „ungastfreundlichsten Menschen" und haben „einen recht düstern, unfreundlichen Charakter" [3]. Sie glauben an ein höchstes Wesen, das zu ihnen durch den Donner spricht. Geister wohnen in Baumstümpfen, von denen die Rinde abgeschält ist und die in einer kleinen Hütte untergebracht werden. Zu diesen Heiligthümern, in welchen Opfer niedergelegt werden, haben Weiber und Kinder keinen Zutritt. Den Todten wird eine kleine Schüssel mit Perlen oder

---

[1] Vgl. Roskoff a. a. O. S. 109, und: Die Sudanländer. Von Dr. Ph. Paulitschke. Freiburg 1885. S. 71 ff.

[2] Quer durch Afrika. Von G. Rohlfs. Leipzig 1874. II. S. 199 ff.

[3] Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855. Von Dr. Heinrich Barth. Gotha 1857 und 1858. IV. S. 240.

Kaurimuscheln auf den Mund gestülpt; in das Grab aber erhalten sie zwei geschlachtete Ziegen, Honig und Bier mit [1].

Die Neger im Reiche Bornu sind zwar dem Namen nach Mohammedaner, haben aber nebenbei ein gut Stück altes Heidenthum bewahrt. Ihre Geisterfurcht und ihr sonstiger Aberglaube ist sehr groß. Es gibt eigene Geisterhäuser, in welche der Herrscher vor dem Regierungsantritt sich auf einige Zeit zurückziehen muß. Heilige Steine, auf denen Hühner und Schafe geopfert werden, gelten als Idole. Auch in heiligen Hainen verehrt man die Geister. Der größte Baum des Haines ist der höchsten Gottheit, Tumbi, geweiht [2].

Die Bewohner der Tsadesee-Inseln [3], bekannt unter dem Namen Budduma, nennen sich selbst Yadima. Auch zu ihnen ist der Islam gedrungen, ohne ihnen ihr Heidenthum zu nehmen. In der praktischen Religionsübung steht obenan der Nadjikenem, der das böse Princip vertritt, indem er das Wasser aufregt und die Schiffe zertrümmert. Gute Götter sind der Betziromaino und die Bakomamain; jener hat alles geschaffen und ist der Regierer der Welt, diese sind Schutzgeister, welche dem Menschen in Gefahr zu Hilfe kommen. Namentlich bei stürmischem Wetter werden sie um ihren Beistand angefleht. Fetische, welche Opfer verlangen, scheinen die Insulaner nicht zu haben [4]. Bei den heidnischen Gebräuchen spielen eine heilige Schüssel aus Kürbisschale, ein historischer Stein und ein Stammesschwert eine große Rolle. Eine Art Priester hat dieselben in Gewahrsam und bedient sich ihrer, wenn er die Hilfe des höchsten Wesens gegen Krankheit, Unfruchtbarkeit und anderes Mißgeschick erfleht [5].

Die Bagirmier sind ebenfalls nur äußerlich zum Mohammedanismus übergetreten. Sie glauben alle an ein höchstes Wesen, dessen Stimme der Donner ist und das in den Wolken wohnt. Ihm bringen sie ihre Kriegs- und Jagdbeute als Opfer. Sie pflegen hölzerne Pfähle aufzurichten, in denen Geister wohnen sollen und neben welchen sie Opfermahlzeiten halten. Die Götter haben zu ihrem Dienste Priester und Zauberer [6]. Bei allen

[1] Gloatz a. a. O. I. S. 271.

[2] Rohlfs a. a. O. I. S. 499 ff.; II. S. 9 f.

[3] Ueber den Tsadesee und seine Inselbewohner vgl. Barth a. a. O. II. S. 403 ff. Ferner: Sahara und Sudan. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika. Von Dr. Gustav Nachtigal. Berlin 1879—1881. II. S. 347 ff.

[4] Rohlfs a. a. O. I. S. 332 ff.

[5] Nachtigal a. a. O. II. S. 369.

[6] Paulitschke a. a. O. S. 179 ff.

Nöthen, besonders bei Kriegsnoth, Krankheit und Regenmangel, müssen diese „weisen Männer" Rath und Hilfe schaffen. Vor kriegerischen Unternehmungen z. B. tödten sie Hühner durch Abschlagen des Kopfes und schleudern die Körper derselben weit von sich. Fallen diese auf Bauch oder Rücken, so bedeutet das einen glücklichen Verlauf, während die Seitenlage ein ungünstiges Vorzeichen ist. Beim Tode, wenn dieser nicht aus Altersschwäche erfolgt, wird stets der zauberische Einfluß Böswilliger angenommen, und die „weisen Männer" müssen dann die Schuldigen entdecken [1].

Barth erzählt folgende zwei Begebnisse, welche von der Macht des Aberglaubens der Bagirmier zeugen. Er saß einst ruhig in seiner Wohnung, als plötzlich ein Diener des Statthalters bei ihm eintrat und ihm von diesem folgende Botschaft überbrachte: „Er wünsche zu wissen, ob, wie das Gerücht in der Stadt umginge und wie ihm die Leute hinterbracht hätten, es wahr sei, daß, sobald ein Gewitter aufstiege und wenn das Gewölk am Himmel erschiene, ich meine Wohnung verließe und den Wolken geböte, sich zurückzuziehen; denn die Leute hätten ihn versichert, daß sie zu wiederholten Malen bemerkt hätten, wie die Wolken, sobald ich sie mit einer gewissen gebieterischen Miene betrachtete, vorüber zögen, ohne einen einzigen Tropfen Regen zu bringen." Ein andermal war er mit einem Freunde im Gespräche begriffen, als die Unterhaltung plötzlich durch das Erscheinen einer der Töchter des Sultans unterbrochen wurde. Diese war ohne weiteres in die Hütte des Freundes getreten und beschuldigte diesen in den beleidigendsten Ausdrücken, er habe ihr durch seine Zauberkraft einen ihrer Sklaven entwendet [2].

Kaum verschieden ist die Religion der Wadai, welche alle Mohammedaner sind und keine Fremden in ihr Land lassen wollen.

Die Niam-Niam, d. h. Vielfresser, heißen mit dem einheimischen Namen Sande. Sie sind zum Theil Kannibalen. Gott nennen sie Bong-Mbottunu, nach anderen Gumba. Für Beten haben sie das Wort „Borre", welches aber eigentlich ein Augurium bezeichnet; denn man fährt beim Borre mit einem Pflock über ein Brett hin und her, wie ein Schreiner beim Hobeln. Geht das leicht, so bedeutet es Glück; umgekehrt aber steht Mißgeschick in Aussicht. Zum Zweck der Wahrsagerei gibt man auch wohl den Hühnern Gift ein oder hält sie eine Zeitlang unter Wasser. Kommt das Thier mit dem Leben davon, so gilt das Vorzeichen als

---

[1] Nachtigal a. a. O. II. S. 686.
[2] Barth a. a. O. III. S. 334 ff.

günstig. Böse Geister, Kobolde und Hexen spielen eine große Rolle [1]. Besonders verehrt werden Botokollo und Wammba (eine Frau), denen besondere Heiligthümer errichtet werden. Man betet zu ihnen um Regen und Kriegserfolg und weiht ihnen die neugeborenen Kinder.

Die benachbarten Monbuttu übersetzten dem Reisenden Schweinfurth das Wort Allah mit Noro. Nor heißt auch im nubischen Mahas-Dialekte Gott. Auf die Frage, wo Noro wohne, deutete ein Monbuttu gen Himmel. Beschneidung und Menschenopfer sind gebräuchlich, letztere besonders bei Begräbnissen. Näheres konnte über die Religion nicht in Erfahrung gebracht werden [2]. Dasselbe gilt von den Bongo in Kulongo, die nach Schweinfurth gar keinen eigentlichen Gottesbegriff haben, da „Loma" das Geschick, gutes wie böses, bedeute. Immerhin steht fest, daß die Bongo Loma für ein und dasselbe mit dem Allah der Mohammedaner halten. Der Geisterglaube ist sehr stark; besonders sind die bösen Waldgeister, Ronga, überaus gefürchtet. Die Geister überhaupt, Bitobo, können Thiergestalt annehmen. Auch vor Hexen hat man Angst. Gegen böse Einflüsse helfen Zauberer und kräftige Kräuter. Beschneidung und Tättowirung ist nicht ganz unbekannt [3].

Die Dinka-Neger verehren den Dendid, der alles erschaffen hat. Derselbe ist ein überaus gutes Wesen, weshalb er auch nicht gefürchtet wird. Alles Schlimme kommt nur vom Teufel. Gute wie böse Geister gibt es in großer Zahl. Jene heißen Adjok und sind bei Gott, diese Dijok und wohnen unter der Erde. Der Kogur oder Zauberer schützt gegen die bösen Geister und macht Regen. Bei lang anhaltender Dürre wird er zur Strafe für seinen bösen Willen getödtet. Im großen Ganzen sind die Dinka gegen alles Uebersinnliche sehr gleichgiltig, dagegen voll Sorge um ihre Rinder, die sie fast abgöttisch verehren [4].

Die Bari, welche als die intelligentesten Stämme am Weißen Nil gelten, nennen den höchsten Gott und Schöpfer Mun, verehren ihn aber wenig. Sie haben Schlangencult, indem sie eine schwarze Schlangenart als göttliche Wesen ansehen und ihnen Milchopfer bringen. Die Zauberdoctoren, welche mit den guten oder bösen Geistern in Verbindung stehen, sind sehr angesehen [5].

---

[1] Im Herzen von Afrika. Von Dr. G. Schweinfurth. Leipzig 1874. II. S. 35 ff.

[2] A. a. O. S. 129 f. [3] A. a. O. S. 130 und I. S. 255. 334 ff.

[4] Paulitschke a. a. O. S. 245.

[5] A. a. O. S. 246.

Weiter östlich wohnen die Latuka, von denen der weise Ausspruch stammt, ein Ochs sei im Grunde viel gescheidter als ein Mensch, da er im Stande sei, sich Nahrung zu verschaffen, ohne daß er arbeite[1]. Dies ist ein Gedanke, der zur Erklärung des afrikanischen Thierdienstes dienen kann. Der so ruhig und richtig leitende Instinct der Thiere ist in gewisser Beziehung dem vorbedachten Handeln des Menschen überlegen. Daher vermuthet der Wilde im Thiere eine übermenschliche Begabung, die er nur auf einen innewohnenden Geist zurückzuführen versteht. Deshalb wird im Thiere der dasselbe beherrschende Geist verehrt[2]. Die Religion der Latuka ist im übrigen nicht genauer bekannt; nur soviel weiß man, daß der Aberglaube und das Zauberwesen mit dem der Nachbarstämme wesentlich übereinstimmt.

Die Schilluk- und Berti-Stämme sind zum Theil mohammedanisch; aber auch die heidnisch gebliebenen bekennen sich zum Glauben an Kelge, den unsichtbaren Schöpfer der Welt. Götzenbilder haben sie nicht, verehren aber heilige Steine und Bäume, den Nil und den Mond. Der Stammvater des Schilluk-Volkes, Nyekomm oder Niekam, soll zuweilen in Gestalt eines kleinen Thieres auf Bäumen erscheinen[3]. Die Schilluk schwören unter sich nur beim Niekam. Dieser hat fast in jedem Dorfe ein Heiligthum. Auch ganze Dörfer gehören ihm zu eigen, die dann von einer hochangesehenen Kaste, einer Art geistlichen Adels, bewohnt werden. An diese Bevorzugten ist ein Theil aller Beute, die an Fremden oder Feinden gemacht wird, zu entrichten, und niemand wagt es, sich an ihren Kühen zu vergreifen, nicht einmal, um sie zu melken. Die Schätze des Häuptlings werden im Stadtviertel des Niekam verborgen gehalten[4].

In Sennaar huldigen die Fundsch-Stämme neben dem Mohammedanismus stark dem Geister- und Zauberglauben. Es gibt zwei Klassen von Zauberern, gute und böse. Eine ähnliche Vermischung von Islam und Heidenthum findet sich bei allen Stämmen am obern Nil und bei den Berbern Nordafrika's. Da wir nur schon Gesagtes wiederholen könnten, so lohnt es sich nicht der Mühe, diese Stämme einzeln zu besprechen. Ohnedies ist ja bekannt, daß ihre Gottesidee die mohammedanische ist, und daß sie somit unbedenklich den Zeugen für die Allgemeinheit des Gottesbewußtseins beigezählt werden können.

---

[1] Perty, Anthropologie. II. S. 85.

[2] Vgl. Waitz-Gerland a. a. O. II. S. 177 ff.

[3] Gloatz a. a. O. I. S. 427 f.

[4] Ratzel a. a. O. S. 520.

Nicht weit von der Nordwestküste Afrika's lebte ehedem auf den Kanarischen Inseln das merkwürdige Volk der Guantschen, die einerseits im Steinzeitalter verblieben waren und doch andererseits einen hohen Grad von Civilisation erreicht hatten, da sie nicht nur in der Lederbereitung und Töpferei, sondern auch in der Baukunst manches geleistet haben, was die Europäer in Erstaunen setzte. Noch viel höher stand ihre sittliche Cultur. Sie hielten genau auf öffentlichen Anstand und straften Verbrechen mit großer Strenge. Sie hatten Entschiedenheit und Klugheit genug, überlegene spanische Truppen zu schlagen und über 90 Jahre lang den Eroberern zu widerstehen. Die Spanier entschuldigten ihre grausame Behandlung der Eingeborenen damit, daß diese Götzendiener seien. In der That waren aber die religiösen Anschauungen der Guantschen verhältnißmäßig sehr rein. Sie glaubten an einen höchsten Gott, den Schöpfer und Erhalter der Welt und Lenker der Gestirne. Sie meinten, Gott habe sie auf die Inseln gesetzt, dann aber verlassen und vergessen; immerhin erwarteten sie, daß er das Gute belohnen und das Böse bestrafen werde. Sie nahmen auch das Dasein eines bösen Geistes an, der in einem Krater wohne. An einigen Orten sollen sie eine Göttin, sowie die Sonne und einen Felsen verehrt haben. Außer Priestern hatten sie auch Mönche und Nonnen, die strenge Clausur beobachten mußten. Die Leichname der Verstorbenen wurden mit aromatischen Kräutern umgeben, in Leder eingewickelt und in Höhlen beigesetzt, so daß manche Mumien sich bis heute erhalten haben. In den Sitten und Anschauungen der Guantschen hat man auffallende Aehnlichkeiten mit denen der Peruaner entdeckt, weshalb die Kanarischen Inseln auch in dieser Beziehung uns als geeignete Uebergangsstation von Afrika nach Amerika dienen können[1].

[1] Dublin Review. Oct. 1887. p. 430. Gloatz a. a. O. I. S. 264 ff. Peschel, Völkerkunde. S. 36. 99.

IV. Die Ureinwohner Amerika's.

Wir müssen noch das Zeugniß der „Neuen Welt" für die Allgemeinheit des Gottesbewußtseins vernehmen. Fast allein auf der westlichen Halbkugel inmitten einer endlosen Wassermasse gelegen, ohne Verbindung mit der „Alten Welt", könnte Amerika am ehesten zu der Vermuthung veranlassen, daß hier ein autochthones Volk, unberührt von dem Fortschritt der übrigen Menschheit, wesentlich verschiedene oder gar entgegengesetzte Anschauungen entwickelt hätte. Dem ist aber nicht so, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Urbewohner Amerika's keine Autochthonen, sondern eingewanderte Stämme sind. Das ist eine Thatsache, die wohl von niemand mehr bestritten wird [1], wenn man auch noch so verschiedene Meinungen aufstellt über die Verbindung der einzelnen amerikanischen Stämme mit bestimmten Völkern der Alten Welt, oder über den Weg, welchen die Einwanderung genommen. Im großen Ganzen ging der Zug jedenfalls, langsam vorrückend, von Norden nach Süden, nicht nur der Zug der Menschen, sondern auch der der Pflanzen und Thiere. Wie aber Pflanzen und Thiere nicht, gleich den europäischen und asiatischen, durch gewaltige querliegende Gebirgsmassen nach Norden und Süden scharf voneinander geschieden werden, sondern von warmen und kalten Gegenden her vielfach ineinander übergehen, so haben auch die nachrückenden Menschen den vorausgegangenen gegenüber keine scharf unterscheidenden Eigenthümlichkeiten bewahrt, sondern an den Grenzen die Unterschiede vielfach verwischt und zahlreiche Mittelstufen gebildet.

All' diese Völker nun von Grönland bis Feuerland glauben an Gott und verehren ihn. Die einen so, die anderen so, aber alle in der Grundanschauung übereinstimmend, daß ein höchstes Wesen über den Menschen herrscht und mit mächtiger Hand ihre Schicksale lenkt.

[1] Vgl. Peschel, Völkerkunde. S. 402 ff.

Wir folgen in unserer Untersuchung dem Laufe des Völkerstromes und beginnen mit dem hohen Norden. Die in der Cultur vorangeschrittenen Völker Peru's und Mexico's werden wir gesondert betrachten.

1. Die Polarvölker.

Daß die Bewohner der Polargegenden von Asien her über die Aleuten oder die Beringstraße eingewandert sind, ist allgemeine Annahme. Es sind zwar Zweifel laut geworden, aber Rauch[1] meint: Das „ist so gewiß, als es nur immer eine historische Thatsache sein kann". Die mongolische Schädelform, die ganze körperliche Beschaffenheit und die Sprache liefern wirklich kräftige Beweismittel. Die einzelnen Stämme: die Kamtschadalen, Korjäken, Tschuktschen, Namollo und Eskimo bilden alle eine eng verwandte Gruppe.

Wir pflegen oft die Bewohner des hohen Nordens Amerika's insgesammt „Eskimo" zu nennen, was „Rohfleischesser" bedeuten soll. Sie selbst bezeichnen sich gleich vielen anderen Völkern einfach als Menschen, „Inuit". Es gibt westliche Inuit, hauptsächlich in Alaska, und östliche in Grönland. Jene haben zum Theil unter dem ehemaligen russischen Regiment den „orthodox"-griechischen Glauben angenommen; die letzteren, die kleinsten unter den Eskimo, sind von Norwegen aus protestantisirt worden.

Die Eskimo sind ein Nomadenvolk, doch der Sitte gemäß an gewisse Landstriche gebunden, innerhalb deren allein sie je nach der Jahreszeit ihre Jagdgründe wechseln. Sie haben eine sehr dunkle Hautfarbe, langes, straffes Haar, sind schmutzig und eßgierig, aber gutmüthig, nur dem Augenblick lebend, doch durchaus nicht so stumpfsinnig, wie man ihnen wohl nachgesagt hat[2]. Die östlichen Eskimo sind weniger bekannt als die westlichen; nichts aber läßt vermuthen, daß die geistige, sittliche und religiöse Entwicklungsstufe beider irgend welche wesentliche Verschiedenheiten aufweise.

Da die frühere heidnische Religion der Eskimo von außen her stark beeinflußt, ja zum Theil verschwunden ist, so läßt sich dieselbe nur erkennen aus den spärlichen Resten, die sich bis heute erhalten haben, und aus älteren Berichten. Unter den letzteren ist das wichtigste Werk: Cranz,

---

[1] Die Einheit des Menschengeschlechtes. S. 285.

[2] Hellwald, Naturgeschichte des Menschen. I. S. 232 ff. Vgl. Ranke, Der Mensch. II. S. 305 ff.

Historie von Grönland. Barby 1770. Im 10. und 11. Jahrhundert fanden die Isländer Grönland noch unbewohnt; die erste Kunde von dem Anrücken der jetzigen Eskimo stammt aus dem 14. Jahrhundert.

Es ist wohl wahr, daß in der Religion der Eskimo Geisterglaube und Zauberei einen Hauptbestandtheil bilden; aber es ist denn doch zu weit gegangen, wenn man den Versuch macht, die Inuit unter die religionslosen Stämme einzureihen, da ihren Gebräuchen eigentlich kein wirklich religiöser Sinn zu Grund liege.

Ratzel faßt die religösen Anschauungen der Polarvölker in folgende allgemeine Sätze zusammen: „Grundzüge der hyperboräischen Religionen sind die der heutigen Menschheit allgemein eigenen Vorstellungen. Wir finden auf der einen Seite den Begriff einer einzigen Gottheit, von der keine Götzenbildnisse gemacht werden; wir begegnen auch den Ideen eines künftigen Lebens in einem ewig dauernden Sommer, sowie dem Glauben an Himmel und Hölle, also an ein gutes und schlechtes Jenseits. An diese Grundbegriffe reiht sich ein Cultus abergläubischer Ansichten, der sich in dem Verhältnisse der Stämme zu einander gerade so wie im socialen Leben des einzelnen Stammes wiederspiegelt, sowie auch das Familienverhältniß in dessen kleinsten Einzelheiten durchzieht. Der Aberglaube wird Lebensregel und treibt seine Wurzeln um so tiefer, als er sich an den Glauben an die Rückkehr der Seelen Verstorbener anschließt, aus welchem ein wahrer Seelendienst sich entwickelte, und diesem letztern gehört wohl das Wenige an, was an sogen. Götzenbildern bei Hyperboräern gefunden wurde und was übrigens von Fetischen sich nicht unterscheidet." [1]

Wie auch Hellwald zugibt, findet sich in der Religion der Eskimo „der Begriff einer einzigen Gottheit, von der keine Götzenbildnisse gemacht werden" [2]. Dieser höchste Gott ist Pirksoma, „der da droben", der im Himmel wohnt und von dort die Welt beherrscht. Der entsprechende Gott bei den östlichen Eskimo scheint Schliemschu zu sein, dem man vor und nach der Jagd opfert [3].

In den Vordergrund aber tritt das Heer der Geister, die hauptsächlich in Meer-, Feuer- und Berggeister eingetheilt werden. Kein Gebiet der sichtbaren Schöpfung gibt es, das nicht von ihnen bewohnt wäre. „In der Luft, sagen die Grönländer, soll ein solcher Innua,

---

[1] Ratzel a. a. O. II. S. 773 f. [2] Hellwald a. a. O. S. 252.
[3] Réville l. c. I. p. 291.

d. h. Inhaber oder Besitzer hausen, den sie Inner-Terirsok, d. h. Verbieter nennen, weil er durch die Angekok den Leuten sagen läßt, was sie nicht thun sollen; Kingeusetokit sind Meergeister, welche die Füchse erschnappen und verzehren, wenn sie am Strande fischen wollen; Ignersoit sind Feuergeister, die in Klippen am Seestrande wohnen und oft als Irrwische erscheinen; Tunnersoit und Innuarolit sind Berggeister, jene groß, diese klein; Erkiglit Kriegsgeister, die den Menschen sehr feindlich sind; Sillagiksartok ist ein mächtiger Windgeist, der gutes Wetter macht." [1]

Der Herr dieser Geister ist Torngarsuk, der im Innern der Erde wohnt und die bösen Geister, zu denen auch seine Großmutter gehört, abhält, den Menschen zu schaden. Von ihm kommt Einsicht und Wissenschaft. Wenn er angerufen wird, so antwortet er den Menschen entweder unmittelbar oder durch niederere Geister. Er ist Beherrscher des unterirdischen Paradieses, allwo beständiger Sommer ist mit warmem Sonnenschein, keine Nacht, gutes Trinkwasser, Ueberfluß an Fischen, Seehunden und Rennthieren, die sich ohne Mühe fangen lassen oder die man schon kochend in einem Topfe findet. Aber nur diejenigen, die tugendhaft, d. h. zur Arbeit geschickt waren, die große Thaten vollbracht, viele Walfische und Seehunde gefangen, große Mühsale überstanden haben, oder im Meere ertrunken oder bei der Geburt gestorben sind, kommen dorthin. Der Weg geht über einen rauhen Felsen, an dem die Seelen oft mehrere Tage lang hinabrutschen müssen, so daß er ganz blutig wird. Daher müssen die Angehörigen etwa fünf Tage lang sich gewisser Speisen und aller unnöthigen geräuschvollen Arbeiten enthalten, damit die Seele auf ihrem Wege nicht beunruhigt werde und verunglücke [2]. Die Hölle für die faulen, arbeitsuntüchtigen Menschen ist kalt und dunkel, ein Ort des Schreckens und der Angst. Nach der Ansicht einiger Stämme liegt das Paradies auf dem Mond oder über dem Regenbogen. Auf das Vorhandensein des Glaubens an ein Leben im Jenseits weist auch der bei einigen Stämmen herrschende Gebrauch hin, hölzerne Geräthe mit dem Todten zu begraben und den Säugling auf dem Grabe der Mutter zu tödten, um ihn dieser nachzusenden.

Aber die jetzige Welt mitsammt dem Paradiese dauert nicht ewig; denn „einmal soll, nachdem alle Menschen gestorben sind, der Erdklumpen zerschmettert und durch eine große Wasserflut von dem Blute der Todten gereinigt werden. Alsdann wird ein Wind den rein gewaschenen Staub

---

[1] Roskoff a. a. O. S. 56. [2] Schneider a. a. O. II. S. 61 f.

wieder zusammenblasen und ihm eine schönere Gestalt geben. Dann werden nicht mehr kahle Klippen, sondern alles eben und schön bewachsen sein. Die Thiere werden auch alle wieder aufleben und in großem Ueberfluß da sein. Auf die Menschen aber wird Pirksoma blasen, so werden sie leben." Das Reich Torngarsuks soll, wie es scheint, dann nicht mehr bestehen, sondern alle werden einziehen in die „stillen Wohnungen" Pirksoma's, droben, wo Regenbogen und Nordlicht ihre ganze Pracht entfalten[1].

Solange aber das mühevolle Leben der Jetztzeit dauert, hat der Eskimo wenigstens den Trost, sich mit Hilfe der Angekok oder Zauberer vor den bösen Geistern schützen und die Huld der guten Geister erlangen zu können. Der Angekok allein steht mit den Geistern unmittelbar in Verbindung, er kann die jenseitige Welt besuchen und das dort Geschehene mittheilen; es gibt nichts, was man ihm nicht zutraute. Die Angekoks standen deshalb stets in großem Ansehen und waren früher nicht bloß Zauberer, sondern auch Aerzte, Gesetzgeber und Richter; bei jedem wichtigen Anlasse wurde ihre Weisheit zu Rathe gezogen. Sie verschaffen auch die Amulette nebst Gebrauchsanweisung, die vor Unfällen bewahren und Glück bringen sollen. Kein Eskimo würde sich ohne solches Zaubermittel sicher fühlen.

Um Angekok zu werden, muß der Grönländer entweder schon von Geburt aus mit einem Schutzgeist, Torngok, Verkehr haben, oder durch Aufenthalt in der Einsamkeit und Fasten einen solchen gewinnen. Es sind die grönländischen Zauberer in dieser Beziehung wie in ihrem ganzen Treiben den „Medicinmännern" der Indianer durchaus ähnlich[2].

So finden wir also in den Polargegenden das religiöse Leben, wie das physische, zwar vielfach erstarrt, aber nicht völlig erstorben. Die stete Sorge um die kümmerliche Nahrung und der Kampf mit der unwirthlichen Natur läßt freilich die höhere Idee zu keiner kräftigen Entwicklung kommen; aber immerhin schlummert unter der eisigen Decke der Noth das Samenkorn des Glaubens an höhere Mächte; und je mehr wir nach Süden gehen, zu desto reicherem Leben sehen wir das Samenkorn sich entfalten.

---

[1] Waitz-Gerland a. a. O. III. S. 310 f. Lüken a. a. O. S. 437 f. und 476 f.

[2] Waitz-Gerland a. a. O. III. S. 311. Roskoff a. a. O. S. 55.

2. Die Indianer Nord-Amerika's.

Zunächst an die Eskimo schließen sich die Athabaska-Indianer an, welche nach ihrer eigenen Sage aus Sibirien gekommen sein wollen. Dies ihr ehemaliges Heimatland sei von bösen Menschen bewohnt gewesen; deshalb seien sie ausgezogen und über einen schmalen, inselreichen See gesetzt. Auf dieser Wanderung hätten sie, weil immer Winter gewesen, durch Schnee und Eis gar viele Mühseligkeiten zu erdulden gehabt [1]. Aehnlich lauten die Sagen der südlicher wohnenden Jägerstämme bis nach Mexico. Wirklich ist eine auffallende Uebereinstimmung in Körperbildung, Sitten und Sprache ein nicht zu verachtendes Zeugniß für die ursprüngliche Einheit dieser Stämme, wenn es auch übertrieben ist, zu sagen: Wer einen Indianer gesehen, hat alle gesehen. Denn dem gemeinsamen Zuge steht eine große Reihe von Verschiedenheiten gegenüber. Auch der Ausdruck „Rothhaut" ist nur im allgemeinen zutreffend, entspricht aber durchaus nicht überall der wirklichen körperlichen Beschaffenheit.

Die Indianer sind in mancher Beziehung das gerade Gegentheil der Neger. Dem heitern, lebenslustigen, beweglichen Sinn der letzteren steht bei jenen ein düsterer, feierlicher Ernst gegenüber. Ist der Gedankenkreis des Negers unzusammenhängend, so ist der des Indianers äußerst beschränkt. Der Neger scheut den Schmerz und die Anstrengung, ist aber großer Ausdauer und Kraftleistung fähig; der Indianer bildet sich eigens zur Ertragung von Schmerz und Mühsalen heran, aber nur zu augenblicklicher Entschiedenheit kann er sich aufraffen, bald ermattet er und bricht völlig zusammen. Fast alle Neger treiben Ackerbau, und manche Stämme haben nicht Geringes in demselben geleistet; dem Indianer scheint die Natur fast jede Anlage für die Cultivirung des Bodens versagt zu haben, sein ganzes Sinnen geht auf Jagd und Fischfang. Sonderbar ist das Unvermögen des Indianers, allgemeine Begriffe in der Sprache auszudrücken. „Der Indianer", schreibt Daniel, „sagt von seinem Nachbarn: er ißt, er trinkt, er schläft; aber niemals redet er vom bloßen Leben und Dasein, er hat keinen Begriff (?) und kein Wort für das einfache Existiren. Jede der zahlreichen Eichenarten kennt und benennt er genau, aber zu dem Gattungsbegriff Eiche ist er nicht gekommen. Der geistige Blick haftet mit Zähigkeit an der Vergangenheit, in die Zu-

[1] Rauch, Einheit des Menschengeschlechtes. S. 302.

kunft weiß er nichts hineinzulegen, und sie ist für ihn inhaltsleer. Die vielbewunderte Schweigsamkeit und Selbstbeherrschung möchte hauptsächlich in der Trockenheit des Geistes ihren Grund haben."

Jedem, der von der Religion der Indianer reden hört, kommt unwillkürlich „der große Geist" in den Sinn. „Manit", d. h. Geist, ist die allgemeinste und häufigste Gottesbezeichnung, deren sich die nordamerikanischen Indianer bedienen. Während die einen hinter diesem Worte eine monotheistische Gottesidee sehen, wie sie in gleicher Erhabenheit wohl kaum ein anderes Naturvolk besessen, vermögen andere darin nichts zu erblicken als den Ausdruck eines recht tief stehenden Animismus oder Schamanismus.

Aus dem Namen selbst ist nicht viel zu lernen. Das Wort Manit, in der Mehrzahl Manitoog, ist von einer Wurzel abgeleitet, welche „übertreffen, mehr sein" bedeutet, und wird demnach allem Unbegreiflichen, Auffallenden beigelegt [1]. So sagen die Indianer von großen Schiffen oder stattlichen Gebäuden, besonders aber auch von Büchern und Schriften: Manittowock, es sind Manit. Die sonst gebräuchlichen Gottesbezeichnungen Oki, Otko, Wahkong haben alle die gleiche Bedeutung des Höhern, Erhabenen [2]. Man sieht, die Bezeichnung ist zu unbestimmt, um aus sich selbst Aufschluß darüber zu geben, was der Indianer sich denkt, wenn er von dem „großen Geiste" redet. Hier müssen die Mittheilungen der Missionäre und Reisenden, denen es möglich war, aus dem Umgange mit den Indianern Einsicht in deren religiöses Denken zu gewinnen, ergänzend eintreten.

Catlin, der einen großen Theil seines Lebens in alltäglichem und vertrautem Verkehre mit den Indianern zugebracht hat, glaubt die Darstellung der Religion der Indianer in folgende Worte zusammenfassen zu können: „Alle Indianerstämme haben Religion und gehen sogar unglaublich weit in der Verehrung des großen Geistes, indem sie sich vor ihm verläugnen und demüthigen, ganz zu demselben Zweck und in derselben Hoffnung wie wir ... Alle Stämme, soweit ich sie wenigstens besucht habe, glauben an das Dasein eines großen (oder guten) Geistes und eines bösen Geistes, und ebenfalls an ein zukünftiges Dasein und an eine zukünftige Rechenschaft über ihre Tugenden und Laster in dieser Welt." [3] Darin stimmen

[1] M. Müller, Religionswissenschaft. S. 251.

[2] The Myths of the new World. By D. G. Brinton. New York 1868. p. 45.

[3] Illustrations of the Manners and Customs and Conditions of the North-American Indians. By B. G. Catlin. London 1866. I. p. 156.

alle Stämme überein, wenn sie auch in der Art, den großen Geist zu verehren, mannigfach voneinander abweichen.

Ganz ähnlich reden die Missionäre. Als im Jahre 1622 Wimslav vor dem König Massasoit in Neu-England von Gott als dem Schöpfer und Geber alles Guten erzählte, und wie man zu ihm bete und ihn verehre, da sagten die Indianer, das sei sehr gut und stimme vollkommen mit ihrer Meinung von dem großen Geiste. Dieser sei Schöpfer aller Dinge, wohne weit im Westen im Himmel, die guten Menschen kämen nach dem Tode zu ihm, die bösen aber stoße er ins Elend; er sei von niemand geschaffen, erscheine auch keinem, doch bäte man ihn um alles, was man wünsche.

Denselben Glauben an einen höchsten Gott im Himmel, den Schöpfer aller Dinge, fand man in Virginien. Von den Sioux erzählt Charlevoix, daß sie zur Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit den Europäern im Besitze einer deutlichen Erkenntniß von einem höchsten Gotte gewesen seien [1]. Dieser Gottesbegriff kann also nicht aus der Berührung mit den Christen hergeleitet werden. Er war auch älter als die mythischen Entstellungen, weil er das einzige, allen Stämmen gemeinsame religiöse Element ist [2]. Er muß daher aus einer Zeit stammen, in welcher die Väter der jetzigen Geschlechter noch ein Volk waren und sich zu einem Glauben bekannten. Aber auch bei dem spätern Zerfall der Religion behielt der große Geist eine so erhabene Stellung über allen anderen Geistern bei, daß die Missionäre kein Bedenken trugen, die Gottesbezeichnung Manit bei den bekehrten Indianern beizubehalten.

Aus der Mitte der religiösen Ueberzeugung ist die Idee vom großen Geiste längst hinausgetreten. Hoch erhaben über der Welt, kümmert sich der große Geist wenig um das Treiben der Menschen und die Dinge dieser Erde. Insofern er sich aber darum kümmert, ist es kaum nöthig, ihn anzurufen; denn er gibt schon aus reiner Güte den Menschen, was ihnen frommt, wenn diese ihm auch oft wenig Dank dafür wissen. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß bei den meisten wilden Völkern die Erinnerung lebt, einstmals habe Gott mit den Menschen weit vertrauter verkehrt, sich dann aber zurückgezogen und die Leitung der Welt niederern Geistern überlassen.

---

[1] Waitz-Gerland a. a. O. III. S. 177 f.

[2] Vgl. Waitz-Gerland a. a. O. III. S. 188, und Perty a. a. O. II. S. 133.

Mit dieser Annahme ist natürlich der Boden für religiöse Phantasmagorien trefflich vorbereitet, und bald sprosst allenthalben eine ganze Saat von Göttern empor wie Unkraut auf dem Brachfelde. Personificirte Naturkräfte bilden von da ab den Hauptgegenstand der Verehrung: allen möglichen Gegenständen und Kräften wird ein Geist oder eine Seele untergelegt. Der Indianer, mit einer gewissen dichterischen Anlage begabt, umspinnt infolge dessen sein ganzes Leben mit einer Art Roman:

„Der Wald, in dem er wohnt, die Ebene, auf der er jagt, der Fluß, auf dem er schwimmt, sind ihm voll von Myriaden Geister. Auf allen Seiten ist er in Berührung mit der innersten Seele der Dinge, und zu seinem Ohr spricht die Natur aus jedem Blatt und durch jeden Stein... Da sind Geister des Felsens, des Baumes, der Wolken, des Flusses und des Frostes, Geister des Windes, der Sonne und der Sterne. Kein griechischer Schäfer bevölkerte je den Hymettus und Arkadien, Orion und den Bären mit einer solchen unendlichen Zahl von Gestalten und Schimmer, als der Cheyenne, der Pawnee und die Schlange ihre Ebenen und Berge, ihre Bäche und Wälder, ihre Seen und Himmel bewohnt glauben.“ [1]

Der Wege zu dieser Entartung der Religion gab es verschiedene. Schon früh pflegte man den großen Geist unter dem Sinnbilde der Sonne und des Feuers zu verehren. Daraus entwickelte sich mit der Zeit die Sonnenverehrung, hauptsächlich in Florida und von da weiter nach Westen bis zu den Apachen. In den Gesängen der algonkinischen Propheten wird der große Geist häufig unter dem Bilde der Sonne dargestellt. Die Potowatomi stiegen bisweilen bei Sonnenaufgang auf das Dach ihrer Hütte, beugten ihr Knie und brachten ein Opfer von Maisbrei dar. Bei den mehr nördlich wohnenden Völkern war der Sonnencult weniger ausgebildet, zeigte sich aber mittelbar in der Bewahrung eines heiligen Feuers und in der religiösen Bedeutung des Rauchens. Die Pfeife ist nämlich nach dem Glauben vieler Indianer ein Geschenk der Sonne und wird darum mit aufwärts gekehrtem Antlitz geraucht; sie geht in der Versammlung rechts herum, weil so der Lauf der Sonne sei. Die Häuptlinge der Hudsonsbai-Indianer rauchten dreimal der aufgehenden Sonne zu und redeten sie dabei ehrfurchtsvoll an. Die Osagen leiteten jede wichtige Unternehmung mit dem Rauchen der Pfeife ein und

---

[1] Neu-Amerika. Von W. H. Dixon. Uebersetzt von R. Oberländer. Jena 1868. S. 49 und 52.

sprachen dabei die Worte: „Großer Geist! lasse dich herab, mit mir zu rauchen als Freund. Feuer und Erde! rauchet mit mir und helfet mir meine Feinde zu Grunde richten. Meine Hunde und Pferde! rauchet auch ihr mit mir." Nach dem Glauben der Chickahav-Priester ist der höchste gute Gott auf Erden in dem reinen heiligen Feuer gegenwärtig, wie er auch im Himmel in Gestalt eines feinen Feuerwesens lebt [1].

Ursprünglich dachte man sich Sonne und Feuer nur als Dinge, die zu dem großen Geiste in besonderer Beziehung stehen, wie der berühmte Missionär P. de Smedt bezeugt: „Alle Indianer nehmen die Existenz eines großen Geistes, eines höchsten Wesens an, das alles regiert, alle wichtigen Ereignisse dieser Welt lenkt, aber auch in den gewöhnlichsten Begebenheiten seine Thätigkeit offenbart. Die Assiniboinen betrachten die Sonne als die vorzügliche Wohnung des großen Herrn des Lebens und bezeigen ihr darum eine tiefe Verehrung. Selten zwar halten sie ihr Anreden, aber in allen bedeutsamen Umständen bringen sie ihr Gebete und Flehen mit leiser Stimme dar. So oft die Friedenspfeife angezündet wird, opfert man der Sonne die ersten Züge und bläst ihr den ersten Rauch entgegen." [2]

Bald aber wurde die Sonne selbst angesehen als ein lebendes Wesen, als die Spenderin des Lichtes und der Wärme und trat an die Stelle des großen Geistes. Anbetung und Loblieder wurden ihr zu Theil, Sieg in der Schlacht wurde von ihr erfleht. Neben ihr erhielt bei einigen Stämmen, wie in Florida und bei den Schwarzfüßen, der Mond Verehrung; die Osagen ließen Mond und Erde der Sonne unterthänig sein; wieder andere Stämme hielten den Mond für eine böse Gottheit oder läugneten seinen Einfluß auf die Menschen. Auch die Sterne, vorzüglich gewisse Constellationen, wurden zuweilen verehrt. Die Milchstraße galt als der Weg zum Geisterland [3].

Besonders bei den Natchez war der Sonnencult sehr ausgebildet und bis ins einzelnste geregelt. Ihr Staat war eine Art Theokratie, an deren Spitze „der Bruder der Sonne" stand. Die Hütte dieses Fürsten war in der gleichen Form gebaut wie der Sonnentempel, die Thüre lag an der Ostseite. Jeden Morgen trat der Herr aus derselben heraus, um durch Heulen seinen „ältern Bruder" zu ehren, sobald derselbe sich

---

[1] Waitz-Gerland a. a. O. III. S. 180 ff.
[2] Cinquante nouvelles lettres. Paris 1858. p. 125. 127.
[3] Waitz-Gerland a. a. O. III. S. 180. Réville l. c. I. p. 220 s.

am Horizonte erhob. Dann ließ er sich die Pfeife anzünden und opferte die ersten Züge; hierauf streckte er die Hände über das Haupt, und indem er sich von Osten nach Westen wendete, zeigte er der Sonne den Weg, welchen sie in ihrem Laufe einzuhalten habe[1]. In den Tempeln wurde ein ewiges Feuer unterhalten. Am Feste der ersten Früchte löschte man das alte Feuer in allen Häusern aus, reinigte die Wohnungen, fastete drei Tage, ertheilte allgemeine Amnestie und zündete das neue Feuer wieder an. Aehnlich waren die Gebräuche der Creek, deren Priester „Feueranmacher" hießen, der Virginier und anderer[2].

Die Sioux hielten zu Ehren des großen Geistes feierliche „Sonnentänze", die mit furchtbaren Selbstquälereien verbunden waren. Es scheint, daß diese Torturen zu Ehren der Gottheit ein Ersatz für die Menschenopfer sein sollten. Sie dienten aber zugleich beim Eintritt in die Mannbarkeit als Probe, ob jemand Starkmuth genug im Ertragen von Schmerz besitze, um würdig zu sein, in die Reihen der Männer aufgenommen zu werden. Catlin gibt Beschreibungen und Abbildungen dieser Peinigungen, die wahrhaft schaudererregend sind. Eiserne Haken wurden in den Rücken oder die Brust getrieben und das Opfer an diesen mit Stricken aufgehängt und anfangs langsamer, dann immer rascher und rascher im Kreise herumgedreht, bis der junge Mann nach jämmerlichem Stöhnen und Seufzen ohnmächtig wurde. Dann wurde der Aermste blutüberströmt heruntergelassen und auf den Boden gelegt. Niemand durfte sich seiner annehmen. Kam er wieder so weit zu sich, um vorankriechen zu können, so schleppte er sich zu einem naheliegenden Steine und hieb sich auf demselben mit einem Beile einen Finger oder ein Fingerglied ab. Damit war die Gottheit befriedigt und der Beweis des Muthes erbracht. Der Betreffende gehörte von da ab zu den Männern[3].

Eine weitere Verirrung auf dem Wege des Götzendienstes wurde veranlaßt durch die bildliche Auffassung und Darstellung des großen Geistes. Oft pflegte man diesen als den „weißen Mann von oben" oder „den großen Häuptling im Himmel" zu bezeichnen; aber öfter stieg man tiefer und entlehnte der Thierwelt Sinnbilder zur Darstellung der Gottheit. Sehr geläufig war die Darstellung des großen Geistes als eines Riesenvogels, der, mit seinen Schwingen das Meer berührend, die

---

[1] Lettres édifiantes et curieuses. Paris 1781. VII. p. 9.

[2] Waitz-Gerland a. a. O. III. S. 181. Perty a. a. O. II. S. 133.

[3] Catlin l. c. I. p. 170 sqq.

Erde schuf; seine Augen waren Feuer, sein Blick Blitze, sein Flügelschlag Donner. Zuweilen wurde der große Geist auch als Hase gedacht, weil er so schnell überall hinlaufen kann. Dann war er wieder ein Rabe oder ein Biber u. s. w. Für rohe Naturmenschen lag es nahe, von derartigen Vorstellungen zur Verehrung der Thiere überzugehen, wobei man sich mehr oder weniger bewußt blieb, daß man nicht eigentlich das Thier als solches verehre, sondern nur insofern es von dem Geiste bewohnt war oder wenigstens zu demselben in näherer Beziehung stand. Auch die Geister der Verstorbenen konnten in Thiergestalten erscheinen. Ferner galten Mensch und Thier ihrem Ursprung nach nicht als scharf unterschieden, sondern vielmehr als verwandt; denn nach der Anschauung einiger Stämme sind Menschen und Thiere von Gott aus dem gleichen Stoffe gebildet worden, nach dem Glauben anderer Stämme machte Gott die Menschen aus Thieren. In mancher Beziehung hielt man sogar das Thier für ein dem Menschen an Begabung überlegenes Wesen und sah deshalb etwas Uebermenschliches in demselben. Das alles trug dazu bei, in den Thieren gleichsam sichtbare Erscheinungsformen der Geister zu erblicken.

Naiv genug ist dabei das Bestreben, sich die Geister der Thiere geneigt zu machen, um so die Thiere selbst desto gefahrloser tödten zu können. So hofft man, durch Tänze die Geister günstig zu stimmen, daß sie ihre Büffel und Bären herbeiführen und diesen die Furcht benehmen, damit man sie desto ruhiger schießen kann. Zuweilen bewahrt man einen Bärenkopf auf, versieht ihn mit allerlei Zieraten und ersucht ihn um die Vergunst, bei allen sich darbietenden Gelegenheiten Bären erlegen zu dürfen, um sich mit deren vortrefflichem Fett einzureiben und ihr zartes Fleisch zu einem Festmahl zu bereiten. Den Wolf verehrt man, damit er dem Jagdwild nicht zu viel Schaden zufügt [1].

Ueberhaupt erblickt der Indianer nicht bloß in den wohlthätigen Naturgegenständen eine geistige Macht, sondern auch, und wohl noch mehr, in solchen, die ihm Verderben bringen können, im Sturme, Wasser, Donner, Kaiman, Schlangen u. s. w. Ein gewisser Dualismus durchzieht vielfach die indianischen Religionsanschauungen, und nicht selten tritt selbst dem guten großen Geiste ein böser fast ebenbürtig gegenüber. Nach dem Glauben der Irokesen sind beide sogar Zwillingsbrüder und haben gleichen Antheil an der Schöpfung. Sonst aber wird fast überall

[1] Waitz-Gerland a. a. O. III. S. 194. De Smet, Cinquante lettres p. 128.

der gute allein als Schöpfer und Herr des Lebens angesehen und der andere ihm untergeordnet. Nach dem Glauben der Creek wohnt jener in einem Paradiese, der böse aber im unterirdischen, elenden, dornenvollen Lande, von wo er in Schlangengestalt oder anderen Thierformen hervorkommt und an einsamen grausigen Orten erscheint [1]. Auch die Indianer Californiens, denen man wohl schon jede Gottesidee abgesprochen hat, nehmen ein gutes und ein böses Urwesen an. Jenes, Kumongo, ist der Schöpfer der Welt, wohnt im Himmel, hat eine Frau und drei Söhne, deren einer der erste Mensch ist. Er selbst aber ist weder von einem Vater noch von einer Mutter entsprungen, sein Ursprung ist unbekannt, er ist überall und sieht alles, auch in der Nacht, kann aber selbst nicht gesehen werden. Er ist der Freund der Guten und straft die Bösen. Quatrefages hat also Recht, wenn er sagt: „Die Californier müssen aus der Liste der Atheisten gestrichen werden.“ [2]

Da somit böse und gute Wesen die Welt beherrschen, so erscheint es dem Indianer vielfach wichtiger, die Quälgeister durch Gebete und Opfer zufriedenzustellen, als die dem Menschen holden Geister zu ehren; denn von diesen hat ja ohnehin niemand etwas Uebles zu befahren. So kommt es, daß zuweilen die Missionäre berichten, die Indianer hätten zwar noch eine verworrene Gottesidee, diese aber stehe nur mehr dunkel im Hintergrund, Teufelsdienst mache den Haupbestandtheil der praktischen Religion aus.

Gegen die unheimlichen Mächte schützt der rothe Mann sich durch „Medicin“, wie man zu sagen pflegt. Es ist dies eine unglückliche Uebersetzung des Sioux-Wortes Wah-kong, welches, wie Manit, alles bezeichnet, was die Fassungskraft des Indianers überragt. Wah-kong heißt wörtlich: „unbegreiflich, unaussprechlich“. Wah-kong-tonga ist der „große Unbegreifliche“, d. h. Gott [3]. Wah-kong ist ein Zaubermittel, ein Amulet.

Jeder mannbare Indianer verschafft sich ein solches, indem er durch Fasten und Kasteiungen die höheren Mächte um Kundgebung ihres Willens ersucht. Das erste Thier, welches ihm im Traume erscheint, ist sein von Gott ihm bestimmtes heiliges Thier, sein „Totem“ [4]. Er tödtet eines der Art, hängt das Fell oder die Federn an dem ehrenvollsten Platze seiner Hütte auf, veranstaltet einen Festschmaus, hält in den ehrendsten Ausdrücken eine Lobrede auf seinen Manit oder Wah-kong, und die „Medicin“

[1] Waitz-Gerland a. a. O. S. 182 f. De Smet l. c. p. 219.
[2] Roskoff, Religionswesen. S. 65 f. Platz, Der Mensch. S. 549.
[3] De Smet l. c. p. 104.
[4] Chantepie de la Saussaye a. a. O. I. S. 192.

ist fertig. Ohne „Medicinsack" zu sein, würden manche Indianer für ganz gewissenlos halten[1]. Daher nennt man die Religion der Indianer auch wohl Totemismus, mit demselben Recht oder Unrecht, wie man andere Religionen als Schamanismus oder Fetischismus bezeichnet.

Wie jeder Indianer seine „Medicin", so hat jeder Stamm seine „Medicinmänner", d. h. Zauberer, die unter einem Oberhaupte stehen. Wer in die Schaar derselben aufgenommen werden will, muß durch die schmerzlichsten Proben beweisen, daß ein Geist in ihm wohnt. Gelingt es ihm, alle Qualen ohne Veränderung der Miene geduldig zu ertragen, dann wird er für heilig und inspirirt angesehen. Er kann Regen machen, Wild herbeilocken, Krankheiten bannen, die Zukunft vorhersagen u. dgl. mehr[2]. Alljährlich zieht sich der Zauberer auf einige Zeit in die Einsamkeit zurück, enthält sich der Nahrung, geräth dann in Raserei und fällt in diesem Zustande die ihm Begegnenden an, die sich ruhig von ihm mißhandeln lassen, weil sie ihn von der Gottheit erfüllt glauben. Solch ein Zauberer erscheint jedes Jahr bei einem großen Feste der Californier als „großer Geist"[3]. Außer den „Medicinmännern" gibt es auch böse Zauberer, die man verfolgt, wie früher bei uns die Hexen. Uebrigens bemerkt Ratzel sehr zutreffend, über das Priesterthum dieser Völker ausführlich sprechen hieße nur mit geringen Abweichungen das wiederholen, was betreffs dieses Punktes bei den afrikanischen und australisch-polynesischen Völkern zu schildern war. „Der Ichtha der Thlinkit, der Maké der Pima, der Honundeunt der Tscheroki, der Amauta der Quiche, der Teopisqui der Mexicaner, der Piai der Kariben ist das wenig abgewandelte Widerspiel des typischen Schamanen. Im Nordwesten ist sein Apparat, entsprechend dem hohen Stande des Kunstfleißes dieser Völker, ein sehr reicher, und an Zahl, Buntheit und Mannigfaltigkeit der Rasseln und Masken erreicht ihn keiner von seinen afrikanischen oder polynesischen Collegen; in Californien dagegen ist er einfach Gaukler. Und wenn der Regenmacher des Betschuanen-Landes in der Wüste bei Löwen und Schlangen sich zum Berufe vorbereitet, muß im rauhen Nordwesten, um Sturmbeschwörer und Jagdzauberer sein zu können, kurz, um zum Propheten geschickt zu sein, der vom Bären Fortgeschleppte durch einen Walfisch wieder ausgespieen sein, und die priesterliche Autorität wird erst mit dem Amulette der Otterzunge erlangt."[4]

---

[1] Lettres édifiantes. VI. p. 174. [2] Perty a. a. O. II. S. 134.
[3] Réville l. c. I. 237 ss. [4] Ratzel a. a O. II. S. 699.

Im allgemeinen hat der Indianer vor allen Geistern und vor der Berührung mit ihnen große Furcht, so daß er kaum von ihnen zu sprechen wagt. Nur im Winter, wenn die Geister sich vor der Kälte unter die Erde zurückgezogen haben, kann man ohne Scheu von ihnen erzählen.

Es wäre sehr verfehlt, aus dem vielen Kindischen, das diese Religion enthält, zu schließen, es könne nicht ernst damit gemeint sein. Der rothe Mann ist in seiner Art sehr eifrig und pünktlich in der Erfüllung der religiösen Pflichten. Das ganze Thun und Lassen wird durch Gebete und Ceremonien geheiligt; Fasten, Nachtwachen und peinliche Bußübungen werden mit großer Gewissenhaftigkeit beobachtet. Außer den schon erwähnten Gebräuchen gehören hierher furchtbare Schwitzbäder, Blutentziehungen, das heilige Ballspiel, Zauberklappern und religiöse Tänze. Die letzteren haben verschiedene Bedeutungen. Sehr häufig sollen sie bloß ein sehr ausdrucksvolles Gebet sein. So, wenn vor der Jagd einige Thiere darstellen und andere dieselben scheinbar erlegen. Da können die Geister gewiß nicht mißverstehen, was die Indianer eigentlich von ihnen wünschen. Ein anderesmal werden die Geister in der Weise verherrlicht, daß die Tanzenden unter verschiedenen Thiermasken die Götter selbst darstellen[1]. Menschenopfer kamen nur bei einigen Stämmen vor, so bei den Irokesen, Pawnee u. s. w. Tempel und Götzenbilder finden sich im Norden so gut wie gar nicht, wohl aber bei den südlichen Stämmen. Ueberall aber galt es als Grundsatz: Das Kostbarste für den großen Geist!

Was den Indianer zu diesen Uebungen der Frömmigkeit treibt, ist zwar auch das Verlangen nach dem Beistand der Götter in diesem Leben, hauptsächlich aber die Hoffnung auf den Lohn im Jenseits, auf das paradiesische Leben beim großen Geiste. Bei vielen Stämmen gilt es als ein Liebesdienst, Alte und Schwache von ihren Leiden zu erlösen und ins Paradies zu befördern. Wenn der Todescandidat sich bereit erklärt, zu sterben, wird die Pfeife angezündet und der „Medicingesang" angestimmt: „Der Herr des Lebens gibt Muth. Es ist wahr, und alle Menschen wissen es, daß er uns liebt; wir geben ihm unsern Vater, auf daß er in einer andern Welt wieder jung sein möge und der Jagd obliegen könne."[2] Das Paradies ist ein Ort der Ruhe und der Wonne, wo weise Berather, tapfere Krieger, unermüdliche Jäger, gute und gastfreundliche Menschen ewige Vergeltung empfangen. Der Bösen aber, der Doppelzüngigen und Lügner,

---

[1] Vgl. Catlin I. p. 133.

[2] Schneider, Naturvölker. I. S. 215.

der Feigen und Thatenlosen wartet eine Stätte der Qual, Yon-i-un-guch, „unersättlicher Schlund" genannt. Es ist dies ein tiefes und breites Wasser, in dem wallende Fluten ohne Unterlaß schrecklich rauschen und schäumen. Inmitten der ruhelosen Wogen erhebt sich auf starrem Fels die Wohnung des bösen Geistes. Wie der Fuchs in seiner Höhle auf Beute, so lauert der Böse dort auf die abgeschiedenen Seelen, welche über eine schmale Brücke zum Lande des Lebens ziehen. Unter gräßlicher Gestalt zeigt er sich ihnen und sucht sie in den gierigen Strudel zu stürzen. Eine muthige Seele verachtet den Angriff und ist gerettet, der verzagte Schwächling aber wendet sich zur Flucht, stürzt und findet in dem schmutzigen Gischt die Strafe für seine Niedertracht.

Dieses Unglück zu vermeiden, hütet sich der Indianer vor allem, was nach seinen Anschauungen eines ehrlichen, edelsinnigen Mannes unwürdig ist, und sucht die etwaigen Fehler durch zeitige Buße wieder gut zu machen. So hofft er, nach Wak-an-da, dem „Land des Lebens", zum großen Geiste zu kommen. Dieses Land ist eine Insel von entzückender Schönheit und weitläufiger Ausdehnung. In ihrer Mitte erhebt sich majestätisch ein hoher Berg, dessen Gipfel mit dem Palast des großen Geistes gekrönt ist. Von hier überschaut das durchdringende Auge des höchsten Manit das ausgebreitete Reich, die tausend Flüsse und Bäche, klar wie Krystall und anzusehen wie durchscheinende Silberfäden, dann die schattigen Wälder, die blumendurchwirkten Auen, die spiegelglatten Seen, aus deren gekräuselter Fläche die Strahlen einer wohlthätigen Sonne wiederkehren. Von buntgefiederten Vögeln tönen süße Melodien in den Hainen; edle Thiere, wie Büffel und Hirsche, beweiden in zahllosen Heerden die lachenden Gefilde. Ewiger Frühling herrscht, und inmitten all der Herrlichkeit wohnt der selige Mensch. Jugendkräftig, nimmer kränkelnd, nimmer leidend, unermüdet auf der Jagd genießt er als Lohn seiner Thaten die milde Herrschaft des großen Geistes, der den Seinen immerfort Freuden ohne Maß und Ziel bereiten wird [1].

Kindliche Phantasien, gewiß! aber ein neuer Beweis, daß der Mensch auf allen Stufen der Cultur durch den Drang seiner Natur zur Annahme Gottes und der Unsterblichkeit der Seele geführt wird. „In Amerika", sagt Brinton, „hat man kein Beispiel von der Abwesenheit des Gottesbegriffes gefunden. Derselbe war oft dunkel, abenteuerlich, unwürdig,

---

[1] De Smet l. c. p. 219 ss. Knabenbauer S. J., Das Zeugniß des Menschengeschlechtes für die Unsterblichkeit der Seele. S. 143 ff.

aber überall befand sich der Mensch unter dem Einfluß des sensus numinis, eines Gefühls, daß unsichtbare, gewaltige Mächte rings um ihn wirken, die ihm nach Belieben helfen oder schaden können. In jedem Herzen war dem unbekannten Gott ein Altar errichtet."[1]

3. Die Indianer Süd-Amerika's.

Die Indianer Südamerika's sind zum großen Theil viel verkommener als ihre Stammverwandten in Nordamerika. Die verschiedenen Stämme weisen untereinander nicht eine so deutliche Familienähnlichkeit auf und haben sich vor der anrückenden Cultur in unzugänglichen Gebieten zu halten gewußt. Letzteres ist der Grund, weshalb wir von manchen Stämmen nur eine sehr ungenügende Kenntniß haben. Heben wir einige der bekannteren heraus.

An der Nordküste wohnen die Kariben und ihre Verwandten in Guayana und auf den Kleinen Antillen, ein schönes, kräftiges und tapferes Volk, aber dabei rachsüchtig und räuberisch. Blutrache durch hinterlistiges Ueberfallen oder Vergiften ist sehr häufig. Anziehend durch Originalität und Reinlichkeit, sind sie sehr abstoßend durch ihren rohen Kannibalismus. Menschenfleisch gilt als der größte Leckerbissen.

Der höchste Gott hat bei den einzelnen Stämmen verschiedene Namen. Man bezeichnet ihn wohl als den, „welcher in der Nacht arbeitet". Er ist der Schöpfer der Welt und der Menschen. Die letzteren schuf er, indem er sich auf einen Baum setzte und Zweige abhieb, die er in Menschen verwandelte; ebenso machte er die Thiere. Der erste Mann fiel gleich nach seiner Schöpfung in Schlaf; als er erwachte, fand er an seiner Seite ein Weib. Später gingen alle Menschen in einer Flut zu Grunde. Nur ein Mann rettete sich in einem Kahn. Eine Ratte brachte ihm einen Maiskolben, zum Zeichen, daß die Flut sich verlaufen habe, worauf der Mann die Erde neu bevölkerte, indem er Steine hinter sich warf. Gott ist ein durchaus gutes Wesen, von dem kein Unglück und nichts Böses stammt; aber er ist so erhaben, daß er sich nicht um die einzelnen Menschen kümmern kann, sondern nur das Weltganze regiert[2].

Die Quelle aller Uebel sind die bösen Geister, deren einziges Vergnügen im Zufügen von Leid besteht. Während es nur einen guten

[1] Brinton, The Myths of the new World. p. 44.

[2] Waitz=Gerland a. a. O. III. S. 386. Hellwald, Naturgeschichte des Menschen. I. S. 426. Perty a. a. O. II. S. 114 ff.

Geist gibt, sind die bösen überaus zahlreich. Doch sind sie nach dem Glauben einiger Stämme unter einem Oberhaupte geeint. Ein stark ausgeprägter Dualismus zieht sich durch das ganze Leben und Denken der Kariben. So haben Weiber und Männer je ihre eigene Sprache und ihre eigenen Schutzgeister. Die Schutzgeister der Frauen heißen Tschemen, die der Männer Akambu. Jeder Mensch hat mehrere Seelen, von denen die Herzseele (Poye) nach dem Tode ein guter, die übrigen böse Geister werden. Die Geister pflanzen sich auch nach dem Tode noch fort.

Um die Geister zu versöhnen, opfert man ihnen Früchte, Tabak und Kassava (eine Wurzel), welche von den Geistern gegessen werden; wenigstens wird die Seele der Dinge von ihnen verzehrt. Die Opfer werden auf Tischen niedergelegt, welche offenbar die ersten Ansätze zu Altären bilden. Tempel dagegen gibt es so wenig wie bestimmte Festzeiten. Zu den vorzüglichen Cultusacten zählen die religiösen Tänze und das Fasten. Neben den Geistern wird auch der Mond verehrt, weniger die Sonne und die Sterne. Zur Zeit seiner Verfinsterung wird der Mond nach dem Glauben der Indianer von dem bösen Geiste Maboja angegriffen, der ihn vernichten will. Thiercult findet sich ebenfalls.

Das Zauberwesen ist selbstverständlich sehr ausgebildet. Jeder Zauberer hat seinen besondern Geist, alle Zauberer zusammen aber bilden eine geschlossene Kaste. Man hat geglaubt, die Kariben machten Fetische aus Baumwolle, Steinen u. s. w. Andere halten jedoch diese Gegenstände für bloße Amulette[1].

Nach dem Tode kommt die gute Seele ins Paradies, wo herrliche Gärten sind und viel schönere Wiesen als hier unten, und Ströme, in denen statt des Wassers Quicon (Bier) fließt. Auch die Wohnhäuser sind dort besser gebaut als auf Erden[2].

Die **Bewohner der Großen Antillen** waren schon zur Zeit der ersten Entdecker infolge der mörderischen Einfälle der Kariben dem Aussterben nahe. Die Spanier fanden auf den Inseln einen kindlichen, gutmüthigen Menschenstamm ohne jede Wildheit, der unter dem günstigen Klima ein träges, sorgloses Leben führte und auf eine sehr niedere Culturstufe herabgesunken war.

Daß diese Indianer **Religion** hatten, zeigte schon ihr Erstaunen über das Erscheinen der weißen Männer, die sie für Göttersöhne hielten. Ja, ihr Pantheon war sogar sehr reich. An der Spitze desselben stand

---

[1] Réville l. c. p. 340 ss. [2] Lüken a. a. O. S. 135.

Tonatiks, der Sonnengott, zu dessen Ehre Steinsäulen errichtet wurden. Die ganze Natur ist mit Geistern, Chemi, bevölkert; die Geister der Todten sind es, welche den Menschen im Schlafe beunruhigen. Sonne und Mond werden verehrt. Sie sind aus einer Höhle auf Haiti gekommen, und als Jakahuna und Jemao sind sie zugleich die Vorfahren der Haitier. Fetischähnliche Götzenbilder fanden sich in solcher Zahl, daß die Benediktiner auf Haiti allein 170 000 zerstörten. Nicht selten grub man auch das Bild des eigenen Schutzgeistes auf die Brust ein. Es finden sich Anfänge von Tempelbau. Auf Haiti war ein solcher, zu dem man wallfahrtete. Die Zauberer, welche Butio oder Bohito hießen, hatten an bestimmten Tagen den Geistern zu opfern. Doch aßen die Geister von den Opfern nur die Seele, das übrige verzehrten die Indianer selbst. Menschenopfer und Kannibalismus kamen nicht vor[1].

Die Indianerstämme Brasiliens sind erst nach harten Kämpfen zu ihren jetzigen Wohnsitzen gekommen. „Nachweisbar haben in früheren Jahrhunderten an der Ostküste Südamerika's wiederholt große Völkerbewegungen stattgefunden. Allmählich in der Hauptrichtung von Süden nach Norden vordringend, haben sich die südlichen Stämme siegreich ausgebreitet. An dem Stromgebiete des Rio Parana im Süden des südlichen Amerika setzte sich zu einer Epoche, die wir nicht einmal annäherungsweise bestimmen können, die Nation der Tupi in gewaltigen Strömen nach Norden in Bewegung. Sie dehnte sich vorzüglich längs der Küste aus, rieb die dortigen Indianerstämme auf oder drängte sie nach Norden oder trieb sie in die westlichen Gebirge. Wahrscheinlich dauerten diese Kämpfe durch Jahrhunderte, und das Vordringen der Tupi war ein stoßweises, durch heftigen Widerstand erschwertes."[2] Als die Portugiesen von der brasilianischen Küste Besitz nahmen, waren die Tupi bis zum 6.° nördlicher Breite vorgedrungen. Dort entstand ein heftiger Kampf mit den Tapuya, in welchem die Tupi schließlich Sieger blieben. Unter portugiesischer Herrschaft entbrannte der Kampf von neuem. Die Tapuya wurden in die Gebirge gedrängt und fristeten dort ein kümmerliches Dasein, dem wohl nur ihr allmähliches Aussterben ein Ende machen wird. Sie sind bekannter unter dem Namen Botokuden. Botoque ist ein portugiesisches Wort und heißt Faßspund. Die Bezeichnung rührt daher, weil die Indianer spundenartige Holzstücke in den Ohren und in der Unter-

---

[1] Réville l. c. I. p. 310 ss. Lüken a. a. O. S. 252.
[2] J. J. v. Tschudi, Reisen durch Süd-Amerika. II. Leipzig 1866. S. 256 f.

lippe tragen. Sie sind kräftige Gestalten mit rabenschwarzem Haar und schmutzigbrauner Haut, die sie mit grellen Farben zu bemalen pflegen. Häuser bauen sie nicht, sondern höchstens Hütten aus Baumblättern. Sie verschlingen mit Heißhunger alles Mögliche. Daß sie Menschenfresser sind, ist wahr; aber nur unersättlicher Hunger und Rache, nicht bloße Lust am Menschenfleisch treibt sie zum Kannibalismus.

Es ist nicht zu verwundern, daß Forscher, denen etwas daran liegt, religionslosen Völkern nachzuspüren, in den verkommenen Horden der brasilianischen Wälder geeignetes Beweismaterial für die Behauptung von der Nichtallgemeinheit des Gottesbegriffes gefunden zu haben glaubten. Wenige Reisende sind mit diesen Stämmen flüchtig bekannt geworden, und wenn diese wenigen bei denselben keinen Glauben an höhere Mächte entdeckt zu haben versichern, so ist es schwer, solche Aussagen auf ihren sachlichen Wahrheitsgehalt zu prüfen. Man hat in der That derartige Aussprüche angeführt und dieselben als gleichbedeutend mit positiven Zeugnissen für die Religionslosigkeit der brasilianischen Wilden genommen. Aber dieser Versuch ist entschieden mißglückt; denn dieselben Männer, auf welche man sich beruft, sehen sich zur Steuer der Wahrheit genöthigt, ihre Worte in einer Weise zu beschränken, daß damit die Behauptung von der vollständigen Abwesenheit jeder Religion von selbst hinfällig wird. Roskoff hat sich die Mühe genommen, das in Bezug auf jede angeführte Belegstelle im einzelnen nachzuweisen [1].

Gesetzt aber auch, einige Reisende hätten allgemeine Aussagen in dem angeführten Sinne gethan, so bemerkt Schütz-Holzhausen, der in Bezug auf die Brasilianer auch ein Wort mitreden kann: „Man weiß wenig von den religiösen Anschauungen jener Wilden. Jeder, der viel mit Indianern verkehrt hat, weiß, wie schwer es hält, das bei fast allen Wilden vorkommende Mißtrauen gegen die Weißen zu besiegen, und wird es gewiß mit mir lächerlich finden, wenn durchreisende Naturforscher ohne Kenntniß der Sprachen und ohne irgend welche Mittel, das Leben der Wilden näher beobachten zu können, ein apodiktisches Urtheil über deren Fähigkeiten und Anschauungen abgeben wollen." [2] Derselbe Forscher bezeugt dann, daß alle Indianer, die er kennen gelernt, an gute und böse Geister, sowie an ein Fortleben nach dem Tode glauben und besonders auch Sonne und Mond verehren. Die Weiber setzen ihre Kinder den Mondstrahlen aus, damit der Mond sie beschütze.

---

[1] Roskoff a. a. O. S. 67 ff.
[2] D. v. Schütz-Holzhausen, Der Amazonas. Freiburg 1883. S. 155.

Richtig scheint zu sein, daß die Botokuden und andere Stämme weit mehr von der Furcht vor den bösen Geistern getrieben werden, als vom Verlangen, den guten Gott, den sie Tupan nennen[1], zu verehren. Wenn bei den Botokuden der böse Geist die Hütten durcheilt, werden alle, die ihn erblicken, des Todes. Obschon er sich nicht lange aufhält, sterben doch nach seinem Besuche oft viele Menschen hin. Er pflegt auch Leichen zu verzehren. Deshalb macht man beim Grabe ein Feuer an, um den bösen Geist fernzuhalten. Andere Stämme legen Speisen beim Grabe nieder, damit der Geist diese anstatt des Leichnams genieße. Die Lebenden aber suchen sich durch Amulette und Hilfe der Zauberer zu schützen. Die Zauberer sind auch als Wahrsager und Aerzte thätig. Bei Krankheiten saugen sie an den schmerzhaften Theilen und spucken dann in eine Grube aus, um das ausgesogene Böse zu vergraben. Die Zauberer wollen bei Nacht im Walde die Stimme der Geister hören und theilen dann mit, was sie vernommen. Der Glaube an Seelenwanderung ist allgemein. Nach dem Tode fliegen die Seelen der Tapferen hinter die höchsten Berge zu ihren Vätern und führen da in angenehmen Gärten unter Tänzen und Vergnügen ein immerdauerndes Leben. Die Seelen der Unrühmlichen aber kommen zum bösen Geiste, um gequält zu werden[2].

Merkwürdig ist, daß man auch die Tupi-Indianer als religionslos hingestellt hat, obschon man sich doch über deren Ansichten leichter hätte unterrichten können; denn sie sind Indios mansos, d. h. seßhafte Stämme, im Gegensatze zu den Waldindianern. Der höchste Gott redet nach ihnen durch den Donner. Der Blitz ist der „Glanz Gottes". Gott hat den Menschen die Kunst der Bodencultur mitgetheilt. Sein Symbol ist ein Kopf mit einem Strahlenkragen. Er wird freilich nicht so viel verehrt als die übrigen Geister, denen häufig Opfer durch Vermittlung der Zauberer dargebracht werden[3].

Unter den Indianern der südamerikanischen Republiken sind die hochgebauten Guyakuru oder Lengua als Räuber sehr gefürchtet. Sie tragen nur einen Lendenschurz und tättowiren sich. Ihre Religion ist wenig bekannt. Doch weiß man, daß sie aus religiösen Rücksichten sich grausamen Torturen unterziehen. Auch ist eine Mythe unter ihnen verbreitet, durch welche sie ihre Räubereien entschuldigen wollen. Sie sagen: Gott versammelte im Anfange der Zeiten die Völker und gab jedem

[1] Waitz-Gerland a. a. O. III. S. 447. Réville l. c. I. p. 372.
[2] Roskoff a. a. O. [3] Réville l. c. I. p. 357 ss.

Volk ein Geschenk, dem einen die Jagd, dem andern den Fischfang, dem dritten den Ackerbau u. s. w. Die Guyakuru wurden vergessen. Sie beklagten sich darüber und erhielten zur Antwort, sie sollten ein Recht auf alles haben, was die übrigen bekommen hätten; daher nehmen sie sich's jetzt [1].

Die stammverwandten Abiponen tödten alle Kinder außer zwei in jeder Familie. Sie wollen dadurch das Heiraten unter Blutsverwandten verhindern, was sie für eines der schändlichsten Dinge halten. Im Gegensatze zu den Guyakuru gehen sie vollständig bedeckt, halten sogar auf zierliche Kleidung. Sie verehren außer Geistern auch Gestirne, besonders die Plejaden, welche sie für ihre Vorfahren halten. Den Geist Keebet oder Ahanaigichi, welcher der oberste böse Geist sein soll, betrachten sie zugleich als ihren Großvater und die Zauberer als seine Dolmetscher. Wer Zauberer werden will, muß sich durch lange Bußübungen auf diesen Stand vorbereiten, erhält dann aber auch die Kraft und das Recht, sich in Thiere zu verwandeln, Krankheit und Tod anzuzaubern oder wegzuzaubern, über Hagel und Ungewitter zu verfügen, alles zu wissen, was an entfernten Orten oder in zukünftigen Zeiten geschieht, Verkehr mit den Geistern zu haben, kurz, die außerordentlichsten Dinge zu können und nach dem Tode als Wesen höhern Ranges verehrt zu werden. Unter den religiösen Festen ist eines der bedeutendsten die Feier der Wiederkehr des Siebengestirnes. Sobald dieses im Mai sich zeigt, wird es als Ahnherr des Volkes mit großem Jubel begrüßt und die Nacht hindurch mit Sang und Tanz und Gelage gefeiert, wobei großer Anstand beobachtet wird. Den Todten wird alles zu den Bedürfnissen des Lebens Gehörende ans Grab gegeben, damit sie an nichts Mangel leiden [2].

Die Pampas-Indianer, die zu den dunkelfarbigsten gehören, sind als freie, kühne, herumziehende Stämme ihren Nachbarn sehr unangenehm; aber, schreibt Tschudi: „An eine Unterdrückung der Indianer oder an Eingrenzen in ein bestimmtes Gebiet ist vorderhand nicht zu denken; denn wenn sie, was bei drohender Gefahr fast immer der Fall ist, fest untereinander zusammenhalten, so können die Pampas-Indianer 12—15 000 kampfgeübte Krieger ins Feld stellen, eine Macht, der die gesammte argentinische Armee trotz ihrer Ueberlegenheit an Waffen und Taktik nicht gewachsen ist." [3] Deshalb suchte man sie lieber durch friedliche

---

[1] Réville l. c. I. p. 383.

[2] Roskoff a. a. O. S. 72 ff. Réville l. c. I. p. 385 ss.

[3] Tschudi, Reisen durch Süd-Amerika. IV. Leipzig 1868. S. 253.

Mittel zu beruhigen, sogar durch Entrichtung von Tribut. Wie die Indianer auf ihren Pferden leben, so leben sie auch von denselben; denn Stutenfleisch ist ihre hauptsächlichste Nahrung.

Das Hauptvolk, welches die Pampas bewohnt, sind die Pueltschen; die anderen Stämme sind beinahe ausgestorben. Ihre Religion ist Cult der Sonne, der zu Ehren sie zu bestimmten Zeiten Tänze aufführen. Sie bringen ihr auch Opfer von Pflanzen und Thierblut. Hauptsächlich verehren sie den bösen Geist, Gualichu oder Arraken, dem sie Gaben an die Bäume hinhängen. Eigentlich ist Gualichu die allgemeine Bezeichnung für alle bösen Geister, ähnlich wie unser „Teufel". Da die Krankheiten der Menschen durch Zauberei entstehen, so ist es Aufgabe des Machi oder Wahrsagers, den Grund derselben zu entdecken[1].

Daß die Religion der Patagonier sehr ähnlich ist, versteht sich bei der engen Verwandtschaft fast von selbst. Der einheimische Name des Volkes, welches hauptsächlich Patagonien bewohnt, ist Tehueltschen oder Tsoneka. Diese theilen sich zwar in verschiedene Stämme, haben aber alle die gleiche Sprache und die gleichen Sitten. Ihre Religion unterscheidet sich von jener der Pueltschen hauptsächlich durch die Abwesenheit des Sonnendienstes. Den Neumond dagegen pflegen sie durch Begrüßungen zu ehren. Sie glauben an einen großen guten Geist, welcher die Indianer und die Thiere schuf und sie vom „Gotteshügel" aus, wie sie eine große Düne nennen, ins Land hinaussandte. Der Name dieses höchsten Gottes ist Achemet-Kanet, sein Wohnsitz der Himmel; er kümmert sich aber nicht viel um die Menschen. Deshalb kümmern sich auch die Patagonier weniger um ihn als um die bösen Geister, die man auf alle Weise abzuhalten sucht, ihre Lust am Schadenzufügen zu befriedigen. Der höchste böse Geist ist Kamalasque oder Wallichu (Gualichu), der in der Erde wohnt. Er ist eigentlich nicht wesenhaft bös, sondern nach Laune bald hold bald übel gesinnt. Ihm ist ein gewisser Baum heilig, dessen Zweige immer voll Opfergaben hängen. Man macht auch Bilder von ihm, die man sehr geheim hält, damit kein Feind sie zu böser Magie mißbrauche. Vor diesen Familiengötzen pflegt man Zauberformeln herzusagen und mit einer Klapper zu lärmen. Die bösen Geister sind sehr zahlreich. Felsen, Flüsse und Wälder haben alle ihre besonderen Wallichu. Deshalb legt der Indianer beim Vorübergehen zum Zeichen der Begrüßung die Hand an den Kopf. Daß Taschenuhren, Kompasse und derlei auffallende Gegenstände als von

[1] Réville l. c. I. p. 389 s.

Geistern bewohnt erklärt werden, ist natürlich. Gegen die Tücke der bösen Geister müssen hauptsächlich die Medicinmänner helfen; Pferdeopfer sind ebenfalls ein gutes Mittel zu diesem Zweck. Das Amt der Zauberer ist nicht erblich. Alle wunderlichen, altklugen Kinder sind von Natur zum Medicinmann bestimmt. Die Zauberer treiben Handel mit Medicinsäckchen, deren Inhalt sie sorgfältig geheimhalten. Sie gelten auch als Wahrsager, setzen sich aber bei diesem Geschäft der Gefahr aus, für falsche Prophezeiungen mit dem Tode bestraft zu werden. Nach dem Tode kehren alle Menschen nach dem Orte zurück, woher sie ursprünglich gekommen, und können dort essen und trinken, soviel sie wünschen. Die Meistbegünstigten gehen zu den Sternen, welche früher Häuptlinge waren [1].

Zu den armseligsten, kleinsten und am meisten heruntergekommenen Indianern gehören die Feuerländer, welche vielleicht die elendesten Vertreter der Menschheit auf dem ungünstigsten Boden darstellen. „Die Feuerländer", sagt Ranke, „befinden sich, wie die Eskimo, noch heutzutags in der Culturperiode der Steinzeit. Der Hund ist ihr einziges Hausthier. Ihre Geräthe und Waffen stimmen mit den aus der vorgeschichtlichen Steinzeit Europa's bekannten in auffallender Weise überein." [2] Ihr Dasein ist ein beständiger Kampf gegen das Verhungern. Unstät schweifen sie umher und bauen höchstens elende Hütten. Meistens halten sie sich in ausgehöhlten Baumstämmen auf dem Wasser auf. Der Umstand, daß in diesen Kähnen fast immer ein Feuer brennt, gab Veranlassung zur Benennung des Landes. Auch die Bezeichnung Pescheräh ist nicht der eigentliche Name des Volkes; vielmehr pflegten sie mit diesem Worte, welches „Freund" bedeutet, die Fremden anzureden und wurden infolge dessen selbst so genannt. Der einheimische Name ist Yokanha. Ueber ihre Religion wie über das Volk im allgemeinen ist nicht viel bekannt. Verbürgt ist, daß wenigstens jeder Stamm einen Zauberer hat, und daß sie an Geister glauben, welche sie durch Blasen zu verjagen suchen; sie blicken dabei zum Himmel und sagen: Ara Ira! Sie glauben, daß Frevelthaten durch viel Regen, Schnee und Sturm bestraft werden. Es geht nämlich ein schwarzer Mann in den Bergen herum, der alles hört und sieht, was die Menschen thun, und nach ihrem Betragen das Wetter einrichtet. Wenn man von der Sonne sagt, sie scheine zu heiß, so wird

---

[1] Unter den Patagoniern. Von G. Ch. Musters. Uebersetzt von J. E. A. Martin. Jena 1873. S. 192 ff. Réville l. c. I. p. 393 ss.

[2] Ranke, Der Mensch. II. S. 321.

sie bös, verbirgt sich und läßt kalte Winde wehen... Man hat überhaupt vielerlei religiöse Gebräuche bei ihnen beobachtet, deren Sinn aber meistens unklar ist. Jedenfalls deuten manche Gebräuche auf die Furcht vor strafendem Eingreifen höherer Mächte, so gewisse Speise- und Enthaltsamkeitsregeln. Die Feuerländer als Atheisten auszugeben, war sehr übereilt von Reisenden, die kaum mit ihnen zusammengekommen waren und gar keine Gelegenheit hatten, sie eingehender zu beobachten [1]. Eine höchst merkwürdige Erscheinung, die das Erstaunen aller Beobachter erregt hat, ist die auffallende Uebereinstimmung der feuerländischen Todtengebräuche mit denen der übrigen Amerikaner. Auch Ratzel macht auf diese „Gleichmäßigkeit der Trauergebräuche durch ganz Amerika" aufmerksam und bemerkt, dieselbe zeige sich am greifbarsten in ihrem fast unveränderten Auftreten gerade bei den Feuerländern, dem im größten Elende und gleichzeitig am entferntesten von allen Amerikanern wohnenden Stamme. „Wir finden dort", sagt er, „alle Grundzüge beisammen: das Todtengeheul, das Ausraufen der Haare, die Verwundung mit scharfen Muscheln, das Bemalen des Gesichtes in streng vorgeschriebener Weise, die Beisetzung in zusammengebückter, durch Umwindung mit Schnüren festgehaltener Gestalt, die Zerstörung der Hütte, wo der Tod eintrat." [2]

4. Die Bewohner von Mexico und Central-Amerika.

Die Bewohner, welche die ersten Eroberer in Mexico vorfanden, sind in mehr denn einer Beziehung höchst interessant. Sie stehen in der Mitte zwischen Naturvölkern und Culturvölkern und haben die Nachwelt durch wirklich großartige Werke der Kunst in Erstaunen gesetzt. Wie diese hohe Civilisation zu erklären ist bei einem Volke, das nicht einmal den Gebrauch des Eisens kannte und in mancher Beziehung tief in Barbarei versunken war, ist ein ungelöstes Räthsel. Viele denken an den Einfluß fremder, in unbekannter Zeit eingewanderter Völker. Aber der Umstand, daß bald Aegypter, bald Inder, bald Chaldäer die Cultur nach Mexico gebracht haben sollen, scheint anderen ein genügender Beweis, daß die ganze Erklärungsweise falsch ist und daß man durch die Aehnlichkeit einzelner Gebräuche sich zu einem allgemeinen Schluß hat verleiten lassen, ohne die vielen Verschiedenheiten zu bedenken, die einer solchen

---

[1] Roskoff a. a. O. S. 49 ff. Hellwald a. a. O. I. S. 466 ff. Ratzel a. a. O. II. S. 677 f.

[2] Ratzel a. a. O. II. S. 703.

Erklärung im Wege stehen[1]. Am meisten Wahrscheinlichkeit hat noch der Hinweis auf die Chinesen für sich, da diese nach alten Berichten bereits im 5. Jahrhundert n. Chr. (458) buddhistische Mönche nach Mexico entsandt haben wollen. Diese Behauptung kann nicht ganz grundlos sein; denn aus einer Zeit, in welcher die Europäer Amerika noch nicht entdeckt hatten, haben die Chinesen Beschreibungen eines jenseits des Meeres gelegenen Landes geliefert, die nur auf Mexico zu passen scheinen und alles, was in diesem Lande einem Sohne des Mittelreiches auffallen mußte, sehr deutlich schildern. Auch nach einer mexicanischen Tradition kam Wi-schi-pecocha über das Meer und führte eine Religion ein. In diesem Namen will man den chinesischen Bikschu (Mönch) Hui-Schan wiedererkennen. Die mexicanische Bezeichnung für Tempeldiener, Tlama, soll das tibetanische Lama sein. Diese Andeutungen mögen hier genügen, da ja ohnehin noch so gut wie nichts mit Sicherheit festgestellt ist.

Den Namen Mexico erklären einige als Mexitlico = Ort des (Kriegsgottes) Mexitli, andere als eine Zusammenziehung aus Metl-ixuitl-co = Agave-Pflanzen-Ort. Mexico war kein einheitlicher Staat, sondern in viele kleinere Reiche getheilt. Ebenso trägt die Religion keinen einheitlichen Grundcharakter, sondern stellt sich als eine unorganische Verbindung oft sehr widersprechender Bestandtheile dar. Der Grund liegt darin, daß nacheinander verschiedene Völker: Tolteken, Ochidchimeken, Acolhua, Tepaneken u. a. das Land innehatten, welche alle im 13. Jahrhundert n. Chr. dem Hauptvolk der Azteken Platz machten, bezw. mit demselben verschmolzen. Die Tolteken wurden jedoch von den nachrückenden Völkern nur politisch unterjocht, zwangen aber den Besiegern ihre eigene Cultur auf, so daß die zuletzt erscheinenden Azteken die Erben der Bildung aller vorhergegangenen Völker wurden und dieselbe nur vollständiger entwickelten. Zur Entstehung jener Religion, welche die Spanier in Mexico vorfanden, haben all diese Völker das Ihrige beigetragen. Daher finden wir ein wunderbares Gemisch der erhabensten und der greulichsten Vorstellungen, und jede Systematisirung der Götter, deren Zahl auf 2000 angegeben wird, ist von vornherein ein Ding der Unmöglichkeit. Nur die Hauptzüge der Religion können wir hier hervorheben.

„Die Azteken anerkannten das Dasein eines höchsten Schöpfers und Herrn der Welt. Sie redeten ihn in ihren Gebeten an als ‚Gott, durch den wir leben‘, ‚Allgegenwärtiger, der du alle Gedanken

[1] Vgl. Peschel, Völkerkunde. S. 440 ff.

kennst und alle Gaben schenkst', ‚ohne den der Mensch nichts ist' . . . Diese hohen Attribute deuten auf einen nicht unwürdigen Gottesbegriff hin. Aber die Idee der Einheit . . . war entweder zu einfach oder zu großartig für ihre Auffassung; darum nahmen sie ihre Zuflucht zu einer Menge von Göttern, welche den Elementen, den Jahreszeiten, den Beschäftigungen der Menschen vorstehen." [1]

Die älteste und allgemein gebrauchte Gottesbezeichnung war Teotl. Tl dient zur Substantivbildung, so daß Teo der Stamm des Wortes ist. Auf den Gleichklang dieses Wortes mit θεός und deus hat man die Behauptung zu stützen gewagt, daß die Mexicaner mit den Indogermanen die Gottesbezeichnung gemeinsam gehabt hätten; jedenfalls eine etwas kühne Vermuthung. Teo bedeutet, soviel man weiß, „himmlisch", würde sich also dem Sinne nach an den Gottesnamen der altaischen und ostasiatischen Völker anschließen. Andere Namen, wie Tloque Nahuaque, Ipalnemoani u. s. w. waren einfache Beiwörter Teotls. Man hat alle diese Namen auf die Sonne beziehen und so die ursprüngliche Religion der Mexicaner als einen animistischen Naturcult darstellen wollen [2]. Das geht aber nicht an; denn Teotl oder Tloque Nahuaque wird in den Gebeten der Priester als unsichtbar und unberührbar wie Nacht und Luft bezeichnet, er ist die Seele der Welt, selbst ungeschaffen, ewig jung und allmächtig. Seine Sinnbilder (Feuer, Fluß, Pfeile, Schlange) bezeichnen ihn als Schöpfer der vier Elemente. Er schickt Krankheiten, Dürre und Hungersnoth zur Strafe für die Sünden, vergibt aber auch dem Reuigen, der sich mit der Bitte um Verzeihung an ihn wendet. Darum wurde an seinen Festen allgemeine Buße gethan [3].

Wie die alten Mexicaner Gott und sein Verhältniß zur Welt auffaßten, ergibt sich aus einer Reihe von Gebeten und Reden, welche von weisen Männern der Vorzeit herstammen sollen. So spricht der König zu Gott: „Wer bin ich, daß du mich aus dem Staube hervorgezogen und unter deine Geliebten und Erwählten gestellt hast! Es ist nicht mein Verdienst, daß du mir diese Gnade erweisen wolltest. Da es aber dein Wille ist, so geschehe dein Wort!" In einem andern Gebete heißt es: „Dein Auge durchdringt Stein und Holz; die Menschen sind

[1] History of the Conquest of Mexico. By W. H. Prescott. London 1863. I. p. 31.

[2] Réville, Les Religions du Mexique de l'Amérique central et du Pérou. Paris 1885. p. 44 ss.

[3] Waitz-Gerland a. a. O. IV. S. 140 f.

dir ein Schauspiel, über das du lachst und an dem du dich freuest." Wiederum: „Wir sind vor dir ein wenig Rauch und Nebel, der aus der Erde aufsteigt. Unsere Wege und Werke stehen nicht sowohl in unserer Hand, als in der Hand dessen, der uns bewegt, durch dessen Kraft wir leben, von dessen Willen wir abhängen."[1] Bei dem Bade des neugeborenen Kindes sprach die Hebamme: „Möchte doch der unsichtbare Gott sich herablassen, dich von aller Sünde und Ungerechtigkeit zu reinigen und von allem Unglück zu befreien. Gott stehe dir in den vielen Widerwärtigkeiten bei, die deiner warten."[2]

Doch im Laufe der Zeiten hatte sich der das ganze Heidenthum beherrschende Niedergang der Religion auch in Mexico geltend gemacht. Die Naturmächte, vor allem die Sonne, wurden verehrt, ja letztere nicht selten einfachhin als Teotl bezeichnet; jedoch waren ihr keine besonderen Tempel geweiht[3]. Der Aufgang der Sonne wurde jeden Morgen gefeiert, und viermal des Tages und viermal des Nachts wurden ihr von den Priestern Huldigungen dargebracht. Die Mexicaner nannten sich „Söhne der Sonne".

Unter den übrigen Göttern müssen drei als die vorzüglichsten hervorgehoben werden[4].

Tezcatlipoca ist ein Gott, den die Azteken ins Land brachten. Da er bei ihnen als der höchste Gott galt, so wurde er mit dem toltekischen Teotl identificirt, ohne daß jedoch die Ueberzeugung ganz verloren ging, das Wort sei von außen eingeführt. Er gilt als der höchste Ordner der Welt und Gesetzgeber der Menschen. Er wird abgebildet mit einem goldenen Spiegel in der Hand, in welchem er alle Thaten der Menschen sieht: daher sein Name, welcher „glänzender Spiegel" bedeutet. Sein Haar ist geflochten und mit einem goldenen Netze umhüllt. An dem Netze hängt ein Ohr und viele Zungen, die sich zu dem Ohre hinzubewegen scheinen. Das sind die Gebete der Menschen. Tezcatlipoca kann kurz als Gott der strengsten Gerechtigkeit bezeichnet werden. Er hatte Tempel in ganz Mexico[5].

Quetzalcoatl, d. h. „gefiederte Schlange", scheint ein vergötterter Mensch zu sein. Wenigstens war er nach der einheimischen Mythe Priester und Gesetzgeber gewesen, wurde aber von Tezcatlipoca zum Auswandern

[1] Waitz-Gerland a. a. O. S. 136 ff.
[2] Perty a. a. O. II. S. 139. [3] Réville l. c. p. 54.
[4] Chantepie de la Saussaye a. a. O. I. S. 195 f.
[5] Réville l. c. p. 69.

gezwungen und verschwand an der Meeresküste in der Nähe von Coazacoalca [1]. Vielleicht wegen dieses geheimnißvollen Verschwindens wurde er zum Gotte der Luft gemacht, und seine Anhänger hofften, er werde dereinst zurückkehren. Als daher die spanischen Schiffe an der Küste erschienen, tauchte die Vermuthung auf, es sei Quetzalcoatl, der seinen Tempel auf dem Rücken heimbringe, die weißen Männer aber seien seine Söhne. Dscholula, das den Gott als seinen Gründer betrachtete, war der Hauptort seines Cultus und soll viele hundert Tempel gehabt haben. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß Quetzalcoatl der erste Mensch ist; denn die Mexicaner lassen unter ihm paradiesische Zustände existiren, sagen, daß er keine blutigen Opfer dargebracht, sondern nur von den Früchten des Feldes geopfert habe, daß er von Tezcatlipoca einen Trank erhalten habe, der ihm Unsterblichkeit geben sollte, der ihn aber thatsächlich aus dem Lande vertrieben habe, und daß dereinst mit ihm das goldene Zeitalter zurückkehren werde [2]. Beim ersten Menschen würde sich seine Beziehung zur Schlange leicht erklären.

Der jüngste der Hauptgötter war Huitzilopochtli (Vitzliputzli), d. h. „Kolibri-Gott". So heißt er, weil der Kolibri als ein kühner, kriegerischer Vogel galt und darum Sinnbild des Kriegsgottes war. Obschon er einer der jüngsten Götter war, drängte er doch durch sein wachsendes Ansehen bald die übrigen zurück; denn ihm glaubten die Azteken die Eroberung des Landes zu verdanken. Als Anführer des Stammes der Mezitzi hieß er auch Mexitli. Ebenso scheint Maltetco mit ihm identisch zu sein. Er wurde durch einen Koloß im Pyramidentempel in Mexico versinnbildet. Weil er aber, um den Heereszügen vorangetragen werden zu können, auch in kleiner Gestalt abgebildet wurde, so setzte man neben den Koloß noch ein kleines Bild desselben Gottes. Dieses Bild hieß Painalton, „der kleine Schnelle", oder Huitziton, „der kleine Kolibri". Nach einer Legende war die Mutter dieses Gottes die Göttin des Frühlings oder der Blumen [3]. Huitzilopochtli ist nicht mit Unrecht als der Baal (Moloch) der Azteken bezeichnet worden; denn sein charakteristisches Merkmal war sein Durst nach Menschenblut. Nahe an 140 000 Schädel waren bei einem einzigen Tempel aufgeschichtet, und die Zahl der Menschenopfer, die jedes Jahr fielen, hat man auf mindestens 20 000 geschätzt [4]. In

[1] Brinton, The Myths of the new World. p. 179.

[2] Lüken a. a. O. S. 75. 130 f. 145.

[3] Réville l. c. p. 54 ss.

[4] Waitz-Gerland a. a. O. IV. S. 157.

der frühern Zeit war die Menschenschlächterei selten; gegen Ende des Reiches dagegen hatte dieselbe in erschreckendem Maße zugenommen. Die Hauptfeste des Gottes waren im Mai, Juli und beim Wintersolstitium. Bei dem letzten Feste wurde ein aus Kuchen geformtes Götzenbild vom Priester mit einem goldenen Pfeile durchbohrt und dann in Stücken zum Essen vertheilt, wohl als Sinnbild, daß Huitzilopochtli die den Azteken feindlichen Mächte bezwingt.

Ein anderer wichtiger Gott war der einäugige Tlaloc, „der Ernährer", ein Gott der Fruchtbarkeit. Er wohnt in den Bergen, von wo er den Regen schickt, und ist Herr über Blitz und Donner. Die häufigen Wassernöthen, denen Mexico ausgesetzt war, haben unstreitig viel zu der großen Verehrung dieses Gottes beigetragen. Er hatte eine Frau, Tlasolteotl, die Göttin der Liebe, und viele Nachkommen. Von allen Opfern liebte er am meisten Menschenopfer, besonders die unschuldigen Kinder. Gegen Krankheit brachte der Priester des Tlaloc ein Kuchenbild des Götzen, opferte erst vor demselben und gab dann von dem Bilde dem Kranken zu essen. Tlaloc hatte das Unglück, daß ihm seine Frau von Tezcatlipoca gestohlen wurde; in solchen Dingen waren die mexicanischen Götter um kein Haar besser, als die griechischen Olympier.

Centeotl, die Göttin des Ackerbaues, hatte den Beinamen Tocitzin, „unsere ehrwürdige Großmutter". An ihrem Feste wurde ihr ein Weib unter schauerlichen Gebräuchen geopfert. Wenn man sie nicht genug ehrte, sandte sie Hagelschlag. Xiuchtecutl ist ein Feuergott, Mixcoatl ein Jagdgott, Anacotl Gott der Freude. Doch es ist nicht möglich, all die Namen einzeln aufzuzählen[1]. Neben den eigentlichen Göttern, die alle schon recht grausame Wesen waren, glaubte man an eine Menge Quälgeister, die hauptsächlich Trockenheit verursachten.

Außerdem gab es noch Hausgötzen und Fetische. Je vornehmer jemand war, desto mehr Götzen durfte er haben. In allen Stadtvierteln und Straßen, in allen Häusern, bei Thüren und Schlafstätten waren Idole aufgestellt. Kostbares Metall wie werthloser Lehm mußten den Stoff liefern; Menschen- und Thierfiguren standen nebeneinander; Kunstwerke wechselten mit scheußlichen Fratzen[2].

Der Zahl der Götterbilder entsprach die Häufigkeit der Opfer und Gebete. Vor dem Genuß von Speise und Trank wurde immer etwas auf den Rand des Herdes oder auf den Hausaltar niedergelegt, jede

[1] Réville l. c. p. 83 ss. [2] Waitz-Gerland a. a. O. IV. S. 148.

wichtige Handlung wurde mit Opfern eingeleitet, die Religion durchtränkte das ganze Leben. Kleider, Mais, Bohnen, Blumen, Wein, Harz und anderes mehr wurde den Göttern zum Geschenke gemacht. Ja, das Opfer des eigenen Lebens zu bringen war man unter Umständen verpflichtet und erbötig.

Die Hauptcultusstätte war Mexico. Dort befand sich das große Teocalli, ein pyramidenförmiger Altar mit vielen Stockwerken, auf dessen Plattform das Blut zahlloser Kriegsgefangenen floß [1]. Das Bauwerk war 125 m lang, 100 m breit und von zahlreichen anderen Gebäuden umgeben. Noch größer war die Opferstätte in Tezcuco; die Zahl der kleineren Cultusstätten war Legion, und alle waren reich mit Grundbesitz ausgestattet. Nur Quetzalcoatl hatte eigentliche Tempel, wurde also nicht wie die anderen Götter unter offenem Himmel verehrt, weil sein Cult mehr bloß geduldet war. Jede Gottheit hatte ihre eigenen Priester. Der oberste Priester des Huitzilopochtli war das Haupt aller. Da der Cult beinahe Tag und Nacht ununterbrochen währte, so war eine große Anzahl Priester erforderlich. Ueberdies hatten reiche Familien ihre eigenen Priester.

Es gab Klöster, welche zum Zweck hatten, die Jugend in der Gottesverehrung zu unterrichten; der Besuch des Unterrichtes unterlag einem gewissen Zwang. Außer den Mönchen, welche unterrichteten, gab es andere, welche zum besondern Dienst der verschiedenen Götter bestimmt waren, und wieder andere, welche bettelnd im Lande herumzogen oder als Einsiedler lebten. Für die Nonnen galt das Gelübde der Keuschheit nur bis zum 15. Jahre, dann konnten sie heiraten [2].

Die Mexicaner hatten also nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch Religion; sie wünschten, auch um die größten Opfer, die Gunst der Gottheit zu erlangen als Unterpfand des Wohlergehens in diesem Leben und des Glückes im Jenseits. Denn sie glaubten durchaus nicht, daß mit dem Tode alles zu Ende sei. Vielmehr kamen die Seelen aller, welche auf eine besonders rühmliche Weise starben, zum „Hause der Sonne", zum „Herrn der Glorie", wo sie ein glückliches Leben mit Freude und Tanz führen. Andere gingen zum Paradiese Tlalocs, das zwar minder herrlich, aber doch immerhin ein lieblicher Aufenthaltsort war. Die Bösen kamen in die Unterwelt zu Mitclan und dessen Frau Mitclanciuatl, welche böse Geister waren [3].

---

[1] Der Opferritus war ein äußerst grausamer. Vgl. Schneider, Die Naturvölker. I. S. 146. [2] Réville l. c. p. 119 ss.

[3] Prescott l. c. p. 33. Lüken a. a. O. S. 478.

Mit dem Sinken der Religion war auch eine Verwilderung der Sitten Hand in Hand gegangen. Kam man doch selbst so weit, die dargebrachten Menschenopfer theilweise zu verzehren. Da wollte in der Mitte des 15. Jahrhunderts der edle König Tezcuco Netzahualcoyotl die Religion zu ihrer frühern Einfachheit und Reinheit zurückführen. Er erklärte, Sonne und Mond seien keine göttlichen Wesen; dem „unbekannten Gott und Schöpfer", zu dem er betete, baute er eine Tempelpyramide mit einem Thurm von neun Stockwerken. Kein Götzenbild stand in demselben, weil dieses dem unsichtbaren Gotte widerstrebe. Das Dach des Tempels war mit Sternen verziert; nur Blumen und Wohlgerüche, keine blutigen Opfer durften dargebracht werden. Allein die Verkommenheit des Volkes war stärker als der gute Wille des Königs. Die blutigen Götzen mit ihren Greueln behielten die Oberhand, bis die Spanier kamen und das ganze Heidenthum ausrotteten. Doch bewahrte auch inmitten der Verkommenheit das Volk die Erinnerung, daß im Anfange der Zeiten die Religion reiner und milder gewesen sei, und daß sie nach der Rückkehr Quetzalcoatls wieder so sein werde.

Westlich von Mexico, in Midschoakan, wohnten die Tarasko, welche auf einer viel niedrigern Culturstufe standen. Ihr Hauptgott hieß Curicanari und war eine Sonnen= oder Feuer=Gottheit, seine Gemahlin Xaratanga wahrscheinlich Mondgöttin. Manovapa oder Taras war Jagdgott, Coaltzin Erd= oder Schlangengott, Surit Weissagegott. Zur Zeit der Dürre wurde ein Mädchen geopfert; auch sonst fanden Menschenopfer statt, wobei die Priester die Herzen der Geopferten aßen.

In der kleinen Republik Tlascala herrschte die wenig veränderte aztekische Religion, doch ohne die greulichen Menschenopfer.

Ein interessantes Volk sind die Maya auf der Halbinsel Yucatan. Einen wie hohen Grad der Bildung dieselben erreicht hatten, bezeugen die zahlreichen Städtetrümmer, von denen z. B. die Ruinen von Uxmal einen Umfang von 3 Meilen haben. In Bezug auf Architektonik und Sculptur stehen diese Ruinen den berühmtesten Trümmerstätten der alten Welt würdig zur Seite. Die Hauptgottheiten waren Hunab Ku, „der einzige Gott", der auch „Mund und Auge der Sonne" genannt wurde, seine Gemahlin Ixazaluoh und ihr Sohn Zamma, letzterer der Begründer des Staates und Lehrer aller Künste. Weiter existirten noch zahlreiche andere Götter von unbekannter Bedeutung, verflochten in eine reich entwickelte Mythologie. Hausgötzen wurden ganz in derselben Weise gehalten wie in Mexico. Auf der heiligen Insel Cozumel stand ein großer Tempel

mit einem riesigen Götzenbild und einem Orakel. Der Gott, welcher Cuculcan hieß, entsprach durchaus dem Quetzalcoatl. Menschenopfer kamen zwar vor, aber nicht so häufig wie in Mexico; doch wurden auch hier die Geopferten zum Theil gegessen. Die „Sonnenjungfrauen", d. h. eine Art Vestalinnen, verpflichteten sich zu ihrem Amt nur für eine bestimmte Zeit[1].

Ein ehemals hochcultivirtes Volk, das aber zur Zeit der Eroberung bereits von seiner Höhe wieder heruntergekommen war, waren die Quiche in Guatemala und Honduras. Nicht nur bauliche, sondern auch schriftliche Denkmäler reden hier von einer reichen Vergangenheit. Abbé Brasseur de Bourbourg hat die Ruinenstädte besucht und das „Popol Vuh", ein aus dem über die alte Literatur Mittelamerika's hereingebrochenen Verderben gerettetes Buch, dem europäischen Publikum zugänglich gemacht[2]. Das in Hieroglyphen[3] geschriebene Werk ist eine Zusammenstellung der Ueberlieferungen, welche von der Geschichte, der Religion und den Gebräuchen der Nation bekannt waren, also nicht eigentlich ein heiliges Buch. Doch ist manches über die religiösen Anschauungen in demselben enthalten. M. Müller gibt folgenden Auszug aus dem Anfange des Buches:

„Die Quiche-Handschrift beginnt mit einem Bericht über die Schöpfung. Wenn wir ihn in der wörtlichen Uebersetzung des Abbé Brasseur de Bourbourg mit all den seltsamen Namen göttlicher und menschlicher Wesen, welche als Theilnehmer in derselben auftreten, lesen, so hinterläßt er keinen sehr klaren Eindruck in unserer Erinnerung. Doch wenn wir ihn wieder und wieder lesen, treten einige Gestalten deutlicher hervor und überzeugen uns, daß sein Fundament einige gute Gedanken in sich birgt, und daß diese später von einem Nachwuchs phantastischen Unsinns bedeckt und entstellt wurden. Für den Augenblick lassen wir daher lieber alle Eigennamen aus, da sie nur das Gedächtniß verwirren und selbst für den Gelehrten keinen deutlichen Sinn haben. Es wird lang fortgesetzten Studiums bedürfen, ehe die Frage endgiltig entschieden werden kann, ob die in so reichlicher Weise der Gottheit gegebenen Namen als Namen so vieler verschiedener Persönlichkeiten oder als Namen verschiedener Manifestationen einer und derselben Macht anzusehen sind. Sie sind auf jeden Fall für uns bedeutungslos, solange wir keine bestimmteren Begriffe, als es uns bis

---

[1] Réville l. c. p. 222 ss.

[2] Popol Vuh, le Livre Sacré et les Mythes de l'Antiquité Américaine avec les Livres Héroiques et Historiques des Quichés. Paris 1861.

[3] Eine Abbildung mittelamerikanischer Hieroglyphen bei Platz, Der Mensch, S. 357.

jetzt die Materialien ermöglichen, mit so unharmonischen Tönen als Tzakal, Bitol, Alom, Qaholom, Hun-Ahpu-Vuch, Gucumatz, Quax-Cho u. dgl. m. verknüpfen können. Die ihnen zugeschriebenen Bedeutungen sind in einigen Fällen sehr passend, wie z. B. der Schöpfer, der Bildner, der Erzeuger, der Beleber, der Herrscher, der Herr der grünen Kugelfläche, der Herr der himmlischen Oberfläche, das Herz des Himmels; in anderen Fällen können wir den ursprünglichen Sinn der Namen nicht ergründen, wenn uns derartige begegnen, wie: die befiederte Schlange, der weiße Eber, le tireur de sarbacane au sarigue u. dgl. m., sie klingen für unsere Ohren einfach sinnlos. Nun gut, die Quiche glaubten an eine Zeit, in der alles, was sich im Himmel und auf Erden findet, gebildet wurde. Alles war damals in der Schwebe, alles ruhig und still, alles unbeweglich, alles friedlich, und der weite Himmelsraum war leer. Es existirte kein Mensch, kein Thier, kein Ufer, kein Baum, nur der Himmel bestand. Die Oberfläche der Erde konnte man nicht sehen, es war nur vorhanden die stille, ausgebreitete See und über ihr der Himmel. Göttliche Wesen schwebten wie zunehmendes Licht über den Wassern. Man vernahm ihre Stimmen, wenn sie nachdachten und beriethen, und als die Dämmerung anbrach, erschien der Mensch. Dann erging an die Wasser der Befehl, sich zurückzuziehen, die Erde ward errichtet, daß sie Frucht trage und daß das Tageslicht scheinen möge am Himmel und auf der Erde.

„‚Denn wir werden‘, sagten sie, ‚weder Ruhm noch Ehre von allem, was wir geschaffen haben, erlangen, ehe ein menschliches Wesen — ein mit Vernunft begabtes Wesen besteht.‘ [Dreimal wurde die Schöpfung des Menschen versucht, und dreimal mißlang sie; die einzigen Ueberbleibsel jener frühern Rasse sind kleine, in den Wäldern lebende Affen. Dann endlich kamen wirkliche Menschen zu Stande.]

„Vier Menschen werden als die wirklichen Ahnherren des Menschengeschlechtes oder vielmehr der Quiche-Rasse erwähnt. Sie waren weder von den Göttern erzeugt, noch von Frauen geboren, sondern ihre Schöpfung war ein Wunder, das der Schöpfer verrichtete. Sie konnten denken und sprechen, ihre Sehkraft war unbegrenzt und sie kannten alle Dinge auf einmal. Als sie ihrem Schöpfer für ihr Dasein gedankt, fürchteten sich die Götter, und sie hauchten eine Wolke über die Augen der Menschen, damit sie nur bis zu einer bestimmten Entfernung sehen und nicht den Göttern selbst gleich sein sollten. Während dann die vier Männer schliefen, gaben ihnen die Götter schöne Weiber, und diese wurden die

Ahnmütter aller Stämme, großer und kleiner. Diese Stämme, sowohl schwarze wie weiße, lebten und verbreiteten sich im Osten. Sie verehrten noch nicht die Götter, sondern erhoben nur ihr Antlitz zum Himmel und wußten kaum, was sie hier unten thun sollten. Ihre Gesichtszüge waren lieblich wie ihre Sprache, und ihr Verstand war scharf. . .

„Alle hatten nur eine Sprache, und bis dahin riefen sie weder Holz noch Stein an; sie gedachten allein des Wortes des Schöpfers, des Herzens des Himmels und der Erde. Und sie sprachen, während sie über das, was beim Anbruch des Tages noch verborgen war, nachdachten; und voll vom heiligen Worte, voll von Liebe, Gehorsam und Furcht verrichteten sie ihre Gebete, und ihre Augen zum Himmel erhebend, baten sie um Söhne und Töchter: ‚Heil! o Schöpfer und Bildner, du siehst und hörst uns; verlasse uns nicht, o Gott, du bist im Himmel und auf Erden, Herz des Himmels, Herz der Erde! Verleihe uns Kinder und Nachkommen, so lange als die Sonne und die Dämmerung sich erheben. Gewähre Saat und Licht. Laß uns stets auf offenem Pfade wandeln, auf Wegen ohne Hinterhalt. Laß uns stets mit den Unserigen in Ruhe und Frieden leben. Möge unser Dasein glücklich dahinfließen. Gib uns ein vorwurfsfreies Leben. Verleihe Saat für den Herbst und sende Licht.‘

„Dann schickten sie nach der Stadt Tulan, wo sie ihre Götter empfingen. Und als sich alle Stämme dort gesammelt hatten, ward ihre Sprache verändert, und nachdem sie in Tulan angekommen, verstanden sie einander nicht mehr. Dort trennten sie sich, und einige wandten sich nach Osten, andere kamen hierher. Selbst die Sprache der vier Ahnherren des Menschengeschlechts ward verschieden. ‚Ach!‘ sprachen sie, ‚wir haben unsere Sprache verlassen. Wie konnte das zugehen? Wir sind verloren! Wie konnten wir uns zum Irrthum verleiten lassen? Wir hatten nur eine Sprache, als wir nach Tulan kamen, und unsere Religion war dieselbe.‘ ‚Was wir gethan haben, war nicht recht‘, antworteten alle Stämme in den Wäldern und unter den Lianen.“ [1]

Das am meisten Bemerkenswerthe ist nicht, daß die Quiche diese Sage von der Sprachverwirrung und dem damit zusammenhängenden Anfange des Götzendienstes hatten; denn diese Sage findet sich bei vielen Völkern [2]. Vielmehr ist dies so auffallend, daß wir bei einem Volke, bei dem wir es kaum erwarten sollten, diese Ueberlieferung schriftlich

---

[1] Essays von M. Müller. Leipzig 1869. I. S. 289 ff.

[2] Lüken a. a. O. S. 307 ff.

fixirt finden. Ein gegründeter Zweifel an der Echtheit des Originals liegt nicht vor. Dasselbe ist übrigens erst im 16. Jahrhundert verfaßt worden, zu einer Zeit, als die Gefahr nahe lag, daß die bis dahin mündlich überlieferten Traditionen verloren gingen. „Der Autor wünschte, die Geschichten, welche er in seiner Kindheit von seinen Göttern und seinen Vorfahren gehört, vom Untergange zu retten." So hat er uns manche interessante Belehrungen über die Religion und Mythologie seiner Vorfahren aufbewahrt.

Was die Götternamen anbelangt, so wissen wir, daß Gucumatz kein anderer ist als Quetzalcoatl, und daß er als Sohn der Sonne und des Mondes galt. Hurakan war Sturmgott und Schöpfer. Die beiden höchsten Priester des Gucumatz und Hurakan standen an der Spitze der Priesterschaft des ganzen Landes. Der Cultus war grausam und kannibalisch wie in Mexico [1].

Während in ganz Mittelamerika im wesentlichen die gleiche Religion herrschte, hörte bei den Mosquito auf der Ostküste jede Spur von Cultur auf und war alles ungefähr auf demselben Standpunkt, wie auf den Antillen. Reste des alten Heidenthums haben sich bis heute erhalten in dem sogen. Nagualismus, dessen Anhänger die Gestirne verehren und gewisse Thiere als Symbole der Gottheit ansehen, sich aber hauptsächlich mit Zauberei abgeben.

5. Die Muisca und die Inca.

Zwischen Mittel-Amerika und Peru wohnte in Neu-Granada (Columbien) das Volk der Muisca, das durch eine gleich merkwürdige Civilisation ausgezeichnet ist. Der Guatavita-See kann als der Mittelpunkt dieser Cultur bezeichnet werden. Kupfer, Eisen, Zinn waren unbekannt, alle Geräthe und Waffen aus Holz oder Stein. Ackerbau und Industrie, Goldmünzen, genau geregelte Zeitrechnung waren mit Barbarei der ärgsten Art wunderlich verschmolzen. Das Staatswesen erinnert in mehr als einer Beziehung an die frühere japanische Verfassung. Neben der weltlichen Regierung bestand ein geistliches Regiment mit einem Oberpriester in Iraca. Die Muisca verehrten in Tempeln mit steinernen Säulen vorzüglich die Sonne, deren Cult, sowie die ganze Cultur, auf Botschika zurückgeführt wird. Dieser ist selbst ein göttliches Wesen und wird der

---

[1] Schneider a. a. O. I. S. 147.

Sonne fast gleichgestellt, ja oft als identisch mit derselben behandelt. Als Botschika nach Bogota kam, veranlaßte seine Begleiterin Huythaka durch ihre Zauberkünste eine Ueberschwemmung des Landes, wurde aber zur Strafe als Mond an den Himmel versetzt. Botschika schlug den Felsen von Tenquendama entzwei und gab den Wassern Abfluß: daher die jetzigen prächtigen Wasserfälle. Dann versammelte er die in der Flut nicht untergegangenen Muisca (Moxa, Tschibca), d. h. Menschen, und stiftete das Reich mit dem Heiligthum zu Iraca[1]. Es gab zahlreiche Tempel mit Bildern der Sonne, des Mondes und anderer Götzen. Man opferte auch gewissen Flüssen, Felsen und Seen; der Guatavita-See war ein Wallfahrtsort. Als ein böser Geist galt Fanagata, der bei Tunja vom Himmel gestiegen, aber von Botschika bezwungen worden war. Die Priester wurden aus höheren Familien genommen und sorgfältig erzogen; sie hatten außer dem Tempeldienst auch den Kalender zu besorgen. Menschenopfer waren gar nicht selten.

Ein viel bedeutenderes Volk sind die Inca, die wenige Jahrhunderte vor der spanischen Eroberung Peru in Besitz genommen hatten, und zwar nicht nur Peru im heutigen Sinne des Wortes, sondern auch Ecuador und einen Theil von Bolivia und Chile. „Die Blütezeit von Quito war jedenfalls die glanzvolle Regierung des großen Inca Huaynacapac. Nach langen blutigen Kriegen, deren Einzelheiten beweisen, daß weder die Peruaner noch die Einwohner des alten Königreichs Quito Feiglinge oder Barbaren gewesen sind, glückte es diesem Inca, zum Purpurdiadem der Kaiserkrone von Cuzco noch den Smaragd der Königskrone von Quito hinzuzufügen, welch letztere über die ganze Hochebene des heutigen Ecuador gebot. Doch war diese Annexion nicht einfach die Frucht schwer errungener Siege auf dem Schlachtfeld; der Inca bekam das Land bleibend nur dadurch, daß die einzige legitime Erbin des Königreichs ihm ihre Hand reichte. Und der kluge siegreiche Kaiser gewann bald die Herzen seiner neuen Unterthanen, gehörten sie ja zu derselben großen Völkerfamilie und redeten sie ein und dieselbe Sprache."[2]

Inca bedeutet „Nachkomme der Sonne" und ist zwar auch der Name des ganzen Volkes (der Kitschua), aber doch mit Auszeichnung der Ehrentitel des Herrschers. Nach der Sage hatte nämlich der Sonnengott inniges Mitleid mit den in Barbarei und Elend versunkenen Menschen.

---

[1] Ansichten der Natur. Von A. v. Humboldt. Stuttgart 1849. II. S. 375 ff.
[2] Nach Ecuador. Von J. Kolberg S. J. Freiburg 1881. S. 289.

Deshalb setzte er seine beiden Kinder Manco Capac und Mama Ocllo an die Ufer des Titicaca-Sees, damit sie die dort wohnenden Völker sittigten und in der Religion unterwiesen. Die beiden Sonnenkinder bauten einen Sonnentempel und legten um denselben herum die Stadt Cuzco an. Dann beriefen sie die Umwohner, lehrten sie Wohnungen errichten, den Acker bebauen und andere nützliche Künste üben. Als das Werk vollbracht war, stiegen die Götterkinder wieder zu ihren himmlischen Wohnungen hinauf, ließen aber einen Sohn und eine Tochter zurück, welche das Geschlecht der Inca begründeten. Weil also die Stammeltern zugleich Geschwister und Gatten sind, konnte der herrschende Inca, aber auch nur dieser allein, seine Schwester ehelichen.

Diese Sage deutet an, daß die Inca-Religion eine früher vorhandene verdrängt hat. In der That ist es nicht schwer zu bemerken, daß in der spätern Reichsreligion heterogene Bestandtheile miteinander verschmolzen sind. Das herrschende Volk machte es ähnlich wie die Römer; es unterdrückte die fremden Götter nicht, sondern gab denselben Bürgerrecht in seinem Pantheon. Daher nehmen mehrere Gottheiten einen so hohen Rang ein, daß derselbe eigentlich die Ausschließung jedes gleichgestellten Wesens verlangt. Es sind dies die Hauptgötter der verschiedenen Stämme.

Die ganze staatliche und religiöse Anschauungsweise der Inca erinnert sehr auffällig an das ostasiatische Reich der Mitte. Unbedingter Gehorsam gegen die Vorgesetzten, ängstliches Ceremoniell, Ehrfurcht vor den alten Gebräuchen, Geschicklichkeit in vielerlei künstlichen Handarbeiten zeichnen den Inca nicht minder aus als den Chinesen. Der Beherrscher von Peru war wie der Kaiser von China seiner Abstammung nach ein himmlisches Wesen. Jährlich zog er einmal in die Umgebung von Cuzco hinaus, um mit goldenem Pfluge das Feld zu durchfurchen und dadurch seine Werthschätzung des Ackerbaues an den Tag zu legen. Bei den Chinesen besteht genau dieselbe Sitte. Hier wie dort waren Läuferposten eingerichtet und das ganze Land von Straßen durchzogen, an denen von zwei zu zwei Stunden Posthäuser standen. Die Knotenschnüre bei den alten Chinesen und bei den Peruanern waren ganz gleich und hatten den Zweck, als eine Art Schrift zu dienen [1]. Zur Erklärung dieser Uebereinstimmung hat man bis jetzt keinen bessern Weg gefunden, als die Annahme einer einstigen Verbindung beider Völker. So sagt der Geograph Daniel

---

[1] Rauch, Die Einheit des Menschengeschlechtes. S. 315 ff. Abbildung der Knotenschrift bei Schütz-Holzhausen, Der Amazonas. S. 44.

bei der Beschreibung von Peru: „Vergleicht man Einrichtungen, Gebräuche, Ceremonien und Religion der alten Mexicaner, Bogotaner und Peruaner mit denen verschiedener asiatischer Völker, so erscheint es fast zweifellos, daß die Einwanderer, die unter dem Namen Quetzalcoatl, Botschica und Manco Capac vorkommen, ihren Weg nach Süd- und Centralamerika aus China oder anderen ostasiatischen Ländern gefunden haben." Andere nehmen dagegen an, daß die peruanische Cultur eine amerikanische, nicht importirte ist. Einen Grund der so überraschenden Aehnlichkeiten wissen diese nicht anzugeben.

Daß die „Söhne der Sonne" die Sonne verehrten, versteht sich von selbst; doch wurde die Sonne nicht verehrt, insofern sie ein todter Weltkörper ist, sondern man betrachtete entweder sie selbst als ein persönliches Wesen, oder sah in ihr nur die herrlichste Offenbarung des über ihr stehenden Gottes. Letztere Auffassung scheint durchaus die ältere zu sein. Schon der Name der höchsten Gottheit Inti, „Herr der Sonne", deutet darauf hin. Wenn die Verbindung der Peruaner mit den Chinesen ihre Richtigkeit hat, dann dürfte das Ti in diesem Namen dasselbe sein wie in dem chinesischen Schang Ti. Jedenfalls faßten die gebildeten Peruaner die Sache so auf, daß sie nicht die Sonne selbst, sondern den Herrn der Sonne verehrten. So sprach der große Inca Huyanacapac: „Viele behaupten, die Sonne lebe und sei Urheberin alles Geschaffenen; aber wer etwas hervorbringen will, muß bei der Sache bleiben, die er vorhat; und doch geschehen viele Dinge, während die Sonne abwesend ist, also ist sie nicht die Schöpferin des Ganzen. Auch darf man daran zweifeln, daß sie lebendig sei; denn in ihrem Kreislauf wird sie nie müde. Wäre sie aber belebt, so würde sie wie wir ermüden, und wäre sie frei, so käme sie gewiß auch an solche Himmelstheile, wo wir sie nie sehen. Die Sonne ist also wie ein Thier an ein Seil gebunden, um immer denselben Umlauf zu machen, oder wie ein Pfeil, der nur dahin geht, wohin man ihn schickt, nicht, wohin er selbst will." [1]

Diese Worte zeigen, daß der Volksglaube, dessen Thorheit der Fürst bekämpft, die Sonne selbst als lebendes Wesen und Urheber der Schöpfung auffaßte und verehrte. Zu der Sonne kam dann naturgemäß der Mond hinzu, dem man Silber opferte wie der Sonne Gold, weiterhin die Sterne, besonders der Venusstern, welcher der Page der Sonne ist. Auch der Regenbogen, Donner, Erde, Meer, Flüsse, Berge, Pflanzen,

---

[1] A. v. Humboldt a. a. O. II. S. 384 f. Brinton l. c. p. 55.

Thiere wurden verehrt. „Die alten Peruaner glaubten, alle Dinge in der Natur hätten ein Ideal oder eine Seele, welche dieselben regiere und leite, und zu der man um Hilfe flehen könne.“ [1] Noch nicht genug, jedem besondern Geschäfte stand auch ein besonderer Gott vor, und der einzelne wählte sich für seine Privatandacht jene Gottheit, die ihm am meisten zusagte. Trotzdem in späteren Zeiten des Reiches von erleuchteten Monarchen der Versuch gemacht wurde, der immer weiter um sich greifenden Vielgötterei einen Damm entgegenzusetzen und den unsichtbaren Herrn der Sonne wieder zur Anerkennung zu bringen [2], so gelang es doch nicht, den eingerissenen Polytheismus zu überwinden.

Gleichwohl ging der Glaube an Ein höchstes Wesen, den Schöpfer und Regierer der Welt, wie Prescott richtig bemerkt [3], nie ganz verloren, da jeder Stamm zwar die Götter der anderen Stämme nicht verwarf, aber doch seinem eigenen Gotte die Oberhoheit zuerkannte.

So hielten die Urbewohner von Peru Viracotscha, den Gott des Titicaca-See's, für das höchste Wesen. Er hatte, nach ihnen, die Sonne, den Mond und die Sterne geschaffen und denselben ihre Bahnen gewiesen. Von den Menschen, die er schuf, stammen die Inca ab. Er ist so sehr der höchste Gott, daß das Wort Viracotscha auch einfachhin „Gott“ im allgemeinen bezeichnet. Trotzdem hatte man ihm eine Frau beigegeben, die Regengöttin Tschoca [4].

Der Gott der Küstenbewohner war Patschacamac, den die Inca erst seit der Eroberung von Lima kennen lernten. Er war der Schöpfer der Sonne und der ganzen Welt, und sein Name galt als so heilig, daß man denselben nicht auszusprechen wagte. Man baute ihm keine Tempel, sondern glaubte, daß die Herzen der Menschen seine Tempel seien. Als äußeres Zeichen der Verehrung küßte man die Luft, vielleicht um die Unkörperlichkeit und Allgegenwart des Gottes anzudeuten. Auch bot man ihm zum Zeichen der Unterwerfung irgend eine Gabe dar, mochte dieselbe noch so gering sein. Wenn man nichts anderes hatte, genügte etwas Erde oder ein Stein. Als Patschacamac sich später dem Gott der Inca unterordnen mußte, wurde er zu einem Gott des Erdbebens herabgewürdigt, der, wie man glaubte, durch das Erdbeben anzeigte, daß er auf die Erde

[1] Schütz-Holzhausen a. a. O. S. 47.

[2] Waitz-Gerland a. a. O. IV. S. 449.

[3] Geschichte der Eroberung von Peru. Von W. H. Prescott. Leipzig 1848. I. S. 68.

[4] Réville l. c. p. 329 s. Brinton l. c. p. 178.

herabsteige, um die Menschen zu zählen [1]. Er erhielt Menschenopfer, was die Inca nicht zu verhindern vermochten, obschon sie dieser Art Opfer durchaus abgeneigt waren.

Der herrschende Inca war eigentlich auch der Oberpriester des ganzen Landes; denn als Sohn der Sonne vereinigte er in sich die höchste geistliche und weltliche Gewalt. Das Reich war eine Theokratie im strengen Sinne des Wortes, daher auch der ganze Grundbesitz in drei Theile getheilt, von denen der erste der Sonne und ihren Dienern, den Priestern, gehörte, der zweite dem Könige, der dritte dem Volke. Da aber der Inca unmöglich auch die geistlichen Geschäfte selbst versehen konnte, so hatte er als Stellvertreter den Villac Umu oder Huacapaillac, welcher der wirkliche Oberpriester war. Die höchsten Priesterstellen waren der herrschenden Familie vorbehalten. Die Priester wurden nur zum Theil für ihre ganze Lebensdauer bestellt, andere bloß auf eine bestimmte Zeit. Ihre Aufgabe war, den Tempeldienst zu besorgen und besonders die Opfer darzubringen. In Cuzco wurde jeden Tag ein Lamm geopfert; außer den Thieropfern brachte man auch Silber, Gold, Edelsteine, Blumen und Weihrauch dar.

Neben den Priestern gab es „Sonnenjungfrauen", von denen 500 aus den edelsten Familien in einem Kloster zu Cuzco in strengster Abgeschiedenheit lebten. Sie mußten versprechen, keinen andern Bräutigam zu haben als die Sonne, oder welchen die Sonne ihnen bestimmen würde. Aus ihnen wählte der Inca, welcher allein das Kloster betreten durfte, Frauen für sich und die Vornehmsten des Landes. Das Ehrenamt der Sonnenjungfrauen war die Unterhaltung des heiligen Feuers.

Außer den Opfern und Gebeten bestanden die Cultusacte in feierlichen Aufzügen, Musik, Gesang und Tanz, die besonders an den vier großen Jahresfesten den Hauptbestandtheil der Festlichkeit bildeten. Kleinere Feste fanden zahlreich im Laufe des Jahres statt, wie denn überhaupt die Peruaner nichts weniger als lässig in der Verehrung der Götter waren [2].

Auch den verstorbenen Inca wurde göttliche Ehre erwiesen. Ihr ganzer Haushalt und ihre Schätze blieben ihnen zu eigen. Ihr Vermögen wurde zum Unterhalt des Tempels verwendet, der ihre Leiche umschloß. Ein großes Dienstpersonal und namentlich die Familie der Hingeschiedenen war für ihren Cultus bestimmt. Doch nicht bloß von den Königen, sondern auch von den übrigen Menschen glaubte man, daß sie nach dem

[1] Waitz-Gerland a. a. O. IV. S. 449. 452.

[2] Prescott, Eroberung von Peru. S. 78 ff.

Tode fortlebten, und daß die Nichtswürdigen zu einem Leben voll Mühsal und Noth im Innern der Erde verstoßen würden, daß dagegen die Guten ein genußreiches Dasein droben im blauen Himmelsdom führten. Den Todten wurden oft Weiber und Sklaven in das Grab nachgesandt [1].

Der Gedanke an den Lohn im Jenseits begeisterte die Peruaner zum Dienste der Götter und zur Aufführung jener heiligen Bauwerke, die zu den Wundern der Welt gezählt werden. Der Tempel in Cuzco war ganz mit Goldplatten bedeckt. Auf dem Altar befand sich das Bild der Sonne, eine Goldplatte, die ein von Strahlen umgebenes Antlitz darstellte und so groß war, daß sie die ganze Breite des Tempels ausfüllte. Zu beiden Seiten des Tempels saßen die einbalsamirten Leichen der Inca auf goldenen Thronen. Der Tempel des Mondes war mit Silberplatten bedeckt und enthielt das silberne Bild des Mondes und die Leichen der Königinnen. So gab es noch zahlreiche Tempel im ganzen Lande, die alle im Glanze der edelsten Metalle und Gesteine erstrahlten. Einer krönte den Gipfel des Panecillo bei Quito und sandte das Funkeln seines Goldes weithin durch das Land. — Die spanischen Eroberer suchten ihren Golddurst an diesen unermeßlichen Reichthümern zu stillen. Aber die Einwohner flüchteten ihre Schätze und vergruben sie oder versenkten sie in die Tiefen der Gewässer. Wenn man später fragte, ob die Spanier alle Schätze des Inca erhalten, pflegten die Indianer wohl einen Haufen aus Maiskörnern zu bilden und eines davon herauszunehmen mit den Worten: „Das hat euch unser Herr Atahualpa (der letzte Inca) von seinen Schätzen gegeben; was ihm geblieben, ist das übrige.“ [2]

Was ist nun aus dem Volke geworden, das sich einst solcher Schätze, solcher Bauwerke, solcher Bildung rühmen konnte? Eine dreihundertjährige Bedrückung hat es zum großen Theil in den Zustand des Elendes und der Barbarei geschleudert. All die Herrlichkeit ist dahin. Die einstigen stolzen Herren des Landes fühlen sich nur mehr als Knechte. Die Indianer sind theils Christen, theils Heiden, alle aber leben in einer großen geistigen und religiösen Verlassenheit. Im Osten der Cordilleren wohnen wilde und halbwilde Indianer, die zum Theile Nachkommen der Inca sind und sich, wie es scheint, zur Zeit der Eroberung vor den Eindringlingen in die unwirthsamen Wälder zurückgezogen haben. Sie sind ein erschreckendes Beispiel, wie ehemals civilisirte Völker in die Barbarei zurücksinken können.

---

[1] Schneider a. a. O. I. S. 207. [2] Kolberg a. a. O. S. 292.

Unsere Wanderung ist zu Ende. Wir haben bei den Völkern aller Zeiten und Zonen uns nach ihrem Glauben und ihrer Religion erkundigt. Ueberall tönte uns das Bekenntniß entgegen: Es gibt einen Gott, einen Beherrscher und Leiter der Welt und der Menschen, einen Schützer der Frommen, einen Rächer der Frevel, einen Richter über Gut und Bös. Verschieden geartet fanden wir die Geschlechter in Bezug auf körperliche und geistige Entwicklung, in Anschauungen, Sitten, Sagen, Künsten, Wissenschaften und bürgerlichen Einrichtungen; aber kein Volk bewohnt die Erde oder hat sie je bewohnt, soweit unsere Kenntniß reicht, dessen Naturtrieb auf die Verneinung Gottes gegangen wäre. Alle sprechen oder stammeln wenigstens in ihrer Weise das Wort: Vater unser, der du bist in dem Himmel! Hier sind es gewaltige Naturereignisse, die den Menschen an eine höhere Macht erinnern; dort blickt der Erdensohn auf zu den leuchtenden Gestirnen und erkennt in den geordneten Bewegungen und in der großartigen Pracht der Himmelskörper das Werk eines ordnenden Geistes von unbegreiflicher Weisheit. Noch häufiger ist das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit, das zum starken Retter in der Noth das flehende Auge wendet; oder die Stimme des Gewissens, die mit unabweisbarer Autorität dem verstockten Verbrecher Verwerfung droht oder dem Reuigen Verzeihung verspricht. Bald bloßes Ahnen, bald klares Erkennen, bald lichte unverfälschte Wahrheit, bald stark entstellte und verzerrte Anschauungen. Aber für den, der hören will, tönt immer und überall klar und vernehmlich das eine Glaubensbekenntniß des ganzen Menschengeschlechtes: Wahrhaft, es existirt ein persönlicher Gott!

„Glaubet, daß zu allen Zeiten
Menschenherzen menschlich fühlen;
Daß auch in der Brust des Wilden
Lebt ein Streben, Ringen, Sehnen
Nach dem unbegriff'nen Guten;
Daß die Hände, schwach und hilflos,
Blind im Dunkeln tastend,
Gottes Hand im Dunkel fassen
Und sich heben und erstarken."

